Geschichte
der
Religion Jesu Christi.

Von
Friedrich Leopold Grafen zu Stolberg,
fortgesetzt
von
Friedrich v. Kerz.

Fortsetzung vierzehnter Band.

Mainz, 1835.
Bei Kirchheim, Schott & Thielmann.

Geschichte
der
Religion Jesu Christi.

Von
Friedrich Leopold Grafen zu Stolberg,
fortgesetzt
von
Friedrich v. Kerz.

Sieben und zwanzigster Band.

Mainz, 1835.
Bei Kirchheim, Schott & Thielmann.

Wiesbaden, gedruckt bei Ludwig Riedel.

Des
zweiten Zeitlaufes
vier und zwanzigster Zeitraum.

Von dem Frieden von Verdün 843,
bis zu der völligen Erlöschung des Carolingischen Hauses 987.

Erste Abtheilung.

Von dem Frieden von Verdün 843,
bis zum Tode Kaiser Karls II. 877 *).

I.

Einleitung.

1. Durch den Vertrag von Verdün war zwar der verderbliche Bruderkrieg für jetzt beendigt;

*) Nichts ist ärgerlicher, weil im höchsten Grade albern und ungerecht, als die entehrenden Beinamen, welche die alten Geschichtschreiber den Prinzen aus dem carolingischen Hause beilegen: der Kahle, der Dicke, der Einfältige, der Stammler, das Kind 2c. Wir begreifen nicht, warum die neueren Geschichtschreiber diese Albernheiten beibehalten haben, es müßte denn seyn als Beweise, wie tief die königliche Würde und das königliche Ansehen schon unter den Carolingern gesunken, und wie wenig die alten Chro-

aber der Friede, den er den Völkern brachte; blos von dem Drang gebieterischer Umstände herbeigeführt, hatte leider keine andere Bürgschaft seiner Dauer, als die Einigkeit dreier Prinzen, deren unbegrenzte Herrschsucht selbst die zartesten und heiligsten Bande der Natur so oft schon zerrissen hatte. Friede war freilich ein allgemein gefühltes, höchst dringendes Bedürfniß gewesen. Aber es dauerte nicht lange, so ward die Nation, jetzt zwar getheilt in mehrere von einander unabhängige Völker, jedoch durch lange Gewohnheit, wie durch gemeinschaftlichen Namen, und die Familienverhältnisse ihrer Beherrscher noch immer mit einander verbunden, über

niker fähig waren, ihr Jahrhundert, wie die Charaktere ihrer Könige, deren Regierung und Regentenwerth zu beurtheilen. Offenbar muß Vieles von Dem, worüber man diesen Fürsten so oft Vorwürfe gemacht, blos der Zeit und der Nation, worin und worüber sie herrschten, zur Last gelegt werden. Es ist zwar nicht zu leugnen, daß man bei allen Carolingern, von Ludwig dem Frommen an bis auf Ludwig V. († 987) weder ausgezeichnete Geistesgaben, noch vorzügliche Herrschertalente findet; aber eben so wahr ist es auch, daß selbst jene von diesen Fürsten, welche am wenigsten auf historische Würdigung Anspruch machen können, dennoch dergleichen verächtliche, ihr Andenken durch alle Jahrhunderte hindurch schmähende Beinamen durchaus nicht verdient haben. Aus diesem Grunde, und auch weil wir es für die Würde der Geschichte geziemender halten, werden wir für die Zukunft uns dieser pöbelhaften Epitheten gänzlich enthalten. — Da die französischen Geschichtschreiber, obgleich nicht mit vollem Rechte, Carl den Großen an die Spitze ihrer Könige aus der zweiten Dynastie stellen; so ist auch Ludwigs des Frommen jüngster Sohn, von welchem hier die Rede seyn wird, sowohl in der Reihe der französischen Könige, als auch in jener der römischen Kaiser unstreitig Carl der Zweite.

die Natur und Beschaffenheit jenes so sehr ersehnten Friedens vollkommen enttäuscht. Schon in dem gleich darauf folgenden Jahre wurden die Nachtheile der geschehenen Trennung, und der ganz isolirten Stellung der vorher unter einem und demselben Scepter vereinten Völker allgemein, zum Theil selbst sehr schmerzhaft empfunden, und jeder Verständige, welchem Ländertheil er auch angehören mochte, fing nun an, die grausame und unzeitige Zersplitterung der großen fränkischen Gesammtmonarchie als ein unseliges, für Kirche und Staat, wie für die ganze abendländische Christenheit gleich unglückliches Ereigniß zu beklagen *).

*) Quellenschriften der Geschichte dieses Zeitraumes sind: a) **Annales Bertiniani** von **Prudentius Trecensis** und **Hincmarus Rhemensis**. Ersterer war ein geborner Spanier, mit dem Zunamen Grimaldo, ward Bischof von Troyes, stand bei seinen Zeitgenossen in großem Ansehen, und wohnte mehreren in Frankreich gehaltenen Concilien bei. Der in den bertinianischen Annalen von ihm geschriebene Theil beginnt mit dem Jahre 835 und endigt mit dem Jahre 861. Von Hincmar von Rheims, dessen Leben in viele der wichtigsten Ereignisse in Frankreich verflochten war, wird in der Folge noch oft die Rede seyn. Sein Antheil an den bertin. Ann. reicht bis in das Jahr 882, in welchem er gegen das Ende desselben, nämlich am 21. Dec. zu Epernay starb, wohin er, als die Normänner sich Rheims näherten, geflohen war. — b) **Annales Xantenses et Vedastini**; die ersteren gehen bis zum Jahre 874, die anderen bis zu 900. c) **Regino, Chronicorum libri duo.** Regino (Rhegino) aus einem adeligen Geschlecht entsprossen und aus Altrip bei Speier gebürtig, war Abt des Benediktinerklosters zu Prüm, ward aber im Jahre 899, nachdem er ungefähr sieben Jahre diesem Kloster vorgestanden hatte, gezwungen, seine Stelle einem Andern zu überlassen, und starb 915 als Abt des Martinusklosters zu Trier. Seine Chronik, die mit Chr.

2. Die Ländertheilung selbst war, was sie unter Königen, wie Lothar, Ludwig und Carl, nothwendig seyn mußte, nämlich ein von blinder Leidenschaft erzeugtes, und dem höchsten Unverstand geordnetes Werk. Den von den Bischöfen im vorigen Jahre gegebenen weisen Rath *) hatte man nicht beachtet, die Theilung blos nach gemeiner Berechnung des Flächeninhalts der Länder, deren Einkünfte und des Werthes der noch darin liegenden Krongüter vollzogen. Die neuen Reiche hatten demnach weder natürliche und sichere Grenzen, noch einen innern, festen, nationellen Verband. Was die Natur vereint, war getrennt, und vereint worden, was sie getrennt hatte. Ripuarische Franken z. B. machten jetzt nicht mehr ein und dasselbe Volk aus; und in Lothars Reichsantheil, jenem schmalen, jedoch ungeheuer langen, von der Mündung der Schelde und des Rheins bis an das Mittelmeer sich hinstreckenden und von hohen Gebirgsketten durchschnittenen Länderdarm, waren Italiäner und Friesländer, Lon-

---

Geburt anfängt, geht bis zum Jahr 909. — d) **Erchemperti, Monachi Cassin. Hist. de gest. Princip. Benevent. epit. chron. et hist. ab anno 774 ad annum 912.** Muratori **Script. rer. Ital. T. 5.** — e) Die Briefe der in dieser Periode regierenden Päbste, die Capitularien Carls **II.**, sowie die Verhandlungen mehrerer Concilien verbreiten ebenfalls vieles Licht über die Geschichte dieses Zeitraums, besonders über jene von Frankreich. — Von uns zu Rathe gezogen wurden die nämlichen, schon in dem vorigen Bande angegebenen Werke neuerer Geschichtschreiber, zu denen jedoch jetzt auch noch der zweite Theil der trefflichen, von dem bekannten talentvollen Herrn Professor Philips herausgegebenen Geschichte der Deutschen hinzukommt.

*) Man sehe der Fortsetzung 13. Band, Abschn. 17. §. 8. in der Note am Ende des Paragraphen.

gobarden und Rheinländer jetzt Landsleute und Bürger eines und desselben Staates.

3. Am übelsten kam unstreitig Carl bei dieser Theilung hinweg. Bekanntlich erhielt er alle Länder westlich der Maas, der Saone und Rhone, also Neustrien, einen Theil von Burgund, Bretagne, Aquitanien und die spanische Mark. Wie man sieht, waren die Grenzen des jetzt entstehenden, eigentlichen Frankreichs um vieles tiefer als heut zu Tage in das Innere des Landes zurückgezogen, erstreckten sich jedoch auf der andern Seite weit über die Pyrenäen bis an den Ebro hinaus. Aber leider war Carl nichts weniger als wahrhaft Herr über die ihm zugefallenen Ländertheile. Die spanische Mark z. B. besaß er gleichsam blos vermöge eines von den Sarazenen ihm ertheilten Pachtbriefes, der jedoch, wie wir hören werden, nur gar zu bald an Andere übertragen ward. Eben so hatten auch die Bretagner, während des langen Familienzwistes in dem carolingischen Hause sich der fränkischen Oberherrschaft beinahe völlig entzogen, und erst unlängst gerade zur Zeit der Theilung ihrem Herzog Romenoi königliche Würde und Titel beigelegt. Gleich mißlich stand es auch mit Carls Herrschaft über Aquitanien. Pipin wußte sich in seinem väterlichen Erbe zu behaupten, und Carl ward gezwungen, sich mit einem Akt scheinbarer Unterwerfung zu begnügen, der blos darin bestand, daß Pipin versprach, seinen Oheim in Zukunft so zu ehren, wie es ihm als dessen Neffen gezieme. Endlich hatten in allen übrigen Provinzen die großen Vasallen sehr geschickt Carls öftere Verlegenheit während des Krieges zu ihrem Vortheil zu benutzen gewußt und zwar so, daß der König jetzt mehr von ihnen, als sie von dem König abhängig waren, und Carl nur dann, wenn es in

dem eigenen Interesse seiner Großen lag, sich von ihnen einige Folgsamkeit versprechen durfte.

4. Indessen konnte Carl sich doch einstweilen mit der Aussicht auf eine ganz gewisse und wahrscheinlich auch ziemlich nahe und bessere Zukunft trösten. Jeder Kraft, mithin auch jeder politischen Macht ist nämlich ein gewisses Streben eigen, über alles, was in ihrem kleinern oder größern Wirkungskreise, mithin nicht außerhalb der von der Natur ihr gesetzten Schranken liegt, sich nach und nach zu verbreiten, und endlich es in sich aufzunehmen, und eben so wird auch, vermöge dem Gesetze der politischen Attraktion alles, was in dem politischen und militärischen Bereiche der größeren Macht liegt, sich zur Einigung mit derselben angezogen fühlen. Nun aber waren seit den ältesten Zeiten Bretagne, Burgund, die Provence, Aquitanien ꝛc. integrirende Theile von Gallien *). Erst nach Ein-

---

*) Es versteht sich von selbst, daß diese Provinzen unter der römischen Herrschaft andere Namen führten. Bretagne z. B. hieß Armorika. Das Königreich Burgund entstand erst, nachdem die Burgundionen sich im Anfange der ersten Hälfte des 5. Jahrhunderts in Gallien niedergelassen hatten. Der Namen Burgund erstreckte sich anfänglich blos auf das zu der Römer Zeiten sogenannte **Sabogia** zwischen der Rhone und den Alpen, später aber auch auf **Lugdunensis prima**, **Maxima Sequana** und **Viennensis** bis an die Dürance (damals **Durentia**). — Die Provence war ein kleiner Theil der **Provincia Romana**, welche schon vor Galliens Eroberung durch Cäsar den Römern unterworfen war, sich von den Pyrenäen im Westen bis an die Alpen im Osten erstreckte, und unter August den Namen **Gallia Narbonnensis** erhielt. — Eben so mit allen übrigen Provinzen. Nur Aquitanien blieb sein von den ältesten Zeiten

wanderung der germanischen Volksstämme in die römischen Provinzen, und als Westgothen, Burgunder, Alanen und endlich auch Franken sich in Gallien niederließen, zerfiel dasselbe in mehrere von den eingewanderten Völkern errichtete kleine Reiche, die aber bald wieder theils schon von Clodowig, theils von dessen ersten Nachfolgern, bis auf Septimanien, welches noch längere Zeit den Westgothen in Spanien blieb, zu einem Gesammtstaat vereint wurden. Jetzt hatte man abermals mehrere Provinzen von Gallien *) getrennt, aber weil durch lange Rückerinnerung, durch Geschichte, Sprache und Nationaleigenthümlichkeit noch immer auf das engste verbunden, war es vorauszusehen, daß diese unnatürliche Trennung auf die Länge keinen Bestand haben werde. Wirklich kam auch schon unter Carl selbst, obgleich derselbe ungleich weniger durch seine Persönlichkeit, als blos durch seine hohe Stellung in die Ereignisse seiner Zeit eingriff, die Ver-

her ihm gewordene Name; einzele Theile davon erhielten jedoch in spätern Zeiten von den Römern wieder andere Namen, wie z. B. die Landschaft Gascogne, welche in frühern Zeiten **Novempopulania** hieß ꝛc. ꝛc.

*) Der Name **Gallia** wird nun von den damaligen Chronikern auf das neue wieder sehr häufig gebraucht. Er ist jetzt gleichbedeutend mit **Francia occidentalis**, mit welcher Benennung man den ganzen, Carl zugefallenen Ländertheil bezeichnete. Kommt der Name **Francia** allein vor, so erstreckt er sich nicht blos auf das Reich Carls, sondern auch auf Lothars sämmtliche Länder diesseits der Alpen. Die ganze Gegend den Main hinauf nannte man ebenfalls **Francia**, (Frankenland), welche Benennung noch immer bis auf den heutigen Tag einer, obschon in ungleich engern Grenzen eingeschlossenen deutschen Landschaft geblieben ist.

und der große fränkische Riesenkörper unter den

Das Gedicht besteht aus hundert siebenzig Versen, ist demnach zu lang, um seinem ganzen Inhalt nach hier unsern Lesern mitgetheilt zu werden. Indessen können wir doch nicht umhin, wenigstens nachstehende, mit dem siebenzigsten Vers anfangende und bis zum acht und achtzigsten Vers fortlaufende Stelle hier auszuheben. Nachdem Florus ein, in seinen Zügen gar nicht übertriebenes Bild von der Verödung der Länder, dem Elende der Völker und dem bejammernswerthen Zustand der Kirche entworfen hat, fährt er folgender Weise fort:

At nunc tantus apex, tanto de culmine lapsus,
Florea ceu quondam capiti dejecta corona,
Quam varius texit redolenti gramine fulgor,
Cunctorum teritur pedibus: diademate nudus
Perdidit imperii pariter nomenque decusque,
Et regnum unitum concidit sorte triformi.
Induperator ibi prorsus jam nemo putatur: (Induperator so viel als Imperator)
Pro rege est regulus, pro regno fragmina regni,
Conciliis crebris quæruntur furta nocendi;
Conventu assiduo populantur jura salutis;
Cassatur generale bonum, sua quisque tuetur
Omnia sunt curæ; Deus est oblivio solus.
Pastores Domini soliti concurrere in unum
Discidio rerum Synodalia nulla frequentant.
Concio jam populi nulla est, jus omne secessit.
Frustra huc legatus, aula est ubi nulla, recurrat.
Quid faciunt populi quos ingens alluit Hister?
Quos Rhenus, Rhodanusque rigant, Ligerisve Padusve?
Quos omnes dudum tenuit concordia nexos,
Fœdere nunc rupto divortia mæsta fatigant.

— — Seines großen Talents und viel umfassender Gelehrsamkeit wegen erhielt Florus von seinen Zeitgenossen den Beinamen Magister. Von seinen großen Geistesgaben wie von dem Reichthum seiner Kenntnisse gibt der berühmte Walafrid Strabo, in einem Schreiben an den Erzbischof von Lyon, uns ungemein hohe Begriffe. Florus hinterließ viele Schriften, größtentheils theologischen und dogmati-

Händen geistloser Staatsanatomiker zerstückt werden sollte; so mußten wenigstens das Zeitalter wie die theilenden Partheien reif genug seyn, um ihr wirklich permanentes Interesse und das Glück ihrer Völker, wie das Gesammtwohl der abendländischen Christenheit aus dem einzigen wahren Standpunkt aufzufassen, mithin bei der Theilung aus ganz andern weit höhern Grundsätzen auszugehen. Nur in diesem Falle hätte vielleicht ein, einen hohen Grad menschlicher Weisheit und ächter christlicher Staatsklugheit beurkundender Vertrag zu Stande kommen können, da im Gegentheil jede blos mit der Meßruthe vorgenommene Theilung nothwendig nichts anders als ein Werk höchsten menschlichen Unverstandes werden mußte. Lothar, weil mit der kaiserlichen Würde geschmückt, die er jedoch blos als ein Mittel zur Befriedigung seiner Ländergier betrachtete, hätte durchaus blos mit Italien sich begnügen, aber auch dessen Grenzen über einen Theil der Schweiz und das südliche Tyrol weiter hinausgerückt, und endlich die Gesammtkräfte der ganzen

---

schen Inhalts, wovon die meisten auf uns gekommen sind. Nach dem Urtheil gelehrter Kritiker zeichnen sich Florus Schriften vor allen andern seines Jahrhunderts sowohl durch Klarheit in den Ideen, als Reinheit in der Sprache aus; es versteht sich, so viel nämlich von Eleganz und Correktheit in der lateinischen Sprache in dem 9ten Jahrhundert noch die Rede seyn konnte. Seinen Gedichten wird nicht gleicher Werth beigelegt. Einige davon zeugen von ächt poetischem Geiste, während andere blos wegen des darin beobachteten Sylbenmaßes mit einem Gedicht einige Aehnlichkeit haben. (**Ceillier Hist. des aut. sac. et eccles. T. 19.**) — Florus blieb beinahe sein ganzes Leben hindurch Diacon. Erst gegen das Ende desselben erhielt er die priesterliche Würde. Er starb in dem Jahre 859 oder 60.

Wiesbaden, gedruckt bei Ludwig Riedel.

Des

zweiten Zeitlaufes vier und zwanzigster Zeitraum.

Von dem Frieden von Verdün 843, bis zu der völligen Erlöschung des Carolingischen Hauses 987.

Erste Abtheilung.

Von dem Frieden von Verdün 843, bis zum Tode Kaiser Karls II. 877 *).

I.

1. Durch den Vertrag von Verdün war war der verderbliche Bruderkrieg für jetzt beendigt; Einleitung.

*) Nichts ist ärgerlicher, weil im höchsten Grade albern und ungerecht, als die entehrenden Beinamen, welche die alten Geschichtschreiber den Prinzen aus dem carolingischen Hause beilegen: der Kahle, der Dicke, der Einfältige, der Stammler, das Kind ꝛc. Wir begreifen nicht, warum die neueren Geschichtschreiber diese Albernheiten beibehalten haben, es müßte denn seyn als Beweise, wie tief die königliche Würde und das königliche Ansehen schon unter den Carolingern gesunken, und wie wenig die alten Chro-

aber der Friede, den er den Völkern brachte; blos von dem Drang gebieterischer Umstände herbeigeführt, hatte leider keine andere Bürgschaft seiner Dauer, als die Einigkeit dreier Prinzen, deren unbegrenzte Herrschsucht selbst die zartesten und heiligsten Bande der Natur so oft schon zerrissen hatte. Friede war freilich ein allgemein gefühltes, höchst dringendes Bedürfniß gewesen. Aber es dauerte nicht lange, so ward die Nation, jetzt zwar getheilt in mehrere von einander unabhängige Völker, jedoch durch lange Gewohnheit, wie durch gemeinschaftlichen Namen, und die Familienverhältnisse ihrer Beherrscher noch immer mit einander verbunden, über

niker fähig waren, ihr Jahrhundert, wie die Charaktere ihrer Könige, deren Regierung und Regentenwerth zu beurtheilen. Offenbar muß Vieles von Dem, worüber man diesen Fürsten so oft Vorwürfe gemacht, blos der Zeit und der Nation, worin und worüber sie herrschten, zur Last gelegt werden. Es ist zwar nicht zu leugnen, daß man bei allen Carolingern, von Ludwig dem Frommen an bis auf Ludwig V. († 987) weder ausgezeichnete Geistesgaben, noch vorzügliche Herrschertalente findet; aber eben so wahr ist es auch, daß selbst jene von diesen Fürsten, welche am wenigsten auf historische Würdigung Anspruch machen können, dennoch dergleichen verächtliche, ihr Andenken durch alle Jahrhunderte hindurch schmähende Beinamen durchaus nicht verdient haben. Aus diesem Grunde, und auch weil wir es für die Würde der Geschichte geziemender halten, werden wir für die Zukunft uns dieser pöbelhaften Epitheten gänzlich enthalten. — Da die französischen Geschichtschreiber, obgleich nicht mit vollem Rechte, Carl den Großen an die Spitze ihrer Könige aus der zweiten Dynastie stellen; so ist auch Ludwigs des Frommen jüngster Sohn, von welchem hier die Rede seyn wird, sowohl in der Reihe der französischen Könige, als auch in jener der römischen Kaiser unstreitig **Carl der Zweite.**

die Natur und Beschaffenheit jenes so sehr ersehnten Friedens vollkommen enttäuscht. Schon in dem gleich darauf folgenden Jahre wurden die Nachtheile der geschehenen Trennung, und der ganz isolirten Stellung der vorher unter einem und demselben Scepter vereinten Völker allgemein, zum Theil selbst sehr schmerzhaft empfunden, und jeder Verständige, welchem Ländertheil er auch angehören mochte, fing nun an, die grausame und unzeitige Zersplitterung der großen fränkischen Gesammtmonarchie als ein unseliges, für Kirche und Staat, wie für die ganze abendländische Christenheit gleich unglückliches Ereigniß zu beklagen *).

*) Quellenschriften der Geschichte dieses Zeitraumes sind: a) **Annales Bertiniani** von **Prudentius Trecensis** und **Hincmarus Rhemensis**. Ersterer war ein geborner Spanier, mit dem Zunamen Grimaldo, ward Bischof von Troyes, stand bei seinen Zeitgenossen in großem Ansehen, und wohnte mehreren in Frankreich gehaltenen Concilien bei. Der in den bertinianischen Annalen von ihm geschriebene Theil beginnt mit dem Jahre 835 und endigt mit dem Jahre 861. Von Hincmar von Rheims, dessen Leben in viele der wichtigsten Ereignisse in Frankreich verflochten war, wird in der Folge noch oft die Rede seyn. Sein Antheil an den bertin. Ann. reicht bis in das Jahr 882, in welchem er gegen das Ende desselben, nämlich am 21. Dec. zu Epernay starb, wohin er, als die Normänner sich Rheims näherten, geflohen war. — b) **Annales Xantenses et Vedastini**; die ersteren gehen bis zum Jahre 874, die anderen bis zu 900. c) **Regino, Chronicorum libri duo.** Regino (Rhegino) aus einem adeligen Geschlecht entsprossen und aus Altrip bei Speier gebürtig, war Abt des Benediktinerklosters zu Prüm, ward aber im Jahre 899, nachdem er ungefähr sieben Jahre diesem Kloster vorgestanden hatte, gezwungen, seine Stelle einem Andern zu überlassen, und starb 915 als Abt des Martinusklosters zu Trier. Seine Chronik, die mit Chr.

2. Die Ländertheilung selbst war, was sie unter Königen, wie Lothar, Ludwig und Carl, nothwendig seyn mußte, nämlich ein von blinder Leidenschaft erzeugtes, und dem höchsten Unverstand geordnetes Werk. Den von den Bischöfen im vorigen Jahre gegebenen weisen Rath *) hatte man nicht beachtet, die Theilung blos nach gemeiner Berechnung des Flächeninhalts der Länder, deren Einkünfte und des Werthes der noch darin liegenden Krongüter vollzogen. Die neuen Reiche hatten demnach weder natürliche und sichere Grenzen, noch einen innern, festen, nationellen Verband. Was die Natur vereint, war getrennt, und vereint worden, was sie getrennt hatte. Ripuarische Franken z. B. machten jetzt nicht mehr ein und dasselbe Volk aus; und in Lothars Reichsantheil, jenem schmalen, jedoch ungeheuer langen, von der Mündung der Schelde und des Rheins bis an das Mittelmeer sich hinstreckenden und von hohen Gebirgsketten durchschnittenen Länderdarm, waren Italiäner und Friesländer, Lon-

Geburt anfängt, geht bis zum Jahr 909. — d) **Erchemperti, Monachi Cassin. Hist. de gest. Princip. Benevent. epit. chron. et hist. ab anno 774 ad annum 912.** Muratori **Script. rer. Ital. T. 5.** — e) Die Briefe der in dieser Periode regierenden Päbste, die Capitularien Carls **II.**, sowie die Verhandlungen mehrerer Concilien verbreiten ebenfalls vieles Licht über die Geschichte dieses Zeitraums, besonders über jene von Frankreich. — Von uns zu Rathe gezogen wurden die nämlichen, schon in dem vorigen Bande angegebenen Werke neuerer Geschichtschreiber, zu denen jedoch jetzt auch noch der zweite Theil der trefflichen, von dem bekannten talentvollen Herrn Professor Philips herausgegebenen Geschichte der Deutschen hinzukommt.

*) Man sehe der Fortsetzung 13. Band, Abschn. 17. §. 8. in der Note am Ende des Paragraphen.

gobarden und Rheinländer jetzt Landsleute und Bürger eines und desselben Staates.

3. Am übelsten kam unstreitig Carl bei dieser Theilung hinweg. Bekanntlich erhielt er alle Länder westlich der Maas, der Saone und Rhone, also Neustrien, einen Theil von Burgund, Bretagne, Aquitanien und die spanische Mark. Wie man sieht, waren die Grenzen des jetzt entstehenden, eigentlichen Frankreichs um vieles tiefer als heut zu Tage in das Innere des Landes zurückgezogen, erstreckten sich jedoch auf der andern Seite weit über die Pyrenäen bis an den Ebro hinaus. Aber leider war Carl nichts weniger als wahrhaft Herr über die ihm zugefallenen Ländertheile. Die spanische Mark z. B. besaß er gleichsam blos vermöge eines von den Sarazenen ihm ertheilten Pachtbriefes, der jedoch, wie wir hören werden, nur gar zu bald an Andere übertragen ward. Eben so hatten auch die Bretagner, während des langen Familienzwistes in dem carolingischen Hause sich der fränkischen Oberherrschaft beinahe völlig entzogen, und erst unlängst gerade zur Zeit der Theilung ihrem Herzog Romenoi königliche Würde und Titel beigelegt. Gleich mißlich stand es auch mit Carls Herrschaft über Aquitanien. Pipin wußte sich in seinem väterlichen Erbe zu behaupten, und Carl ward gezwungen, sich mit einem Akt scheinbarer Unterwerfung zu begnügen, der blos darin bestand, daß Pipin versprach, seinen Oheim in Zukunft so zu ehren, wie es ihm als dessen Neffen gezieme. Endlich hatten in allen übrigen Provinzen die großen Vasallen sehr geschickt Carls öftere Verlegenheit während des Krieges zu ihrem Vortheil zu benutzen gewußt und zwar so, daß der König jetzt mehr von ihnen, als sie von dem König abhängig waren, und Carl nur dann, wenn es in

dem eigenen Interesse seiner Großen lag; sich von ihnen einige Folgsamkeit versprechen durfte.

4. Indessen konnte Carl sich doch einstweilen mit der Aussicht auf eine ganz gewisse und wahrscheinlich auch ziemlich nahe und bessere Zukunft trösten. Jeder Kraft, mithin auch jeder politischen Macht ist nämlich ein gewisses Streben eigen, über alles, was in ihrem kleinern oder größern Wirkungskreise, mithin nicht außerhalb der von der Natur ihr gesetzten Schranken liegt, sich nach und nach zu verbreiten, und endlich es in sich aufzunehmen, und eben so wird auch, vermöge dem Gesetze der politischen Attraktion alles, was in dem politischen und militärischen Bereiche der größeren Macht liegt, sich zur Einigung mit derselben angezogen fühlen. Nun aber waren seit den ältesten Zeiten Bretagne, Burgund, die Provence, Aquitanien ꝛc. integrirende Theile von Gallien *). Erst nach Ein-

*) Es versteht sich von selbst, daß diese Provinzen unter der römischen Herrschaft andere Namen führten. Bretagne z. B. hieß Armorika. Das Königreich Burgund entstand erst, nachdem die Burgundionen sich im Anfange der ersten Hälfte des 5. Jahrhunderts in Gallien niedergelassen hatten. Der Namen Burgund erstreckte sich anfänglich blos auf das zu der Römer Zeiten sogenannte **Sabogia** zwischen der Rhone und den Alpen, später aber auch auf **Lugdunensis prima**, **Maxima Sequana** und **Viennensis** bis an die Dürance (damals **Durentia**). — Die Provence war ein kleiner Theil der **Provincia Romana**, welche schon vor Galliens Eroberung durch Cäsar den Römern unterworfen war, sich von den Pyrenäen im Westen bis an die Alpen im Osten erstreckte, und unter August den Namen **Gallia Narbonnensis** erhielt. — Eben so mit allen übrigen Provinzen. Nur Aquitanien blieb sein von den ältesten Zeiten

wanderung der germanischen Volksstämme in die römischen Provinzen, und als Westgothen, Burgunder, Alanen und endlich auch Franken sich in Gallien niederließen, zerfiel dasselbe in mehrere von den eingewanderten Völkern errichtete kleine Reiche, die aber bald wieder theils schon von Clodowig, theils von dessen ersten Nachfolgern, bis auf Septimanien, welches noch längere Zeit den Westgothen in Spanien blieb, zu einem Gesammtstaat vereint wurden. Jetzt hatte man abermals mehrere Provinzen von Gallien *) getrennt, aber weil durch lange Rückerinnerung, durch Geschichte, Sprache und Nationaleigenthümlichkeit noch immer auf das engste verbunden, war es vorauszusehen, daß diese unnatürliche Trennung auf die Länge keinen Bestand haben werde. Wirklich kam auch schon unter Carl selbst, obgleich derselbe ungleich weniger durch seine Persönlichkeit, als blos durch seine hohe Stellung in die Ereignisse seiner Zeit eingriff, die Ver-

---

her ihm gewordene Name; einzele Theile davon erhielten jedoch in spätern Zeiten von den Römern wieder andere Namen, wie z. B. die Landschaft Gascogne, welche in frühern Zeiten **Novempopulania** hieß 2c. 2c.

*) Der Name **Gallia** wird nun von den damaligen Chronikern auf das neue wieder sehr häufig gebraucht. Er ist jetzt gleichbedeutend mit **Francia occidentalis**, mit welcher Benennung man den ganzen, Carl zugefallenen Ländertheil bezeichnete. Kommt der Name **Francia** allein vor, so erstreckt er sich nicht blos auf das Reich Carls, sondern auch auf Lothars sämmtliche Länder diesseits der Alpen. Die ganze Gegend den Main hinauf nannte man ebenfalls **Francia**, (Frankenland), welche Benennung noch immer bis auf den heutigen Tag einer, obschon in ungleich engern Grenzen eingeschlossenen deutschen Landschaft geblieben ist.

einigung der von ihrem Körper getrennten Glieder, wenn auch nicht gänzlich, doch zum Theile wieder zu Stande. Einstweilen befand sich jedoch Carl auch noch nach dem Vertrage von Verdün beinahe in keiner viel bessern Lage, als vorher. An erhaltenem Gebiete stand er seinen Brüdern weit nach, und da seiner mächtigen, nach Unabhängigkeit gelüstenden Vasallen widerstreitendes Interesse keine Einheit des politischen Strebens möglich machte, so gebrach es auch seinem Reiche eben so sehr an innerer Stärke, wie ihm selbst an dem gehörigen Ansehen, und der jetzt so durchaus nothwendigen, Alles auf das neue impulsirenden königlichen Gewalt.

5. Das beste Loos war bei der Theilung offenbar auf Ludwig gefallen. Er hatte ganz Germanien bis an den Rheinstrom erhalten. Sein Reich war demnach wenigstens auf drei Seiten vollkommen geründet und geschlossen. Nördlich, südlich und östlich von dem Eiderstrom, den Alpen und den böhmischen Gebirgen und Wäldern begränzt, hatte es seine schwächste, weil unnatürliche Grenze blos gegen Westen, wo der Rhein Ludwigs Gebiet von jenem seines Bruders trennte. Aber große, schiffbare Ströme sind selten eine natürliche Gränzscheidung. Am wenigsten war es jetzt der Rheinstrom, der vielmehr die beiden Ufer, längst schon der Sitz blühender Cultur, durch den von ihm so sehr erleichterten Handel und Produktentausch zu einem Ganzen *) verband. Der lebhafte Verkehr der Ufer-

*) Die Idee, daß ein Fluß die beiden Ufer zu einem Ganzen verbinde, wird sogar auch in den Sprachen aller cultivirten Völker ausgedrückt. So z. B. sagt man das Innthal, das Neckarthal, das Do-

bewohner ward nun unterbrochen; nach und nach immer mehr gelähmt, und als man endlich bald darauf, unter dem Vorwand die Grenzen zu sichern, gar anfing, auf beiden Ufern feste Burgen an Burgen zu erbauen, die aber in den jetzt immer wilder und gesetzloser werdenden Zeiten den unbändigen und raubsüchtigen Vasallen und Herren nur neue Mittel zu unaufhörlichen gegenseitigen Befehdungen und räuberischen Einfällen darboten, so ward am Ende alle Cultur der von der Natur so sehr begünstigten und einst durch Handel bereicherten Rheinprovinzen bis auf den Keim zerstört.

6. Es ist unbegreiflich, wie neuere Geschichtschreiber, und selbst Männer von Gewicht, den Theilungsvertrag von Verdün als ein Werk höchster menschlicher Weisheit betrachten konnten *). — Wenn doch einmal durchaus getheilt,

---

nauthal rc. rc. Ueberhaupt ist ein Fluß weder eine politische, noch militärische, noch auch administrative Grenze.

*) Die Zeitgenossen dachten ganz anders darüber; denn unstreitig sind Dichter und Geschichtschreiber die treuesten und wahrhaftesten Organe der jedesmal zu ihrer Zeit herrschenden allgemeinen Meinung. Wie schön und rührend ist z. B. unter vielem Andern nicht auch das Klaglied, welches Florus Diaconus dem entseelten Leichnam der fränkischen Monarchie am Grabe derselben sang. Man findet es in den Analekten des Mabillon p. 413. unter der Aufschrift: **Querela de divisione Imperii post mortem Ludovici Pii.** Gleich in den ersten vier Versen spricht sich des Dichters düstere, tragische Stimmung wehmüthig klagend aus:

„Montes et colles silvæque et flumina fontes
Præruptæque rupes, pariter vallesque profundæ
Francorum lugete genus, quod munere Christi
Imperio celsum, jacet ecce in pulvere mersum. (al. versum.)

und der große fränkische Riesenkörper unter den

Das Gedicht besteht aus hundert siebenzig Versen, ist demnach zu lang, um seinem ganzen Inhalt nach hier unsern Lesern mitgetheilt zu werden. Indessen können wir doch nicht umhin, wenigstens nachstehende, mit dem siebenzigsten Vers anfangende und bis zum acht und achtzigsten Vers fortlaufende Stelle hier auszuheben. Nachdem Florus ein, in seinen Zügen gar nicht übertriebenes Bild von der Verödung der Länder, dem Elende der Völker und dem bejammernswerthen Zustand der Kirche entworfen hat, fährt er folgender Weise fort:

At nunc tantus apex, tanto de culmine lapsus,
Florea ceu quondam capiti dejecta corona,
Quam varius texit redolenti gramine fulgor,
Cunctorum teritur pedibus: diademate nudus
Perdidit imperii pariter nomenque decusque,
Et regnum unitum concidit sorte triformi.
Induperator ibi prorsus jam nemo putatur:
Pro rege est regulus, pro regno fragmina regni,
Conciliis crebris quæruntur furta nocendi;
Conventu assiduo populantur jura salutis;
Cassatur generale bonum, sua quisque tuetur
Omnia sunt curæ; Deus est oblivio solus.
Pastores Domini soliti concurrere in unum
Discidio rerum Synodalia nulla frequentant.
Concio jam populi nulla est, jus omne secessit.
Frustra huc legatus, aula est ubi nulla, recurrat.
Quid faciunt populi quos ingens alluit Hister?
Quos Rhenus, Rhodanusque rigant, Ligerisve Padusve?
Quos omnes dudum tenuit concordia nexos,
Fœdere nunc rupto divortia mæsta fatigant.

(Induperator so viel als Imperator)

— — Seines großen Talents und viel umfassender Gelehrsamkeit wegen erhielt Florus von seinen Zeitgenossen den Beinamen Magister. Von seinen großen Geistesgaben wie von dem Reichthum seiner Kenntnisse gibt der berühmte Walafrid Strabo, in einem Schreiben an den Erzbischof von Lyon, uns ungemein hohe Begriffe. Florus hinterließ viele Schriften, größtentheils theologischen und dogmati-

Händen geistloser Staatsanatomiker zerstückt werden sollte; so mußten wenigstens das Zeitalter wie die theilenden Partheien reif genug seyn, um ihr wirklich permanentes Interesse und das Glück ihrer Völker, wie das Gesammtwohl der abendländischen Christenheit aus dem einzigen wahren Standpunkt aufzufassen, mithin bei der Theilung aus ganz andern weit höhern Grundsätzen auszugehen. Nur in diesem Falle hätte vielleicht ein, einen hohen Grad menschlicher Weisheit und ächter christlicher Staatsklugheit beurkundender Vertrag zu Stande kommen können, da im Gegentheil jede blos mit der Meßruthe vorgenommene Theilung nothwendig nichts anders als ein Werk höchsten menschlichen Unverstandes werden mußte. Lothar, weil mit der kaiserlichen Würde geschmückt, die er jedoch blos als ein Mittel zur Befriedigung seiner Ländergier betrachtete, hätte durchaus blos mit Italien sich begnügen, aber auch dessen Grenzen über einen Theil der Schweiz und das südliche Tyrol weiter hinausgerückt, und endlich die Gesammtkräfte der ganzen

---

schen Inhalts, wovon die meisten auf uns gekommen sind. Nach dem Urtheil gelehrter Kritiker zeichnen sich Florus Schriften vor allen andern seines Jahrhunderts sowohl durch Klarheit in den Ideen, als Reinheit in der Sprache aus; es versteht sich, so viel nämlich von Eleganz und Correktheit in der lateinischen Sprache in dem 9ten Jahrhundert noch die Rede seyn konnte. Seinen Gedichten wird nicht gleicher Werth beigelegt. Einige davon zeugen von ächt poetischem Geiste, während andere blos wegen des darin beobachteten Sylbenmaßes mit einem Gedicht einige Aehnlichkeit haben. (**Ceillier Hist. des aut. sac. et eccles. T. 19.**) — Florus blieb beinahe sein ganzes Leben hindurch Diacon. Erst gegen das Ende desselben erhielt er die priesterliche Würde. Er starb in dem Jahre 859 oder 60.

Halbinsel in den Händen ihres Beherrschers concentrirt werden müssen. Nothwendig wäre es dann freilich gewesen, die übermüthigen, eine ihnen nicht gebührende Souverainität usurpirenden Herzoge in Unteritalien, die in ihren endlosen Fehden untereinander nun sogar spanische und africanische Sarazenen herbeigerufen, sie in das Herz von Italien geführt, und auf diese Weise sich gleichsam eines nicht zu verantwortenden Majestätsverbrechens an der ganzen abendländischen Christenheit schuldig gemacht hatten, ohne weiters Lothars Scepter zu unterwerfen, mithin Benevent und Neapel zu erobern, und nebst dem auch das fruchtbare und volkreiche Sizilien, dessen Hauptstadt Syracus jetzt noch immer den Sarazenen einen wahrhaft bewunderungswürdigen Widerstand leistete; kurz Lothar mußte, jedoch mit Ausnahme des Kirchenstaates, nicht nur Herr des ganzen italienischen Festlandes, sondern auch der dazu gehörigen Inseln seyn. Das Unternehmen wäre gewiß nicht sehr schwer gewesen; denn was ungefähr 150 Jahre nachher blos einer Handvoll braver Normänner gelang, hätte doch jetzt den vereinten Anstrengungen der drei königlichen Brüder unmöglich mißlingen können *). Was alsdann

*) Der Einwurf, daß die Päbste selbst sich diesem Unternehmen würden widersetzt haben, ist durchaus grundlos. Man erinnere sich nur, welche Mühe sich Hadrian I. gab, das mächtige Herzogthum Benevent Carl dem Großen zu unterwerfen; und wären die weisen Rathschläge, die dieser erleuchtete Pabst seinem königlichen Freunde gab, befolgt worden, so würde bald ganz Unteritalien den Scepter des großen Kaisers geküßt haben. Eine, mit seiner Würde als höchstes Oberhaupt der Kirche unverträgliche Abhängigkeit des Pabstes von dem Beherrscher Italiens war jetzt nicht mehr zu befürchten; denn was früher die monotone, in ihrer Staatseinrichtung, ihren Staats-

Lothars Gebiete, im Vergleich mit jenem seinet

maximen, Begriffen und in dem ganzen öffentlichen Leben noch immer so ziemlich heidnische byzantinische Regierung wagen zu dürfen glaubte, war von einem abendländischen Kaiser und König von Italien nicht von weitem zu erwarten. Das Christenthum hatte in der Gesinnung der Völker, deren Verfassungen und Regierungsformen schon viel zu tiefe Wurzeln geschlagen, als daß irgend ein Monarch nur auf den Gedanken hätte kommen können, sich gleich den byzantinischen Despoten einen ähnlichen Versuch zu erlauben; zudem fingen auch die Päbste jetzt an, die innere Kraft der von Gott ihnen verliehenen hierarchischen Macht nach deren ganzem Umfange immer mehr kennen zu lernen. Wir müssen gestehen, daß wir nicht selten in Versuchung gerathen, daran zu zweifeln, ob wohl Rom selbst stets und zu allen Zeiten den wahren Begriff einer reinen Hierarchie vollkommen richtig aufgefaßt habe *). Wie uns deucht, so ward derselbe bisweilen zu sehr verweltlicht, und man glaubte dann, jene höhere unsichtbare Macht ebenfalls auf Künste der Politik, auf politische Verhandlungen und Verbindungen stützen zu müssen. Aber Politik in dem Sinne, in welchem dieß Wort von jeher genommen ward, ist kein Licht, das dem Vater des Lichts entströmt; sie liebt daher auch nicht den Tag, sondern blos das ihr so ungemein zusagende Halbdunkel. In dieses eingehüllt, schreitet sie nur langsam und furchtsam vorwärts, schaut ängstlich und unaufhörlich dabei bald rechts, bald links, und schleicht nicht selten sogar, gleich einem Banditen, auf krummen Wegen ihrem Ziele entgegen. Einer solchen Bundesgenossin bedarf die hierarchische Macht nicht, und so oft sie noch mit derselben Freundschafts- und Liebes-Bündnisse schloß, ward sie stets, wie Geschichte und Erfahrung es lehren, gleichsam

*) Daß er jedoch öfters auch sehr richtig aufgefaßt ward, davon gab uns der große und heilige Pabst Gregor VII. einen vollkommen überzeugenden Beweis.

Brüder; noch an Ausdehnung abging; würde durch

---

zu ihrer eignen Bestrafung, zu Concessionen gezwungen, die gemacht zu haben, man dann gewöhnlich bald darauf wieder schmerzhaft bereuete. Ein ewig unvergeßliches Beispiel davon stellte unter andern auch Clemens XIV. auf. Auch dieser sonst so weise und ehrwürdige Pabst schien die, nicht, wie man zu sagen pflegt, in dem Laufe der Zeiten sich von selbst herausbildende, sondern unmittelbar von Gott ihm verliehene hierarchische Macht ihrer innern, höhern Natur nach nicht vollkommen zu kennen. Er ließ sich daher ebenfalls zu Concessionen an die bourbonischen Höfe verleiten, und hob, um dem Kirchenstaat das zu erhalten, was grade dadurch nachher unwiederbringlich verloren ward *), den Jesuitenorden auf. Aber dieser erhabene heilige Männerbund hatte nach der unseligen, leider nie mehr zu heilenden Kirchenspaltung, nicht ohne sichtbare Mitwirkung von oben, gleichsam ein neues, auf sich selbst ruhendes Centrum in dem Reiche der Geister gebildet. Dieses zerstörte nun Rom selbst, riß daher ohne es zu wissen und zu wollen, die einzige, feste Schranke nieder, welche dem, der Hölle entquollenen, über ganz Europa verderbend sich hinwälzenden Strom revolutionärer, antichristlicher Ideen und Principien hätte Widerstand leisten können, und schlug so der Religion, der Kirche, der Monarchie, den Wissenschaften und ächter Gelehrsamkeit, kurz, allen nur gedenkbaren, christlichen Socialverhältnissen eine, auch jetzt noch lange nicht vernarbte, im Gegentheil noch immer schmerzhaft und grausam blutende Wunde. — Der vollständigste Begriff einer reinen Hierarchie ergibt sich aus einem welthistorischen, unter unsern Auge geschehenen, und von ganz Europa, jedoch leider ohne es zu verstehen, angestaunten Ereigniß. Es war nämlich blos reine hierarchische Macht, mit welcher Pius VII., dieser damals von der ganzen Welt und deren Söhnen verlassene, blos auf die Kraft seiner höhern Weihe angewiesene, ehrwürdige

---

*) Nämlich die Grafschaften Avignon und Venesain.

seines Reiches innere Stärke mehr als dreifach ersetzt

---

und heilige Greis den mächtigsten Monarchen des Erdkreises zu Boden warf. Nicht die Anstrengungen der vereinten Mächte — denn Napoleons Uebermacht war schon zu groß — sondern blos der von der zitternden Hand des heiligen Greises geschleuderte Bannstrahl war es, der das Idol stürzte, vor dem ein ganzer Welttheil huldigend auf den Knieen lag. Um sich davon zu überzeugen, darf man nur unbefangen, wenn anders in dieser Zeit des Zwiespalts und der Verneinung noch von Unbefangenheit die Rede seyn kann, die von Segür, einem Adjutanten Napoleons, herausgegebene scientivisch-militärische Geschichte des Feldzuges in Rußland, oder auch jenes in der Champagne lesen. Auf jedem Blatte beinahe gewinnt man die Ueberzeugung, daß eine höhere, nämlich die ihre Kirche und deren Oberhaupt schützende Hand der Vorsehung damals alle Conceptionen des größten, genievollsten Feldherrn seines Zeitalters zerrüttete. Selbst die am besten combinirtesten Entwürfe, an deren Erfolg, menschlicher Ansicht nach, durchaus nicht mehr zu zweifeln war, wurden stets durch irgend einen, gar nicht vorherzusehenden Incidentfall zerstört. Wenn aber eine lange, ununterbrochene Reihe solcher Incidentfälle eintritt, die alle nur Eines und dasselbe bezwecken, so wäre es mehr als Wahnsinn und stolze Vermessenheit, dieß blos dem Zufalle, welches ohnehin, wie Bossuet sagt, nur ein Wort ist, hinter welches menschliche Unwissenheit sich verbirgt, und nicht einer höhern, in heiliges Dunkel eingehüllten Hand zuschreiben zu wollen. — Wenn ihr Glauben habt, nur wie ein Senfkörnchen und sprecht zu diesem Berge: entwürzele dich und stürze dich in das Meer; so wird er gehorchen. Dieß sagte Christus zu allen Aposteln, mithin auch zu dem heiligen Petrus. — Der Schild eines lebendigen, in die ganze Denk-, Empfindungs- und Anschauungsweise übergegangenen Glaubens trotzt allen Pfeilen der verschmitztesten Politik, der berechnetsten Weltklugheit, des frechsten Uebermuths, wie der schonungslosesten, mißbrauchten weltlichen Macht; und eben so

7. Auch Deutschland würde durch eine richtigere Abmarkung seiner Grenzen nicht wenig die Erhaltung des Friedens und die Einigkeit der Brüder befördert haben. Die Natur selbst hatte Deutschland seine Grenzen vorgezeichnet; sie erstreckten sich westlich über das linke Rheinufer hinweg bis an die, mit dem aus den Alpen hervorsteigenden Jura verbundenen, im Norden bis zum Hundsrücken sich hinziehenden, theils auch an dem Westufer der Maas fortlaufenden, und dann den Küsten sich nähernden Vogesen, und endlich bis zum Ausfluß der Maas in das deutsche Meer; und das eigentliche Holland nebst dem ohnehin schon an Sachsen grenzenden Friesland waren offenbar als zu Deutschland gehörende Theile zu betrachten. — Carl erhielt dann das ganze jetzige Frankreich, nur gegen Osten mit etwas engern Grenzen als heute zu Tage. Unstreitig ein weit hingebreitetes, mächtiges, und vor den Einfällen der Normänner, Deutschland an Reichthum und Volksmenge weit übertreffendes Reich, mit welchem er sich wahrlich begnügen konnte, sobald es nur Lothar und Ludwig ein Ernst war, aus ihres Bruders scheinbaren Oberherrschaft über Aquitanien eine wirkliche Thatsache zu machen, dann Bretagne mit der Krone Frankreichs wieder zu vereinigen, und in der spanischen Mark dem aufrührerischen Streben nach Unabhängigkeit unruhiger Großen durch deren vollkommene Unterwerfung ein Ende zu machen. Eine Arbeit, die nicht viele Mühe gekostet haben würde, da man von den* jetzt schon

---

demselben entzweit, wäre er, troß seines kaiserlichen Ornats, und des ihn schmückenden Kaisertitels, dennoch blos ein König von Italien gewesen, und auch dies, damals wie jetzt, höchst wahrscheinlich nicht auf sehr lange Zeit.

sehr friedfertigen Sarazenen wenig oder nichts mehr befürchten durfte.

8. Hatte die plan- und grundsätzlose Ländertheilung schon an sich nicht die mindeste Bürgschaft eines dauerhaften Friedens, waren im Gegentheil dadurch die Brüder nur auf das neue wieder in mannichfaltige feindliche Berührung gegen einander gestellt; so war doch der innere Zustand sämmtlicher Länder jetzt noch ungleich trauriger und bejammernswerther. Schauervoll ist das Bild, welches gleichzeitige Schriftsteller von dem gänzlichen Verfalle der unlängst noch so blühenden und mächtigen Monarchie, von dem Elende der Provinzen und der tiefen Versunkenheit der Völker entwerfen. Länder, einst voll strömenden Segens und Fülle des Reichthums waren jetzt Schauplätze des Entsetzens und der Verwüstung. Den Kern der fränkischen Nation, ja mehr als ein Drittel derselben hatten Krieg, Pest und Hungersnoth hinweggerafft. Von mehrern bedeutenden Städten in Frankreich erblickte man kaum noch einige traurige Ruinen. Fruchtbare Länderstrecken waren entvölkert und verödet, eine Menge Kirchen und Klöster niedergebrannt, und in manchen Provinzen waren die hülflosen Einwohner gezwungen, um ihr müheseliges Leben zu fristen, zerstoßene Baumrinden und andere zur menschlichen Nahrung nicht geeignete, im Gegentheil nur neue Seuchen erzeugende Ingredienzien unter das Mehl zu mischen. Bei aller Größe des Elendes wäre dies doch immer noch das kleinste gewesen; denn unter einer weisen und segenvollen Verwaltung konnten auf den Trümmern zerstörter Städte bald wieder neue sich erheben, und über dem Grabe erschlagener, oder durch Pest und Hungersnoth hingeraffter Generationen bald wieder neue Geschlechter in jugend-

licher Kraft aufblühen. Aber ein Uebel ohne Re medur, ein unersetzlicher, oder wenigstens erst i dem Laufe eines ganzen Jahrhunderts kaum zu er setzender Verlust war die gänzliche Demoralisirun der Völker, die völlige Verschlechterung der Men schen von allen Klassen und Ständen. Der sons noch mehr durch Seelen- als Geburtsadel sich aus zeichnende Herrenstand war in eine unerträgliche und weil in einem engen Spielraum eingeschlossen nur desto drückendere Tyrannei ausgeartet. Di Willkühr der Großen kannte keine andere Schran ken, als die das Maß ihrer physischen Kräfte ihne setzte. Gegen den Mächtigern fand der Minder mächtige nirgends mehr Schutz; und Recht und Ge rechtigkeit lebten hie und da blos noch in schwache Rückerinnerungen. Der gemeine Bürger und Land mann bald den Erpressungen der Großen, bald den Schwert der Barbaren Preis gegeben, überall ohn Schutz und ohne Hoffnung einer bessern Zukunft hatte nichts mehr, was ihn an das Leben fesseln konnte; ihm ward es am Ende ganz gleichgültig ob er von seinen eigenen Herzogen und Grafen oder von fremden Barbaren geplündert und geängsti get ward. Kurz, von den Großen bis auf di niedrigsten Volksklassen hatte niemand mehr ein Va terland; die Erstern, weil sie, ausschließlich blo ihr persönliches Interesse, und zwar durch die un erlaubtesten und gewissenlosesten Mittel verfolgend gerade in dem Unglück der Zeiten und dem allge meinen Elend neuen Gewinn und neue Vortheil zu finden hofften *); übrigens auch Anarchie un

*) Alle gleichzeitige Schriftsteller drücken beinahe einstim mig den Verdacht aus, daß z. B. fränkische Grafe und Herren sich in Geheim mit den Normänner verbunden, daher diesen ihre räuberischen Einfäll

völlige Zerrüttung und Auflösung alles Bestehenden ihnen gerade zur Erreichung ihrer selbstsüchtigen Zwecke die sichersten und kürzesten Wege schienen; die niedern Volksklassen aber, weil sie, ihrer Freiheit beraubt, unterdrückt und völlig schutzlos jedem widrigen Zufall Preis gegeben, unmöglich auch nur den mindesten Antheil noch an dem Gesammtwohl eines Staates nehmen konnten, in welchem sie nicht einmal mehr Sicherheit ihrer Person und ihres Eigenthums fanden. Daß unter einer solchen Verfassung, oder vielmehr, bei einem solchen gänzlichen Mangel an aller Verfassung, wo, gleichsam zum Trotz der herabgewürdigten, gelähmten königlichen Macht, nur freche Willkühr, Habsucht und rohe, physische Gewalt, im Bunde mit den furchtbarsten tyrannischen Launen, ihr frevelhaftes Spiel unaufhörlich trieben, nun auch die Nation endlich völlig entarten, jeder Funke des alten fränkischen Heldengeistes erlöschen, feiger Sclavensinn an die Stelle des ehemaligen Heldenmuthes treten, und eine Handvoll gelandeter Normänner der Schrecken aller Küsten- und Ufer-Bewohner bis tief in das Innere des Landes seyn mußte; dies alles und noch weit mehreres erklärt und versteht sich von selbst.

9. Zu allen diesen Uebeln gesellte sich nun auch noch die so traurige Selbstentzweiung in dem Gemüthe so mancher Häupter und Glieder der Kirche, und nicht alle, ja nur wenige blieben von dem vergiftenden Hauche einer zuchtlosen Zeit unbefleckt. Wenn aber gar das Salz schal zu werden

---

ungemein erleichtert und befördert, aber dafür auch jedesmal einen reichen Antheil an der Beute erhalten hätten. — Läßt sich wohl noch etwas Unedleres, ja wohl Infameres und Niederträchtigeres ersinnen?

anfängt, wodurch doch gegen Fäulniß die Völker bewahrt werden sollen, was wird und muß dann nicht nothwendig aus den Letztern endlich werden? Viele der Bischöfe waren ihren Diöcesen völlig fremd geworden; lieber haußten sie in Feldlagern oder den Palästen der Könige, oder zogen im Harnisch an der Spitze bewaffneter Schaaren umher *). Gleich den übermüthigen weltlichen Großen war auch bei ihnen zügellose Willkühr die einzige Richtschnur ihrer Handlungen. Mit gewaffneter Hand setzten die Einen sich in den Besitz von Abteien, auf welche sie einen Anspruch zu haben glaubten, erschlugen und vertrieben die Mönche, die Widerstand leisteten, und steckten die Gebäude in Brand; Andere jagten Gott geweihete Jungfrauen aus ihrem stillen klösterlichen Aufenthalt in die weite Welt, und eigneten sich die denselben zugehörigen Grundstücke zu. Um die Unkosten zu ihrem Aufenthalt an den Höfen herbeizuschaffen, belasteten sie ihre Geistlichkeit mit unerschwinglichen Abgaben und Lieferungen, oder verschlangen auf ihren, unter dem Vorwande, ihre Diöcesen zu visitiren, unternommenen Lustreisen, worauf sie sich gewöhnlich von einem zahlreichen und glänzenden Gefolge begleiten ließen, oft die Einkünfte der Pfarreien auf mehrere Jahre **). An allen Welthändeln theilnehmend, daher von dem

*) Blos in dem Treffen bei Toulouse im Jahre 844 gegen Pipin von Aquitanien, der aber Carls Truppen aus dem Felde schlug, fielen mehrere Aebte mit den Waffen in der Hand; unter Andern auch Hugo, Abt von St. Quentin, und Ricbod, Abt von St. Riquier. Zwei Bischöfe, nämlich Ragenarius von Amiens, und Ebroin von Poitiers wurden zu Gefangenen gemacht.

**) Longueval, Hist. de l'Egl. Gall. T. 5. lib. 15. p. 497.

Geiste der Partheien angesteckt, und in lauter materiellen Interessen verstrickt, erlaubten sie sich unter dem Schutze ihres hohen bischöflichen Amtes förmliche Eingriffe in die Rechte der weltlichen Macht, verloren aber gerade dadurch öfters einen Theil jener Rechte, die in der Kirche Gottes ihnen offenbar ausschließlich gebührten *). — Der nämliche verderbliche Weltsinn herrschte nun auch in den Abteien und Klöstern. Bei der gewöhnlich sehr langen Abwesenheit der Aebte wurden den Mönchen sehr bald die klösterlichen Schranken viel zu enge; sie erlaubten sich Freiheiten, welche die Regel des Ordens nicht kannte. Die äußerlichen, jedoch nach und nach zu wahrer Gottseligkeit führenden Andachtsübungen wurden vermindert, mithin in demselben Verhältniß auch die gottgefälligen Werke; und die Mönche, oft ganze Tage auch Nächte außer ihren Klöstern herumschweifend, wurden aus Vertrauten

---

*) So z. B. weigerten sich die französischen Großen, die von den im Jahre 845 auf einem Concilium zu Meaux sehr zahlreich versammelten Bischöfen gemachten, und gleich darauf von einem noch ungleich zahlreichern in Paris gehaltenen Concilium bestätigten Canons anzunehmen, versammelten sich daher ebenfalls in dem folgenden Jahre zu Epernai, prüften ohne Zuziehung der Bischöfe die Beschlüsse der beiden Concilien, setzten nach Willkühr manches hinzu, nahmen eben so vieles hinweg, was ihnen nicht gefiel, wie z. B. die Restitution der geraubten Kirchengüter, und zwangen dann die Bischöfe, diese ganz neuen, blos von Laien gemachten Canons zu unterzeichnen. Nie, sagen die bertinianischen Annalen, ward das bischöfliche Ansehen je noch so sehr herabgewürdiget, als bei dieser Gelegenheit. „Ut vix unquam reverentia Pontificalis Christianorum duntaxat temporibus sic posthabita legatur. Ann. Bert. bei Bouquet T. VII.“

des Himmels ganz gewöhnliche, oft selbst noch schlechtere Weltmenschen. Aber aus ihren Zellen entflohen nun auch Friede und Eintracht, aus ihrem Betragen Reinheit und kindliche Einfalt, und mit diesen jener ächte, nicht nur der Welt, sondern auch sich selbst entsagende klösterliche Geist, welchen der heilige Benedikt von Amien in allen fränkischen Klöstern so segenvoll wieder zu wecken gewußt hatte.

10. Natürlicher Weise waren nun auch alle Kloster-, Dom- und Landschulen völlig verfallen. Die Nation sank immer tiefer und tiefer in Unwissenheit, die, in Verbindung mit allerlei heidnischem Aberglauben, drückender Knechtschaft und zunehmendem Elende, nun unter den gemeinen Volksklassen wieder eine neue Quelle roher Laster und zügelloser Wildheit ward. Rauben und Stehlen wurden jetzt als ganz gewöhnliche Erwerbszweige betrachtet, und zwar so, daß die drei Könige bei einer, im Jahre 847 gehaltenen Zusammenkunft öffentlich mußten bekannt machen lassen, Rauben und Stehlen, welches man bisher für eine rechtmäßige Sache gehalten habe, sey für die Zukunft verboten, und niemand möge mehr glauben, daß er solches Handwerk ferner noch ungestraft treiben dürfe. Diese nämliche Verordnung ward 10 oder 12 Jahre später, und zwar in noch schärfern Ausdrücken, auf dem Verein von Coblenz wiederholt. Ein klarer Beweis, daß man sie schlecht, wahrscheinlich gar nicht befolgt hatte, und daß dieses auch noch viele Jahre nachher nicht geschah, darüber liefern uns die, auf mehrern Concilien, namentlich auf der im Jahre 888 zu Mainz gehaltenen Synode, von den versammelten Bischöfen erhobenen schweren Klagen die überzeugendsten Beweise.

11. Unstreitig war die Stellung der drei Monarchen nach beendigter Theilung im höchsten Grade mißlich, ja selbst nichts weniger als gefahrlos; und wären sie fähig gewesen, das unendlich Schwere ihrer Lage zu fühlen, und die großen Foderungen zu verstehen, welche jetzt die Kirche und die leidende Menschheit an sie zu machen berechtiget waren, so würde gewiß für einen jeden derselben die Krone auf seinem Haupte sich in eine Dornenkrone verwandelt haben. Durch den Theilungstraktat hatten die drei königlichen Brüder zwar weitschichtige Länderstrecken, und ziemlich zahlreiche, über dieselben gleichsam arithmetisch hingestreute Volksmassen erhalten, aber wahrhaftig keine eigentlichen Staaten, wenigstens nicht in dem wahren, christlich staatsrechtlichen Sinne des Wortes. Alle Institutionen Carls des Großen lagen in Trümmern. Was man einen Staatskörper hätte nennen sollen, war blos eine, aus feindlichen sich selbst zerstörenden Elementen zusammengesetzte unförmliche Masse, ohne Gliederung, ohne Gemeinsinn, ohne irgend ein belebendes Prinzip. In seiner wahren Bedeutung gab es nun bald weder König, noch Adel, noch Volk. Die höchste Gewalt, von den Launen roher und trotziger Vasallen abhängig, ward auf allen Seiten in immer schmählichere Schranken eingeengt, und das daher tief gesunkene königliche Ansehen war endlich kaum noch ein matter Reflex der die ehemaligen fränkischen Könige, und besonders Carl den Großen umgebenden hohen Majestät. Statt des sonst durch stolzen Gehorsam, Heldensinn und Großmuth sich auszeichnenden Adels, entstand jetzt nach und nach, wie Herr Professor Luden so schön als kräftig sagt, "ein drückendes, nur durch freche Willkühr, niedrige Habsucht und stolzen Trotz sich auszeichnendes Her-

renthum" und statt eines Volkes erblickte man nun bald überall blos rohe, in harte Dienstbarkeit hinabgedrückte, daher völlig entwürdigte Haufen von Knechten, ohne Sinn für König und Vaterland, mithin auch ohne Gefühl für Nationalehre, wie für Recht und Gerechtigkeit. Die große Aufgabe für jeden der drei Könige war also, theils aus den vorhandenen Trümmern, theils aus dem noch Bestehenden mit schöpferischer Hand sich gleichsam erst einen neuen Staat zu bilden. Vor allem mußten das königliche Ansehen und die königliche Macht wieder gehoben, der Stolz und Uebermuth der Vasallen gezügelt, die bisher in den Wirbel der Zeitereignisse hineingezogenen, zu gleicher Macht mit den weltlichen Großen gelangten und nicht selten deren Uebermuth theilenden Bischöfe in die gehörigen kirchlichen Schranken zurückgewiesen, alte ehrwürdige Institute wieder in das Leben eingeführt, die Provinzen, wie Carl der Große es that, unaufhörlich von einem Ende bis zum andern durchreißt, die Klagen der niedern Stände des Volkes gehört, diese an den Ernst der Gesetze, und an deren Strenge die Großen wieder gewöhnt, Ackerbau und Kunstfleiß durch Sicherstellung des Eigenthums neu belebt, dem nicht blos vernachläßigten, sondern völlig zu Grunde gerichteten Schul- und Volks-Unterricht wieder aufgeholfen, und dann vorzüglich der Kirche durch die überdachteste Wahl blos erleuchtete, heilige Bischöfe vorgesetzt werden, um durch diese sowohl unter dem Clerus überhaupt, wie in den Klöstern jene heilsame, strenge Zucht und Gottseligkeit herzustellen, in deren Gefolge sich nicht nur sehr bald wieder ächte Gelehrsamkeit einstellt, sondern durch die auch auf das Streben und Wirken der obersten Staatsgewalt und deren untergeordneten Behörden erst

der, Alles befruchtende und Allem Gedeihen gebende Segen von Oben herabgezogen wird.

12. Unstreitig war diese Aufgabe nichts weniger als leicht, dem Anscheine nach selbst mit gar nicht zu beseitigenden Schwierigkeiten verknüpft. Nebst einem ganz ungewöhnlichen Herrschertalent, das freilich bei keinem der drei königlichen Brüder zu suchen, und einem dauerhaften äußern Frieden, der eben so wenig von den über die Zerstückelung der großen fränkischen Monarchie jubelnden Barbaren zu erwarten war, erfoderte die Lösung jener Aufgabe auch durchaus noch die ganz ungetheilte, blos auf die innere Administration gerichtete, Aufmerksamkeit eines jeden der drei, jetzt von einander völlig unabhängigen Monarchen. Aber leider konnte der Vertrag von Verdün zwar Länder zerschneiden, und die zerschnittenen Theile so ziemlich genau geographisch abmarken, jedoch noch lange nicht die Leidenschaften in der Brust der Brüder ersticken, nicht die vielen trüben, nur alten Haß und Zorn noch ferner nährenden Rückerinnerungen auslöschen, und so vermochten nun auch nicht die noch immer gährenden, daher mit den Foderungen der Vernunft entzweiten Gemüther die jetzt ganz neu gestalteten Verhältnisse aus einem richtigen, das heißt, edlern und höhern Standpunkt, aufzufassen. Auch in Ansehung der geschehenen Theilung der Monarchie selbst nahm die öffentliche Meinung nun bald eine ganz andere Richtung. Gleich in dem ersten Jahre nach dem Vertrage von Verdün fing man schon an, in allen Ländern die traurigen Folgen dieser Theilung sehr schmerzhaft zu empfinden, und der mit jedem Jahre sich immer mehr hervorhebende schneidende Contrast zwischen dem ehemaligen Flor der Gesammtmonarchie und dem jetzt über-

all herrschenden Elende warf nur ein noch desto gehässigeres Licht auf jenes unselige Ereigniß. Stets lebhafter erwachte daher auch in allen Gemüthern das Andenken an die Regierungsjahre Carls des Großen, an diese glänzende Blüthenzeit der vollen Kraft der fränkischen Nation, wo zahllose Heldenschaaren sich um den großen Beherrscher des Abendlandes drängten, und der Ruhm des fränkischen Namens selbst die entferntesten Länder des Orients erfüllte. Auf diese schöne Periode blickte nun jeder wie auf das untergegangene Paradies seiner einst glücklichen und kräftigen Jugend zurück; und da ganze Völker, wie der einzelne Mensch, nur gar zu leicht das, was sie wünschen, auch hoffen; so ward jetzt der Gedanke an eine baldige Wiedervereinigung der Gesammtmonarchie gleichsam der gemeinschaftliche Trostgrund, an den alle Unzufriedenen sich mit ihren Klagen, Wünschen, Hoffnungen und Erwartungen angewiesen glaubten. Auch die Könige theilten diese allgemeine Stimmung ihrer Völker, das heißt, jeder nährte bei sich den geheimen Wunsch und die Hoffnung, einst noch selbst zu dem Besitz der ganzen fränkischen Monarchie zu gelangen, und da sie, von Herrschsucht und Leidenschaft geblendet, das Bild ihrer künftigen Größe und Herrlichkeit schon in ziemlich naher Perspektive erblickten, so ward nun bei dem Einen wie bei dem Andern jener eitle Wunsch wie jene leere Hoffnung der einzige Brennpunkt seiner Kraft, wie das einzige Ziel seiner Wirksamkeit.

13. Ein nicht minder verderblich glimmender Zunder zu Zwist und gegenseitigem Mißtrauen ward nun auch die von der Kirche an das carolingische Haus übertragene Kaiserwürde. Vollkommen überzeugt, daß die Kaiserkrone kein gewöhnliches Erbe,

sondern ein freiwilliges Geschenk der Kirche und ihres Oberhauptes sey, und durch den Vertrag von Verdün nun einander vollkommen gleich gestellt, glaubten jetzt alle drei Brüder gleiche Ansprüche auf diese höchste Würde zu haben, und da die Ausübung des hohen kaiserlichen Amtes eine dessen weitem Umfange entsprechende Ländermacht zu erfordern schien, so ward die nahe oder ferne Aussicht auf den Kaiserthron für jeden ein neuer Sporn seiner Ländergier und Vergrößerungssucht *).

14. An eine vollkommene Eintracht unter den Brüdern, an ein ununterbrochenes, gemeinschaftliches Streben sowohl im Interesse des monarchischen Systems zur Wiederherstellung der alten staatsrechtlichen Verhältnisse, als auch zum Wohl und dem wieder aufzuhelfenden Flor der Länder, kurz, an Leidenschaftlosigkeit, Nüchternheit und jene gleichmüthige Besonnenheit, die die Gebrechen des Zeitalters erkennt, das Regiment versteht, und es zum Segen der Menschheit zu führen weiß; an alles dieses und an noch weit Wenigeres war jetzt gar nicht zu denken. In eiteln Hoffnungen und schwer oder gar nicht zu befriedigenden Wünschen sich verzehrend, irrte jeder der Brüder mit seinem Blicke,

---

*) Dieses hatte indessen doch auch wieder seine guten und heilsamen Folgen. Da nämlich nach der damaligen allgemeinen Meinung ein Kaiser durchaus von dem Oberhaupt der Kirche anerkannt, gesalbt und gekrönt seyn mußte, so bewarben sich nun die einzelen Monarchen um so eifriger um die Gunst der Päbste, hörten daher stets mit Ehrfurcht deren Stimme und Ermahnungen, und suchten, wenigstens so weit die verwilderten Zeiten und ihre eigene geschmälerte Macht es ihnen erlaubten, in ihren Ländern die Kirche zu schützen, und in ihren Rechten zu erhalten.

anstatt ihn unverrückt auf die innere Administration seines Landes zu heften, unstet und unfreundlich über den Ländern der andern Brüder oder Neffen umher, beobachtete mit lauernder Aufmerksamkeit alle ihre Schritte, und war stets bereit, jeden Mißgriff, den sie thun, wie jeden Unfall, der ihnen begegnen könnte, sogleich zu seinem Vortheil zu benutzen. Das allgemein, und zwar gebieterisch gefühlte Bedürfniß des Friedens, und die jetzt öfters und heftiger als je wiederholten Einfälle der Barbaren erhielten gleichwohl noch auf einige Zeit wenigstens einen äußern Schein von Einigkeit unter den Königen, auch hielten diese, um das immer lockerer werdende Band der Freundschaft wo möglich wieder etwas fester zu knüpfen, öftere persönliche Zusammenkünfte. Auf solchen Vereinen ward nun jedesmal erklärt, alles Vergangene sollte vergeben und vergessen, Arglist auf immer verbannt, und die Einigkeit der Fürsten fortan auf wahrer Bruderliebe beruhen. Dergleichen Erneuerungen alter Verträge wurden nun auch gewöhnlich beschworen und öffentlich bekannt gemacht. Wohl ist es möglich, daß es bei solchen Gelegenheiten von den Brüdern ganz ernstlich gemeint war. Aber längst schon daran gewöhnt, mit Eiden wie mit Würfeln zu spielen, waren solche gegenseitige Verheissungen nicht viel mehr als leere Worte, die, sobald sie verhallt waren, auch nicht die mindeste Spur mehr zurückließen, so daß, wenn nur irgend eine kleine Veranlassung von Außen dazu kam, sogleich auch jeder den günstigen Augenblick zum Nachtheil der Andern zu benutzen suchte. Das eben so treulose und schändliche, als höchst staatsunkluge Spiel, einander die Vasallen zu verführen und zu entziehen, machte noch lange Zeit einen Hauptheil der, für ihr eigenes Haus so verderblichen Politik der carolingischen

Prinzen aus; und an dieses unverständige und unwürdige Treiben gewöhnt, behaupteten nun die Vasallen es als ein im Herkommen gegründetes Recht, so oft es ihnen gefiele, ihren Oberherrn zu verlassen, und einem andern, der einen höhern Preis dafür bot, sich zu ergeben *). Wie tief dadurch die königliche Macht und das königliche Ansehen sinken, der Trotz und die Habsucht der Großen aber gesteigert, und endlich eine völlige Auflösung aller bestandenen, wie bestehenden Verhältnisse, und eine permanente Anarchie herbeigeführt werden mußten, dies konnten freilich damals die Könige und deren erste Rathgeber, weil von Leidenschaft geblendet, das heißt, völlig blind gemacht, weder fühlen noch einsehen.

15. Leider gehen wir jetzt einer der wildesten und verwirrtesten Perioden der abendländischen Völkergeschichte entgegen. Zwiespalt ist jetzt das herrschende Prinzip. Ueberall nur Kampf, Sturm, Verwirrung und Unordnung, und die Völker in einem Stande anhaltender Spannung und endloser Drangsale. Es ist offenbar eine abermalige Uebergangsperiode der abendländischen Völker in einen veränderten, ganz neuen politischen Zustand, daher

*) Nach einer Verordnung Carls des Großen war es einem Vasallen erlaubt, nach dem Tode seines bisherigen Oberherrn sich einen andern zu wählen, konnte aber alsdann in den Ländern des Verstorbenen wohl Privatgüter, jedoch keine Lehen besitzen. Wenn aber ein Vasall seinen Oberherrn noch während dessen Lebzeiten verließ, und einem andern sich unterwerfen wollte, so durfte derselbe den abtrünnigen Vasall nicht annehmen, welcher dann noch überdies sowohl seine in dem Lande seines rechtmäßigen Oberherrn liegenden Lehen, wie Privatgüter verlor.

auch eine Zeit frevelhafter Gewalt und zügelloser Wildheit. Alle Elemente und elementarischen Kräfte des Staatslebens sind in Gährung; alle Bande eines geordneten Socialzustandes scheinen bisweilen gelößt, und doch mitten unter diesem Sturm und Drang, aus welchem sonst gewöhnlich große und seltene Charaktere hervortreten, nichts als kleinliche Interessen, gemeine Leidenschaften und niedrige Ränke. In den Mächtigern nur hochmüthiger Trotz ohne Ehrgefühl; in den Mindermächtigen und Schwachen nur Feigheit, Verrath und Treulosigkeit; aber bei den Einen wie bei den Andern Habsucht, gleich dem Protheus in tausend Gestalten und Formen sich umwandelnd, der überall durch- und vorherrschende Charakterzug. Kein einziges Denkmal aus dieser Periode weckt irgend eine große Rückerinnerung. Alles trägt den Stempel der Gemeinheit. Wir sehen Könige, die ihre Söhne blenden lassen, weil sie nicht in den geistlichen Stand treten wollen, zu dem sie doch keinen Beruf fühlen; Andere, die einen mächtigen Vasallen, vor welchem sie im Stillen zittern, arglistig und mit eigener Hand ermorden, oder gar auf Reichstagen ihre Gemahlinnen des Ehebruches anklagen, und so über ihre wahre oder vermeintliche Schande, in jedem Falle über ihre eigene Erbärmlichkeit eine vollgültige Urkunde ausstellen. Nirgends jetzt mehr eine große Idee, daher auch nirgends ein dadurch erzeugtes heiliges Gefühl. Alles Leben des Gemüthes ist erstorben, jeder Funke patriotischen Enthusiasmus erloschen, und in den gesegnetesten Provinzen erblicken wir den Greuel der Verwüstung von der Hand höhnender Barbaren, gegen deren einst so verachteten Waffen die nun völlig verrosteten Schwerter der ehemals so tapfern Franken beinahe nichts mehr vermögen. Kurz, in der ganzen Periode gibt es keine einzige

hohe Natur, kein einziges großes, wahrhaft universalisch-historisches Ereigniß, das die Phantasie des Geschichtschreibers zu befruchten und zu entflammen im Stande wäre. Nur die Kirche, von jeher das feste Gewölbe, unter welchem die gequälte Menschheit stets Schutz und eine Zuflucht fand, nur sie, obgleich in vielen ihrer Häupter und Glieder von dem zerstörenden Geist jener Zeit nicht unangehaucht, steht noch unerschüttert; nur sie ist noch die einzige Stütze des überall sinkenden Königthums, wie der hie und da noch nicht völlig unterdrückten Volksfreiheit; nur sie schützt, pflegt und erwärmt einzig und allein noch die matten Ueberreste der überall von einheimischen und fremden Barbaren zertretenen geistigen und bürgerlichen Cultur; und endlich ist es blos die Kirche, diese liebvolle Pflegerin alles wahrhaft Erhabenen, Großen und Schönen, welche dem durch diese düstere und schwüle Periode sich mühsam hindurch windenden Wanderer endlich, obgleich erst an dem entferntesten Punkte des historischen Gesichtskreises, die ersten schwachen Strahlen einer neu aufgehenden Morgenröthe erblicken läßt, einer Morgenröthe, die einen noch erfreulichern Tag verspricht, dann mit zunehmender Klarheit nach und nach immer mehr Licht in die chaotische Finsterniß bringt, und endlich aus dem Chaos selbst wieder frische Blüthen und Formen eines neuen, in mehr harmonischem Gleichgewicht sich bewegenden christlich-politischen Lebens hervorruft. — Mit dem Gefühle, jenem ähnlich, mit dem man in Catacomben oder unterirdische Todtengewölbe tritt, gehen wir nun zu der Geschichte der einzelen, durch den Vertrag von Verdün entstandenen Reiche und deren Beherrscher über.

II.

1. Italien und Kaiser Lothar I. — Mit dem Vertrage von Verdün beginnt in der Lebens- wie Regenten-Geschichte dieses Kaisers eine neue, der frühern völlig unähnliche Periode. Leider hatte Lothar, dem es an großen Anlagen, die jedoch nie entwickelt, im Gegentheil immer mehr erstickt wurden, nicht fehlte, sich allzufrühe von der rechten Bahn verirrt, und konnte diese nun selbst bis an das Ende seines Lebens nicht wieder finden. Blos auf einer Verkettung äußerer, ihm größtentheils günstiger Umstände und Ereignisse beruhete seine bisherige, oft stolze Sicherheit verrathende Haltung, und diese verschwand, als jene Kette gesprengt ward, und ein trauriger Grabhügel nun alle seine Hoffnungen, wie alle Pläne seines Ehrgeizes und seiner Herrschsucht auf immer deckte. Von jetzt an erscheint er demnach als ein ganz anderes sich selbst unähnliches, weil mit sich selbst entzweites Wesen. Er ist nun nicht mehr jener stets mit weitaussehenden Entwürfen beschäftigte Prinz, der einst in jugendlicher Selbstüberschätzung sich Carl den Großen selbst zum Muster nahm, und in sich Kraft genug fühlte, gleich jenem, das ungeheure fränkische Reich in allen seinen Fugen unter seinem Scepter zusammen zu halten; den viele Jahre hindurch seine rastlose Thätigkeit unaufhörlich hin und her über die Alpen trieb, und der an der Spitze eines Heeres durch die Schnelligkeit seiner Bewegungen seine Feinde so oft überraschte und in Erstaunen setzte. Unter dem mannichfaltigen Wechsel grober Fehler, aber auch glücklich gelungener Wagnisse zu den Zeiten seines Vaters, hätte sich, sollte man

glauben, ein Schatz von Erfahrungen in seinem Kopf häufen müssen; aber gerade dadurch entstand im Gegentheil darin nur eine desto größere Verirrung; und jetzt noch überdies tief gebeugt durch den unglücklichen Ausgang seines langen Kampfes mit den Brüdern um die Herrschaft, verlor er gar alles Zutrauen zu sich selbst, ward schwankend und charakterlos, und endlich bei gänzlicher Erloschenheit des Gemüthes völlig unfähig irgend einer kühnen That, wie jedes edeln oder großen Gedankens. Die Kaiserwürde, einst für ihn ein Unterpfand künftiger großer Thaten, ward ihm jetzt völlig gleichgültig. Die noch übrigen zwölf Jahre seines Lebens blieb er daher stets in seinen diesseits der Alpen gelegenen Staaten, und obgleich Kaiser und König der Longobarden, ging er doch nie mehr nach Italien *), sondern überließ dieses Reich, ganz unbekümmert um dasselbe, seinem ältesten Sohne Ludwig, den er zum König von Italien ernannte. Für seine gescheiderten Entwürfe suchte er jetzt durch Befriedigung grober sinnlicher Lüste sich zu entschädigen; nur was damit in unmittelbarer Berührung stand, hatte für

*) Muratori, Gesch. v. Ital. B. 5. — Dieser Behauptung widerspricht jedoch ein, bei Lünig, in dessen **Cod. It. Dipl. T. I.** enthaltener Schenkungsbrief, dem zufolge Lothar im Jahre 848 in Pavia gewesen seyn soll. Es ist nicht wohl glaublich, daß dem Muratori diese Urkunde unbekannt geblieben seyn sollte; wahrscheinlich verwarf er dieselbe als unächt. Wie dem aber auch sey, und selbst angenommen, Lothar wäre in dem erwähnten Jahre in Pavia gewesen, so hätte doch dieser gar keine Spur hinter sich zurücklassende Besuch des Kaisers in Italien nicht die mindeste historische Bedeutsamkeit, und es würde offenbar eben so viel seyn, als wenn er gar nicht da gewesen wäre.

ihn noch einigen Werth, und die übrigen wenigen Kräfte, welche allenfalls Wollust und Sinnlichkeit nicht bereits schon verzehrt hatten *), vergeudete er in erbärmlichen, kleinlichen Intriguen, um seine beiden Brüder Ludwig und Carl mit einander zu entzweien.

2. Lothar hatte seinen jüngsten Bruder Carl von dessen Kindheit an gehaßt, und ihn nun mit sich auf gleicher Höhe stehen zu sehen, und als seines Gleichen anerkennen zu müssen, war vielleicht jetzt der einzige Gedanke, der ihn bisweilen noch in seiner trägen Ruhe zu stören, und aus seinem Schlummer ihn aufzuschrecken vermochte. Den unter der Asche glimmenden Funken des Bruderzwistes fachte ein ganz unvorgesehener Zufall auf das Neue wieder an. Gegen eine Tochter Lothars war Gisebert, einer von Carls Vasallen, in Liebe entbrannt, da er ihre Hand nicht von dem Kaiser zu begehren wagte, entführte er sie aus dem kaiserlichen Palast in Aachen, floh mit ihr nach Aquitanien auf eines seiner Schlösser, und machte sie dort zu seiner ehrsamen Burgfrau. Lothar, über diese wirkliche, oder eingebildete **) Schmach im höchsten Grade aufgebracht, foderte von seinem Bruder Giseberts Bestrafung oder Auslieferung, und da Carl weder

*) In schon alternden Tagen und bei abnehmender Gesundheit nahm Lothar noch zwei Beischläferinnen. Mit einer derselben erzeugte er einen Sohn, Namens Conrad, von dem jedoch außer seiner Geburt die Geschichte nichts weiß.

) Aus Giselberts Ehe mit der Kaisertochter stammte der, hundert Jahre nachher so berühmt gewordene Herzog Giselbert von Lothringen ab. (Eccard. Rer. Franc. lib. 30.**)

das Eine noch das Andere zu thun mächtig genug war, so beschuldigte ihn Lothar öffentlich eines verrätherischen Einverständnisses mit dem verwegenen Vasallen. Carl, von dem Zorne seines Bruders das Aeußerste befürchtend, wandte sich an Ludwig, ihn um seine Vermittelung bittend. Dieser zeigte hiezu sogleich die größte Bereitwilligkeit. Aber lange blieben alle seine Bemühungen fruchtlos; denn obgleich Carl wiederholt und auf das feierlichste erklärte, das Verbrechen seines Vasallen sey ihm völlig fremd, so wollte dennoch Lothar von keiner Aussöhnung etwas hören. Wegen dieser zwar unangenehmen, aber an sich höchst unbedeutenden Familienangelegenheit fanden nun mehrere persönliche Zusammenkünfte bald zwischen Ludwig und Carl, bald zwischen Ludwig und Lothar statt. Höchst wahrscheinlich war bei dem Letztern die Entführung seiner Tochter blos ein Vorwand, um mit seinem jüngsten Bruder zu brechen, in der Hoffnung, einige seiner frühern Entwürfe vielleicht jetzt noch ausführen zu können. Er gab sich daher alle Mühe, Ludwig in sein Interesse zu ziehen, und zu einem offensiven Bündniß gegen Carl zu bewegen. Aber der besonnene Ludwig, der von seinem jüngsten Bruder nichts zu fürchten hatte, und seinem ältesten nicht trauen zu dürfen glaubte, wies standhaft jeden Antrag dieser Art zurück. Lothar nahm dieses sehr übel; söhnte sich daher bald darauf mit Carl wieder aus, suchte sich dann demselben immer mehr zu nähern, in der Absicht, durch ein, wenigstens dem Schein nach, recht enges Bündniß mit demselben, bei Ludwig desto größere Besorgnisse zu erregen.

3. Indessen kam doch endlich wieder in dem Jahre 851 eine abermalige Aussöhnung aller drei Brüder und eine vollständige Ausgleichung ihrer ge-

genseitigen Beschwerden bei einer persönlichen Zusammenkunft derselben in Marsna *) zu Stande. Jeder brachte die Vornehmsten seiner Vasallen dahin mit, durch deren Rath und mit deren Genehmigung ein Vertrag geschlossen ward, der im Ganzen genommen gar keinen Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten hatte, auch wenig oder gar nichts in den Verhältnissen der Brüder zu einander änderte, und nur daher vielleicht einiges Interesse haben mag, weil man ihn als eine vollgültige Urkunde über die, damals in allen drei Reichen herrschende anarchische Zerrüttung und daraus nothwendig entspringenden Uebel betrachten kann. Der Inhalt des Vertrages lautet wie folgt:

In dem ersten Artikel wird wieder, und zwar nicht zum erstenmale, völlige Verzeihung aller gegenseitig sich zugefügten Beleidigungen ausgesprochen. Alles bisher Geschehene soll in ewiger Vergessenheit begraben seyn.

In dem zweiten geloben sich die Brüder auf das Neue ungeheuchelte Liebe und Treue. Keiner soll dem Andern seine Würde, seine Vasallen, und was überhaupt zum Wohl seiner Regierung, wie zur Erhöhung seines königlichen Ansehens etwas beitragen könnte, beneiden, oder den lügenhaften Einflüsterungen boshafter Ohrenträger in Zukunft mehr Gehör geben.

Durch den dritten Artikel werden die Brüder verpflichtet, sich gegenseitig zur Erhaltung ihrer königlichen Macht und ihres königlichen Ansehens mit Rath und That beizustehen, ent-

*) Mersen an der Maas; damals eine königliche Pfalz.

weder in eigener Person, oder durch ihre Söhne, oder auch durch ihre Getreuen. Dieselbe Verpflichtung soll ein Jeder auch gegen die Kinder des Andern haben, so daß, wenn einer der Brüder stirbt, die Ueberlebenden den Kindern des Verstorbenen das Ihrige zu erhalten und zu bewahren verbunden seyn sollen *).

Der vierte Artikel macht jedem der drei Brüder zum Gesetze, keinen Ruhestörer, der aus des Andern Reich in das seinige kommt, bei sich aufzunehmen; im Gegentheil ihn zu seiner Pflicht zurückzuweisen, und falls er sich nicht fügen wollte, so lange zu verfolgen, bis er sich entweder unterworfen habe, oder vertilgt sey.

In dem fünften Artikel wird festgesetzt, daß, wenn irgend Einer, der eines notorischen Verbrechens wegen von dem Bischofe seiner Diöcese mit dem Kirchenbann belegt worden, und, um der ihm auferlegten Strafe sich zu entziehen, aus dem Lande des einen Bruders in die Staaten des andern entflieht, oder auch deswegen sich dahin begibt, um eine blutschänderische Ehe dort einzugehen, oder mit einer geraubten Frau oder Jungfrau, die ihm zu haben nicht erlaubt ist, sich zu verheirathen, ein solcher in Zukunft nirgends mehr geduldet werden darf; und da derselbe in dem Lande, wohin er entflohen, durch sein verderbliches Beispiel auch noch andere anstecken und zu gleichem Frevel reitzen würde, so soll der König, im Falle der Verbrecher sich im Verborgenen im Lande aufhalten wollte,

*) Wie wenig dieser Artikel sogar in seiner letzten Bestimmung nachher beobachtet ward, wird die Folge der Geschichte lehren.

es sich ernstlich angelegen seyn lassen, daß derselbe überall auf das sorgfältigste aufgesucht, sein Aufenthaltsort endlich entdeckt, und er selbst mit aller Schärfe dazu angehalten werde, wieder zu seinem Bischofe zurückzukehren, und der von diesem ihm auferlegten Kirchenstrafe sich zu unterwerfen *).

Der sechste Artikel verheißt allen höhern königlichen Beamten Sicherheit des Besitzes ihrer Aemter und Stellen. Keiner soll in seinen Privilegien und Gerechtsamen gekränkt werden **). Auch versprachen die Könige, dem Rathe ihrer Getreuen stets ein geneigtes Ohr zu leihen, jedoch unter der Voraussetzung, daß deren Rathschläge stets das Wohl der Kirche und des Staates bezwecken, und die königlichen Beamten oder Getreuen sich so, wie es ihnen ziemt, gegen ihre Oberherren betragen werden ***).

---

*) Dieser Artikel beweißt, wie sehr dergleichen eine völlige Demoralisirung der höhern Stände voraussetzende Greuel damals im Schwunge gewesen seyn müssen, da es sogar eines Vereins der drei Monarchen bedurfte, um solchen Ausbrüchen wilder Zügellosigkeit wenigstens doch einige, wenn auch nur schwache, Schranken zu setzen.

**) Aber wie viele dieser größtentheils ertrotzten Privilegien und Gerechtsamen waren nicht eben so viele Hemmungen in der vollen Ausübung der königlichen Gewalt?

***) Mit andern Worten versprechen die Könige in diesem Artikel, nicht durch sich selbst, sondern blos durch ihre sogenannten Getreuen zu regieren; ganz in dem Sinne des, auch noch heute zu Tage und zwar erst unlängst von den seit so vielen Jahren über Staatstheorien faselnden Franzosen aufgestellten Grundsatzes: „Le Roi regne, mais les Ministres

In dem siebenten Artikel erklären die drei Monarchen, daß sie mit einander und mit ihren Getreuen, und diese mit ihnen, gemeinschaftlich zu Gott flehen wollen, daß er einem jeden die Gnade schenken möge, sich selbst (und seine Fehler) zu erkennen; und wenn sie (die Könige) einzeln oder auch zusammen und in Gemeinschaft mit ihren Getreuen, entweder in kirchlichen oder Staats-Angelegenheiten Etwas gegen Gottes Gebote gethan oder zugelassen hätten, so sollte alsdann niemand seinen Anverwandten, Freund oder Bundesgenossen schonen, sondern dessen Fehler veröffentlichen, und auf diese Art ihn nicht fleischlich zu erhalten, aber geistig zu verderben suchen. Sie, die Könige würden alsdann mit der Hülfe und dem Rathe ihrer Getreuen, aus allen ihren Kräften, und so weit es vernünftiger Weise von ihnen gefodert werden könnte, sich bestreben, die gemachten Fehler wieder gut zu machen *).

In dem achten Artikel endlich sagen die Könige:

---

gouvernent." — Ein erbärmliches, blos der Flachheit des, selbst bei den ernsthaftesten Angelegenheiten, witzelnden französischen *esprit* mögliches Wortspiel.

*) Welche demüthige Sprache in dem Mund der Monarchen! Aus zarter Schonung für ihre lieben Getreuen wagen sie es nicht, die Uebel, die sie drücken und die Monarchie zerrütten und zu Grunde richten, gerade heraus und unumwunden zu nennen. Ihre Bescheidenheit geht endlich so weit, daß sie sogar einen Theil eben dieser Uebel, woran einzig und allein die Selbstsucht und Unbiegsamkeit trotziger Vasallen Schuld waren, auf sich selbst nehmen, und, ihrer eigenen Ohnmacht sich bewußt, ihre lieben Getreuen am Ende auf den lieben Gott hinweisen, daß sie Diesem zu Liebe es wenigstens doch so machen möchten, daß, wie man zu sagen pflegt, die Kirche in dem Dorfe bleibe.

Wenn Einer von unsern Unterthanen von irgend einer dieser Verfügungen abweichen, sich widerspenstig erzeigen, oder die hier gemeinschaftlich gegebene Verordnung nicht anerkennen wollte, so sollen unsere Beamten mit ihren Getreuen nach dem Willen Gottes, der Gesetze und der Vernunft ein Urtheil sprechen, und solches vollziehen lassen. Würde aber selbst einer unserer Beamten gegen diesen Vertrag sich vergehen, oder dessen Verfügungen nicht gehorchen, so sind die Stände des Reiches verpflichtet, sich zu versammeln, und mit Zuziehung der Bischöfe ein Urtheil zu fällen; und sollte dann der Fehlende, obgleich ermahnt und gewarnt, dennoch hartnäckig in seinem Unrecht beharren; so werden wir selbst mit dem Beistande Gottes das über ihn erlassene Urtheil in Vollziehung setzen *).

*) Alles muß durch die lieben Getreuen, nichts durch die Könige geschehen; und wenn endlich diese lieben Getreuen selbst das Land oder die Provinz verwirren, sich Räubereien und Gewaltthätigkeiten und Greuel jeder Art erlauben, so haben die Monarchen noch immer nichts zu sagen, sondern die Reichsstände müssen sich versammeln, deren Mitglieder, oft mit den Angeklagten gleichen Gelichters, dann erst zu entscheiden haben, ob man den Königen gehorchen, oder die Ruhestörer in ihren Privilegien und Gerechtsamen erhalten müsse. Der letzte Trost dabei war noch für die Könige, daß den Reichsversammlungen der Großen auch die Bischöfe beiwohnten, jetzt überall die einzigen Stützen des Throns; obgleich bisweilen, jedoch nur hie und da, ebenfalls so ziemlich morsche Stützen. — — Wenn wir von dem Zustande der Länder unter den ersten Carolingern auch gar nichts wüßten; so wäre die obige Urkunde vollkommen hinreichend, uns zu belehren, welche ungeheuere, alle Grundpfeiler einer Monarchie zerstörende Veränderungen, seit dem Tode Carls des Großen, sich in dem fränkischen Reiche zugetragen haben.

4. Man darf sich wahrhaftig nicht sehr wun-
rn, wenn unter solchen drückenden, für die königs
he Gewalt so unerhört schmäligen Verhältnissen,
les Regieren jetzt dem Lothar frühzeitig schon an-
elte, er daher beinahe ausschließlich sich blos den
ergnügungen ergab, und nur äußerst selten aus
ner trägen Ruhe für einen Augenblick wieder er-
achte. Von den Normännern mußte er gleiche
chmach, wie sein Bruder Carl, erdulden. Er
ard endlich in den Augen der Barbaren so verächt-
h, daß selbst ein Mensch wie Rurick, der anfäng-
h blos als ein ganz gewöhnlicher Räuberhaupt-
ann auftrat, ihm trotzen durfte. Dieser Rurick
ar ein Neffe Haralds, dessen Bruder Flem-
ing der Kaiser Ludwig der Fromme, als er dem
rstern die Insel Walchern zu Lehen gab, ebenfalls
e Gegend an der Jahde, zu seinem Sitze anwies.
ls Flemming bei einem Einfall seiner heidnischen
ndsleute war erschlagen worden, erhielt dessen Sohn
urick einige Zeit nachher von dem Kaiser Dore-
adt am untern Rhein, nebst dessen Gebiete, und
ch einige andere nicht minder bedeutende Lände-
ien zu Lehen. Nach Ludwigs des Frommen Tod
ard Rurick bei dem Kaiser Lothar der Verrätherei
ngeklagt und, ohne des ihm angeschuldigten Ver-
echens überwiesen zu seyn, seines Lebens und sei-
r Freiheit beraubt. Rurick fand jedoch Mittel,
s der Burg, in welcher er gefangen lag, zu ent-

Warum ließ doch der sonst so weise, die Geister so richtig unterscheidende Carl der Große seinen wahrhaft frommen Sohn Ludwig nicht in ein Kloster gehen? Wie viel Elend, wie viel Schande, Schmach und Spott wäre dadurch nicht höchst wahrscheinlich der fränkischen Nation, wie der ganzen abendländischen Christenheit erspart worden!

kommen. Er floh nach Deutschland zum König Ludwig, der ihn wohlwollend aufnahm, und ihm bald darauf einige Ländereien in Sachsen, nahe an der dänischen Grenze, zu seinem Sitze anwies. Aber jetzt, eingedenk des vom Kaiser erlittenen Unrechts, und überhaupt der Ruhe unfähig, zog Rurick einige junge Waghälse aus seinen Landsleuten an sich, und trieb nun ebenfalls, jedoch auf eigene Rechnung, aller Normänner gewöhnliches räuberische Handwerk. Da seine Streifereien stets sehr beutereich waren, fehlte es ihm auch bald nicht mehr an Mitteln, seine Schaar zu vermehren. Er baute endlich Schiffe, machte öftere Einfälle in Friesland, plünderte Lothars nördliche Küstenländer, fuhr endlich mit seiner Flotte den Rhein hinauf, überrumpelte und eroberte Dorestadt, und wußte sich in seiner Eroberung so gut zu behaupten, daß Lothar, obgleich Kaiser und König, jedoch zu ohnmächtig auch nur einen so erbärmlichen Gegner zu vernichten, sich endlich gezwungen sah, einen gütlichen Vertrag mit ihm einzugehen. Auf das Neue überließ ihm also Lothar Dorestadt und die umliegende Gegend als Lehen; und die Zahlung eines jährlichen Tributs, nebst der Verpflichtung, die Gegend gegen die Einfälle anderer Räuber zu schützen, waren die einzigen Bedingungen eines Vertrages, den der freche und übermüthige Rurick gerade so lange hielt, als er es allenfalls seinem Interesse angemessen fand.

5. Gleiche Demüthigung erfuhr Lothar auch von Gottfried, dem Sohne des, im Jahre 826 von seinem Neffen aus Jütland vertriebenen Königs Harald. Dem Letztern, wie der Leser sich erinnern wird, hatte Kaiser Ludwig der Fromme, da er dessen Taufpathe geworden war, die Insel Walchern als Lehen gegeben. Er überlebte seinen kaiserlichen Freund

und Wohlthäter, und stand auch nach dem Tode desselben in ganz Friesland in großem Ansehen. Aber gerade dies weckte den Neid der benachbarten Grafen; sie verdächtigten ihn bei dem Kaiser, und Haralds Kopf fiel nun bald als ein der Sicherheit der Provinz gebrachtes Opfer. Mit den Schätzen des gemordeten Haralds entfloh nun sein Sohn Gottfried nach Dänemark, Tag und Nacht auf Mittel sinnend, den Tod seines schuldlos erwürgten Vaters blutig zu rächen. Er gewann bald das ganze Zutrauen seiner Landsleute; denn längst schon stand er bei ihnen in dem Rufe eines tapfern Anführers; dabei waren ihm die nördlichen Küsten von Lothars Reiche, so wie die innere Schwäche desselben genau bekannt, und da er nun Allen, die ihm folgen wollten, überaus reiche Beute versprach; so hatte er in kurzer Zeit eine Flotte und eine noch zahlreichere Schaar raublustiger Normänner zu seinem Gebote. Zuerst griff er Friesland an; aber sein Vetter Rurick bewog ihn, seine Waffen gegen andere Gegenden zu wenden. Gottfried fuhr demnach die Schelde hinauf, und verheerte mit beispielloser Grausamkeit die auf beiden Seiten des Flusses liegenden Uferländer. Um recht methodisch und mit desto größerer Sicherheit plündern zu können, eroberten die Normänner auch noch eine, in dortiger Gegend gelegene Stadt, die sie, so gut sie vermochten, befestigten, und wohin sie ihren Raub aus dem Innern des Landes brachten. Da Lothars und Carls Reiche hier an einander grenzten, geriethen beide Monarchen in Schrecken; vereinten daher ihre in aller Eile zusammengezogenen Heere, und zogen damit nach der untern Schelde. Als sie aber den gemeinschaftlichen Feind zu Gesicht bekommen, und auf beiden Ufern des Flusses sich gelagert hatten, weigerten sich ihre Vasallen und lieben Getreuen,

den Krieg fortzusetzen, verließen demnach ohne weiters die beiden Könige, und gingen auseinander, der eine dahin, der andere dorthin. Die wenigen, welche das Lager nicht verlassen hatten, waren viel zu schwach, um etwas gegen die Feinde zu unternehmen, und Lothar und Carl mußten nun ruhige Zuschauer der schrecklichen Verheerungen seyn, welche die Normänner noch bei vier Monate lang, ohne alle Scheu und Furcht, unter den Augen der beiden Könige fortsetzten. Um das Land von dieser fürchterlichen Plage zu befreien, waren Lothar und Carl gezwungen, den Abzug der Normänner zu erkaufen, theils mit schwerem Golde, theils mit sehr ansehnlichen Ländereien, welche Carl in seinem Reiche dem Gottfried als Lehen gab. Mit Schande und Schmach bedeckt kehrten nun ebenfalls beide Monarchen nach Hause, nachdem jedoch, wahrscheinlich zur Feier der gemeinschaftlich so glorreich beendigten Expedition, Lothar vorher noch eine Tochter seines Bruders Carl aus der Taufe gehoben hatte.

6. Für solche und ähnliche Demüthigungen war das, was indessen in Italien geschah, eine nur äußerst schwache Entschädigung. Ueberhaupt bekümmerte Lothar, wie wir schon bemerkt, sich wenig um das, was jenseits der Alpen sich zutrug. Nur im Jahre 844, mithin gleich im folgenden Jahr nach der zu Verdün geschehenen Theilung der fränkischen Monarchie, zückte ein, damals durch Wollust noch nicht völlig getödteter Nerv seines frühern Stolzes und Ehrgeizes noch einmal auf. Nach dem, im Anfange dieses Jahres erfolgten Tode des heiligen Pabstes, Gregors IV. nämlich war dessen Nachfolger Sergius II., ohne die Genehmigung des Kaisers, oder dessen Bevollmächtigten abzuwarten, von den Römern gewählt und auch gleich einige Tage

auf consecrirt worden. Lothar nahm dieses sehr
) auf. In dem Betragen des Pabstes und der
mer sah er eine grobe Verletzung seiner kaiserli-
n Gerechtsamen, und um diese wenigstens für
Zukunft zu sichern und zu wahren, sandte er
en Sohn Ludwig, den er bei dieser Gelegenheit
t König der Longobarden ernannte, nach Rom.
mit seine kaiserlichen Rechte eben so siegreich durch
iesters Wort, als seines Sohnes Schwert ver-
diget würden, mußte Ludwigs Oheim, der Bi-
f Drogo von Metz, nebst noch vielen andern
höfen und fränkischen Herren, ihn nach Rom
eiten. In allen Städten Italiens ward Ludwig
allen Ehrenbezeugungen, wie nur ein Kaiser
hätte erwarten können, auf das feierlichste em-
gen. Von allen Seiten strömten die italieni-
r Bischöfe herbei, um den König ehrfurchtsvoll
egrüßen, und nach Rom zu begleiten. Zuse-
s vermehrten sich demnach mit jedem Tage sein
olg wie sein Heer. Aber das eitle Frankenvolk,
, wie wir gesehen, es schon Ludwig dem From-
i nicht verzeihen wollte, auf das sogenannte Con-
rationsrecht verzichtet zu haben, war jetzt noch
leich mehr als Kaiser Lothar selbst, gegen die
ner erbittert. Ohne also zu bedenken, wie sehr
Franken ehemaliger Waffenruhm ohnehin schon
unkelt sey, befleckte und beschmutzte es ihn jetzt
ungleich mehr durch seine Aufführung. So-
das fränkische Heer den Kirchenstaat betreten
t, überließ es sich allen Arten von Ausschwei-
en und Gewaltthätigkeiten. Ruhige, friedfer-
Bürger und wehrlose Landleute wurden geplün-
, grausam mißhandelt, viele davon sogar gemor-
und erschrocken flohen überall die Einwohner
Wälder und unzugängliche Gebirgsschluchten. Un-
olchem Frevel kam das fränkische Heer bis nach

Ponte della Capella. Hier erhob sich plötzlich ein schreckliches, mit furchtbaren, seit Menschen Gedenken unerhörten Sturmwinden verbundenes Gewitter. Der immer furchtbarer werdende Kampf der Elemente, der unaufhörlich rollende Donner, und der, durch die vielen, hin und herzückenden Blitze, wie in Flammen stehende wolkenschwarze Himmel, schreckten jetzt nicht wenig das fränkische Heer, besonders als mehrere aus demselben, und unter diesen selbst einige Freunde des Bischofs Drogo, vom Blitze getroffen todt zu Boden fielen. Dieses, mehrere Stunden dauernde, schreckbare Naturereigniß machte zwar auf viele den erwünschten Eindruck, konnte aber dennoch dem grausamen Muthwillen der Franken, selbst noch vor den Thoren Roms nicht vollkommen Einhalt thun. Auch die Römer, als sie von den verübten Greuelthaten Kunde erhielten, erschracken nicht wenig. Sie schlossen ihre Thore, und sahen der Annäherung der Franken, wie dem Heranrücken eines feindlichen Heeres entgegen.

7. Aber bald gab des Pabstes Klugheit und die Festigkeit seines Charakters, oder vielmehr die über dem Oberhaupt ihrer Kirche waltende Vorsehung, in deren Händen die Herzen der Könige gleich Wasserleitungen sind, den Sachen eine ganz andere Gestalt. Auf neun Meilen schickte Sergius dem jungen Monarchen den gesammten römischen Adel und alle Obrigkeiten Roms in festlicher Kleidung entgegen. Eine Meile von der Stadt erwarteten ihn sämmtliche Schulen, die der Griechen, Longobarden, Franken, Sachsen, rc. alle in ihren eigenthümlichen Costümen und jede unter dem stolz in den Lüften wehenden Panier ihrer Nation. Im glänzenden Waffenschmuck, und in doppelten Reihen geordnet, stand längs der flaminischen Straße

die gesammte römische Miliz, der Kern von Roms blühender Jugend; an diese schlossen sich, von ihren Tribunen geführt, die sämmtlichen Zünfte der Bürger mit ihren mancherlei Fahnen und Emblemen an, und beinahe die Hälfte der Bevölkerung Roms bedeckte die weiten Ebenen rechts und links der so eben erwähnten Straße. Jubel und Gesang ertönte rings umher, als der Prinz erschien. Alles sang Loblieder auf den König, und dessen jetzt über Rom aufgehende Sonne. Ludwig war eben so sehr überrascht, als gerührt. Ehrenbezeugungen, die nur einem Kaiser gebührten, schmeichelten seinem jugendlichen Ehrgeiz; und Freude, Zufriedenheit und Wohlwollen strahlten aus jedem seiner Gesichtszüge. Von Erzbischöfen, Bischöfen, Aebten und einer zahlreichen Geistlichkeit umgeben, erwartete der Pabst den König in dem Vorhof des Vatikans. Als Ludwig sich näherte, umarmte ihn der Pabst mit der Zärtlichkeit eines Vaters. Beide stiegen nun die zur Kirche führenden Stufen hinauf. Als sie aber an dem Haupteingang ankamen, war dieser, wie auch alle Seitenthüren verschlossen. Mit jenem nicht zu erkünstelnden Anstand, den nur das Gefühl persönlicher Würde und Majestät erzeugt, wandte sich jetzt der Pabst an den König mit der Frage, ob er mit reinem und treuem Willen, das Wohl der Kirche und des römischen Staats zu befördern, hierher gekommen wäre; in diesem Falle sollten die Pforten der Kirche sich sogleich öffnen; wo nicht, würden sie geschlossen bleiben. Sergius sprach hierauf mit solcher Kraft von der Heiligkeit des Orts, und der großen, dem Fürsten der Apostel gebührenden Ehrfurcht, daß Ludwig, ergriffen von frommer Begierde, das innere Heiligthum des Tempels zu betreten, mit einer in diesem Augenblicke auch einen Monarchen zierenden Demuth dem Pabst erklärte:

„nur die reinsten und lautersten Absichten zum Heile Roms und der Kirche hätten ihn hieher geführt.“ — Plötzlich öffnete sich also jetzt die große, ganz aus gediegenem Silber bestehende Hauptthür, und der Pabst und der König, dem Ersterer die rechte Hand ließ, traten sammt ihrem Gefolge, unter dem, von den frohen Zurufungen des Volkes oft unterbrochenen Gesang der gesammten Geistlichkeit, in die Kirche. Beide begaben sich an das Grab des großen Apostels, fielen auf die Kniee, und nachdem sie einige Zeit im Stillen der heiligen Reliquie ihre Ehrfurcht bezeigt hatten, sprach der Pabst mit sichtbar erhöhter Inbrunst ein lautes Gebet. Als dieses beendigt war, stand der junge Fürst wieder auf, und verließ, von dem Pabste bis an die Thüre begleitet, die Kirche. Ludwig und die Vornehmsten aus seinem Gefolge wurden nun von päbstlichen Beamten in die, für sie in Bereitschaft gehaltenen Paläste und Wohnungen geführt. Das fränkische Heer lagerte außerhalb der Vorstädte. Gerne hätte es Rom geplündert, und mit Gewalt sich allda einquartirt. Aber der Pabst erhielt geheime Kunde davon, ließ daher alle Thore der Stadt fest schließen und verrammeln; besprach sich auch dießfalls mit dem König, der nun durch sein Ansehen den fränkischen Uebermuth in den gehörigen Schranken zu erhalten wußte. Nur kamen die Vorstädte ziemlich übel dabei hinweg; auch wurden, unter dem Vorwande eines Mangels an Futter für die Pferde und übriges Zugvieh, alle Felder und Wiesen rings um Rom herum abgemäht.

8. Aber desto erfreulicher und festlicher war für den Pabst und die Römer der gleich darauf folgende Sonntag, der 18. Junius des Jahres 844. Bisher, was auch später wieder geschah, wurden die

Könige der Longobarden stets zu Pavia gekrönt, und das Recht der Krönung stand dem Erzbischof von Mailand zu. Um Ludwig auf eine ausgezeichnete Weise zu ehren, und dessen Eifer für das Wohl der Kirche zu entflammen, entschloß sich Sergius, selbst diesen feierlichen Akt zu vollziehen. Alle Bischöfe Italiens, mithin auch der Bischof von Mailand waren ohnehin in Rom gegenwärtig; und da der Pabst der Bischof aller Bischöfe ist, so hob auch natürlicher Weise seine Anwesenheit jetzt jenes Recht des Erzbischofs von Mailand auf. In der geräumigen, herrlich geschmückten Vatikankirche versammelten sich also an dem so eben erwähnten Tage alle Erzbischöfe, Bischöfe und Prälaten, sammt dem grösten Theil des niedern römischen Clerus, ferner der gesammte römische Adel, und alle Herzoge und Grafen und andre vornehme fränkische und longobardische Herren, welche mit Ludwig nach Rom gekommen waren. Unter den Augen dieser erlauchten und zahlreichen Versammlung salbte nun der Pabst mit eigenen Händen Lothars Sohn mit dem heiligen Oele, setzte ihm eine ungemein kostbare Krone auf das Haupt, umgürtete ihn mit dem königlichen Schwert, und rief ihn zum König der Longobarden aus, worauf alsdann, wie gewöhnlich, die wiederholten freudigen Begrüßungen der Geistlichkeit, des Adels und der anwesenden, zahllosen Volksmenge erfolgten. Ein feierliches Hochamt machte den Beschluß der festlichen Handlung; und mit erweitertem Herzen und voll gegenseitiger Achtung und Liebe, kehrten hierauf der Pabst und der König wieder nach Rom zurück *).

*) Es ist unbegreiflich, wie neuere Geschichtschreiber, selbst übrigens geistvolle Männer noch daran zweifeln konnten, ob wirklich Lothar seinen Sohn Ludwig, be-

vor er ihn nach Rom sandte, zum König von Italien erklärt habe. Die fränkischen Annalen machen freilich keine Meldung davon; aber sie erwähnen sämmtlich der in Rom geschehenen Krönung, welches offenbar das nämliche besagt, weil solche unmöglich ohne den Willen und die Zustimmung des Kaisers hätte vorgenommen werden können. Es wäre ja schon die Annahme der Krone ohne Wissen und Willen des Vaters von Seite Ludwigs ein offenbarer Akt der Empörung, und die Krönung selbst von Seite des Pabstes eine unverzeihliche, die ganze damalige Christenheit nothwendig gegen ihn empörende, nicht nur höchst sündhafte, sondern auch im äußersten Grade unkluge und unpolitische Handlung gewesen. — Uebrigens ist der Grund solcher, wahrscheinlich blos affektirter Zweifel leicht zu errathen; sie sollen nämlich ganz unvermerkt ein recht gehässiges Licht auf den Charakter des Pabstes werfen, und dessen Betragen gegen Lothars Sohn blos als ein künstliches Gewebe von Schlauheit, Trug und Arglist erscheinen lassen. Eigenmächtig und ohne Wissen und Zustimmung des Vaters krönte der Pabst den Ludwig zum König von Italien, blos um ihn für sich zu gewinnen, mit dem Vater zu entzweien, und auf diese Weise zu verhindern, den ihm ertheilten Auftrag zu erfüllen: lauter Vorstellungen, die sich von selbst in der Seele des Lesers erzeugen müssen, sobald ihm nur der mindeste Zweifel noch darüber vorschwebt, ob Lothar wirklich seinen Sohn zum König von Italien ernannt habe, oder nicht. — Ueberhaupt ist es, wie wir schon zu bemerken Gelegenheit hatten, eine bei vielen jetzt gleichsam zur andern Natur gewordene, aber gewiß auch höchst unselige Fertigkeit, allen und selbst den edelsten Handlungen unserer ehrwürdigsten und heiligsten Päbste stets nur Triebfedern des Eigennutzes unterzuschieben.

9. Indessen spielte das königliche oder vielmehr kaiserliche Blut, das in Drogo's Adern floß, jetzt dem Bischof von Metz einen ziemlich bösen Streich. Des Pabstes hoher apostolischer Ernst, und dessen

selbst Königen imponirende würdevolle Haltung schien in Drogo's Augen blos Uebermuth und stolze Anmaßung *) Ein Nerv seiner noch lange nicht völlig getödteten Eitelkeit zuckte mächtig in ihm auf, und nun wollte er denjenigen demüthigen, dessen hohe Einfalt und großen Geist er zu fassen nicht im Stande war. Georg, Erzbischof von Ravenna, Angilbert, Erzbischof von Mailand, nebst noch mehrern andern italiänischen Bischöfen, und einigen longobardischen Grafen traten auf Drogo's Seite, und dadurch noch mehr ermuthiget, erhob nun Drogo, blos seiner königlichen Geburt, nicht aber seines bischöflichen Charakters eingedenk, sich gegen sein und der allgemeinen Kirche höchstes Oberhaupt. Man weiß nicht, worüber der Streit sich entspann; Anastasius sagt blos, daß der Kampf contra hanc universalem, et caput Ecclesiarum Dei gerichtet gewesen sey. Unter Drogo's Vorsitze versammelten sich also die irregeleiteten Bischöfe, offenbar um über das, von Christo über seine Kirche gesetzte Oberhaupt eine Art von Gericht zu halten. Aber der Pabst trat in ihre Mitte, und ohne viele Worte zu machen, noch auch sie zu suchen, führte er eine so kräftige Sprache, daß alle Anwesenden verstummten, und jede Zunge wie gefesselt sich fühlte. Beschämt trennte sich nun sogleich die Versammlung, und von dem ganzen erbärmlichen Handel war nicht weiter mehr die Rede **).

---

*) Longueval in seiner Histoire de l'église gallicane sagt T. 5. L. 15. „Cependant Drogon Evêque de Mets mécontant de la hauteur, que le Pape avoit montrée, indisposa à son égard les Evêques d'Italie„. — —

**) — — Sed divina gatia inspirante, nec sermones ipsius almi Pontificis, neque prudentiam su-

10. Aber nun geriethen, höchst wahrscheinlich ebenfalls auf Drogo's weisen Rath, die den jungen Monarchen begleitenden fränkischen Herren gar auf

---

perare valuerunt. Tantaque ei superna aderat virtus, ut nullus sermone eum concludere, vel constringere potuisset; et ab eo superati pudore et operti confussione discesserunt. Quod videntes omnem iram, atque ferocitatem, quam mentibus observabant, omni modo deposuerunt. (Anast. d. vit. Pont. T. 1 p. 293.) — Spätere Geschichtschreiber, auch jene, welche sich ausschließlich mit der speciellen Kirchengeschichte befassen, äußern beinahe einstimmig die Vermuthung, daß der Zweck der, unter Drogo's Vorsitze zusammengekommenen Versammlung kein anderer gewesen sey, als die Akten der Wahl des Pabstes Sergius zu revidiren, sie genau zu prüfen, und dann über die Gültigkeit oder Gesetzwidrigkeit der Wahl selbst zu entscheiden. Sie sagen ferner, sehr heftige Debatten hätten dabei statt gehabt, jedoch zu keinem andern Endresultat geführt, als daß die Gültigkeit und Gesetzmäßigkeit der Wahl des Sergius von der ganzen Versammlung einstimmig wäre anerkant worden. — Das Wesentlichste dieser Angabe stimmt mit der Erzählung des Anastasius so ziemlich überein, obgleich diesem zu Folge, die Krönung Ludwigs einige Tage früher, bevor noch jenes Conciliabulum gehalten ward, schon geschehen war, welcher Akt offenbar die Anerkennung des Pabstes Sergius voraussetzt, ohne die ja die ganze Krönungsceremonie eine lächerliche Nullität gewesen wäre, besonders da der Erzbischof in Mailand, dem das Recht der Krönung ausschließlich zustand, in Rom gegenwärtig war. Wenn man übrigens alle die, auf Ludwigs Sendung nach Rom sich beziehenden, zerstreuten Nachrichten zusammenstellt, und unbefangen mit einander vergleicht; so geht in der Hauptsache ganz klar und deutlich daraus hervor, daß sowohl der junge König Ludwig, als dessen ganzes Heer, wie auch die den Fürsten begleitenden fränkischen Bischöfe und Optimaten sich in ziemlich

den unbegreiflich tollen Gedanken, von dem Pabst zu fordern, er möge erlauben, daß die Römer dem König Ludwig, damit dessen Krönung ihre wahre Bedeutung erhalte, auch jetzt den Eid der Treue leisteten. Diese sinnlose Foderung wies natürlicher Weise Sergius zurück. Er erklärte, und zwar mit vollem Grunde, daß, da Rom und der römische Staat dem longobardischen Reiche nie unterworfen gewesen, mithin die Könige von Italien oder der Longobarden nicht das mindeste Recht darüber in Anspruch zu nehmen hätten, man auch die Römer auf keine Weise zu einem Eid der Treupflicht gegen dieselben verbindlich machen könne. Das Einzige, was er erlauben könne, und auch erlauben wolle, sey, daß von dem römischen Adel, wie von dem römischen Volke dem Kaiser Lothar, als dem einzigen Schutzherrn Roms und der römischen Kirche, der darauf sich beziehende Eid der Treue geschworen werde. Dies geschah jetzt auch wirklich, und zwar in Gegenwart des jungen Königes, und aller in Rom anwesenden fränkischen Großen *);

feindseligen, wenigstens dem römischen Stuhle höchst ungünstigen Absichten auf den Weg nach Rom machten; daß aber Gott, als sie bald vor den Thoren der Hauptstadt der Christenheit angekommen waren, zuerst durch jenes Schrecken verbreitende Naturereigniß ihre Herzen erschütterte, und dann völlig so lenkte, daß gerade das, was zum Nachtheil des päbstlichen Stuhles geschehen sollte, nur zu dessen größern Erhebung und höherm Glanze dienen mußte.

*) Man würde sich sehr irren, und gleich einem Blinden von der Farbe urtheilen, wenn man diesen Eid als einen gewöhnlichen Subjectionseid betrachten wollte. Die abendländischen christlichen Kaiser waren Schutzherren Roms und der römischen Kirche. Es ist also ganz natürlich, daß die Römer nicht gegen das Interesse des Kaisers handeln, mit dessen Feinden kei-

aber damit hatte nun auch Ludwigs von seinem Vater, dem Kaiser erhaltene Mission nach Rom ein

---

ne Verbindungen eingehen, und überhaupt nichts, was das kaiserliche Ansehen verdunkeln, oder die Rechte des Kaisers schmälern konnte, sich erlauben durften. Dieses versprachen sie nun durch den obigen Eid, kraft dessen sie Liebe, Ehrfurcht und treue Anhänglichkeit gelobten. Wir werden in der Folge sehen, daß auch die Kaiser vor ihrer Krönung Aehnliches gegen den römischen Stuhl eidlich, oder durch Verträge versprechen mußten. Der Pabst, als höchstes geistliches Oberhaupt der Christenheit, und der Kaiser, als deren höchstes weltliches Oberhaupt, mußten, vermöge der ihren hohen Würden zum Grunde liegenden, und allen christlichen Völkern damals eigenen Begriffen, in vollkommenem Einklang mit einander stehen. Beide hatten den nämlichen erhabenen Zweck, der ohne ein treues und aufrichtig gemeintes gemeinschaftliches Zusammenwirken nicht erreicht werden konnte. Beide Gewalten konnten also in jener Zeit blos in der Abstraktion, nicht aber in der Wirklichkeit von einander völlig getrennt werden. Da aber doch eine jede wieder ihren eigenen, obgleich mit dem andern, in zahllosen Berührungspunkten stehenden Wirkungskreis hatte, so entstanden hiedurch gegenseitige Rechte, denen aber auch nothwendig eben so viele gegenseitige Verpflichtungen gegenüberstanden, und nun war nichts natürlicher, als daß diese beiden höchsten Gewalten sowohl die Aufrechthaltung der erstern, als gewissenhafte Erfüllung der andern bald mündlich bald schriftlich, das heißt, durch Eide oder Verträge sich gegenseitig verbürgten. Dieses höhere, wahrhaft edle und erhabene Verhältniß, das nur aus dem Geiste des Christenthums, und dessen unerschöpflicher Tiefe hervorgehen konnte, läßt sich leicht begreifen, und selbst anschaulich machen, sobald man nur nicht die Staats- und staatsrechtlichen Begriffe unserer Zeit in jene, in allen Elementen des öffentlichen, wie häuslichen, des intellektuellen wie materiellen Lebens, von den unsrigen total verschiedenen Jahrhunderte hinüber tragen will.

Ende. Friedlich und als wahre Freunde schieden Er und der Pabst von einander; und wohl mögen die — weil es damals allgemein so Sitte war — sich bei dem Abschiede gegenseitig gemachten, reichen Geschenke das unter Beiden geschlungene Band der Freundschaft nur noch fester geknüpft haben.

11. Ludwig war nun Herr von Italien, aber dieses Reich auch für Lothar so gut wie verloren. Von Rom ging der neue König nach Pavia, der gewöhnlichen Residenz aller longobardischen oder italiänischen Könige. Einer trägen Ruhe im Schatten eines, jetzt immer noch mächtigen Throns hatte jedoch Ludwig sich nicht zu erfreuen; denn bald werden wir sehen, daß die seit mehreren Jahren in Unteritalien wüthenden innern Kriege, die immer zerstörender werdenden Einfälle der Sarazenen, wie überhaupt die gefährdete Lage aller italiänischen Küstenländer ihm der Beschäftigung in Fülle und Ueberfluß geben. Bevor wir jedoch zur Erzählung der Begebenheiten übergehen, wovon jetzt Italien der oft blutige Schauplatz geworden, und auch noch lange bleiben wird, müssen wir zu größerem Verständniß derselben uns in der Geschichte dieses Landes einen jedoch nicht allzu großen Rückschritt erlauben.

III.

1. Italiänische Geschichte. Nach dem Sturz des longobardischen Reiches, und dessen Eroberung von Carl dem Großen, war Italien in vier, in sehr ungleichen Verhältnissen gegen einander stehende Staaten getheilt. Von den Alpen bis zu den Grenzen des alten Latiums herrschten die Franken. Rom und dessen Gebiet, sammt dem ehemaligen Exarchat bildeten den

Kirchenstaat und gehorchten dem Pabst. Das mächtige Herzogthum Benevent hatte seine eigenen Herzoge, die nach dem Recht der Erstgeburt einander folgten, aber nach der Zerstörung des longobardischen Reiches, wie die Leser aus dem zwölften Bande unserer Geschichte sich erinnern werden, die Oberlehnsherrlichkeit der fränkisch-italiänischen Könige nicht anerkennen wollten, bis endlich nach einem vieljährigen zwischen Herzog Grimoald von Benevent und König Pipin, Carls des Großen Sohn, unter wechselndem Erfolge geführten Krieg, des tapfern Herzogs Grimoalds Nachfolger, Grimoald Storesaiz die Oberhoheit der Franken anerkannte, und zu einem jährlichen Tribut von vier Tausend Goldstücken sich verbindlich machte. Die noch südlicher gelegenen Länder und Städte waren griechische Besitzungen. Das Herzogthum Neapel war unter denselben das bedeutendste, und die in Neucalabrien *), Terracina, Gaeta, Amalfi, unter dem Namen von Grafen, Präfekten, bisweilen auch mit dem Herzogtitel geschmückten griechischen Statthalter waren den Herzogen von Neapel untergeordnet.

2. Eine der ersten Veränderungen, die wir nach dem Tode Carls des Großen, oder vielmehr während der Regierung seines Sohnes Ludwigs des Frommen in Italien wahrnehmen, ist, erstens der äußerst locker gewordene Lehensverband zwischen Benevent und dem fränkisch-italiänischen Reiche, und

*) Das eigentliche Calabrien, in das diesseitige und jenseitige getheilt, gehörte längst schon den Longobarden. Da aber die Griechen doch Herren von Calabrien seyn wollten, so gaben sie diesen Namen dem größten Theil des alten Brutiums, und nannten dieß Neucalabrien.

der beinahe völlig verschwundene Einfluß der griechischen Regierung auf Neapel und die wenigen übrigen Besitzungen, welche bisher noch den Kaiser von Constantinopel als ihren Oberherrn erkannt hatten. Was Benevent betraf, so wußten die Herzoge den in dem carolingischen Hause ausgebrochenen Familienzwist, der beinahe ausschließlich die Aufmerksamkeit und alle Kräfte Lothars in Anspruch nahm, so gut zu benutzen, daß sie der That nach völlig unabhängig wurden, keinen Tribut mehr zahlten, und die Geschenke, welche der beneventanische Herzog Sico, bei dem Antritt seiner Regierung nach Heristall schickte (818) *), das letzte Zeichen landesherrlicher Huldigung waren. — Theils durch erzwungene, theils freiwillige Unterwerfung mehrerer Städte, besonders durch enge Verbindung mit der reichen und sehr bevölkerten Stadt Amalfi **), hatte auch Neapel seine Stärke bedeutend vermehrt, und würde gewiß zu noch größerer Macht gelangt seyn, hätte das Volk nicht zu viel Einfluß auf die Regierung gehabt, und in innern muthwillig erregten Unruhen

*) Man sehe den 13ten Band dieser Geschichte; Abschn. I. §. 14.

**) Auch Amalfi hatte, wie die meisten übrigen griechischen Besitzungen, ihre eigenen Herzoge, die aber nur eine Art von Vorsteher waren; denn im Grunde genommen war die Stadt eine democratische Republik, die ihre sogenannten Herzoge selbst wählten, und diese, obgleich von den griechischen Kaisern anerkannt und bestätiget, dennoch gewöhnlich sehr bald wieder fortjagte, und sich andere wählte, denen dann beinahe stets das nämliche Schicksal zu Theil ward. Durch seinen Seehandel ward Amalfi eine der reichsten Städte Italiens. In der Folge erhielt es gegen Norden und Süden eine bedeutende Erweiterung seiner Grenzen, ward aber doch im Anfange des eilften Jahrhunderts von dem Fürsten von Salerno erobert.

und Streitigkeiten seine besten Kräfte oft zwecklos vergeudet *). Von der ehemaligen Oberhoheit der byzantinischen Kaiser waren indessen kaum noch einige alten, bedeutungslosen Formen übrig, so wie

*) Besonders gab es bei den Herzogswahlen beinahe stets innere Unruhen und wilde tumultuarische Auftritte. Noch in den ersten Decennien des achten Jahrhunderts ernannten die griechischen Kaiser die Herzoge von Neapel. Gewöhnlich wählten sie geborne Griechen dazu, die dann freilich bei dem neapolitanischen Volke, das ohnehin weder fremde noch einheimische Herren gerne ertrug, wenig oder gar nicht beliebt waren. Als die Regierung von Constantinopel den Wahn der Bilderstürmer auch in Italien einführen wollten, und einige neapolitanischen Herzoge, um die Gunst des Hofes zu gewinnen, sehr thätig dabei mitwirkten, wurden die Einen erschlagen, die Andern verjagt, und die Neapolitaner wählten von jetzt an ihre Herzoge selbst, denen alsdann allerlei griechische Ehrentitel zu ertheilen dem Hofe von Constantinopel doch noch immer gegönnt ward. Gelang es einem dieser vom Volke erwählten Herzoge, sich die Zuneigung der Neapolitaner zu erwerben, so erlaubten diese ihm, seine herzogliche Würde auch auf seinen Sohn zu vererben. — Wie völlig erloschen das Ansehen der Kaiser von Constantinopel in Neapel war, beweißt folgende Thatsache. Als in dem Jahre 811. nach dem Tode des Herzogs Anthimius, über der Wahl seines Nachfolgers heftiger und lange dauernder Zank und Hader sich in Neapel erhob, und die streitenden Partheien sich durchaus nicht vereinigen konnten, wandten sie sich, um einen neuen Herzog zu erhalten, an den griechischen Kaiser. Dieser schickte ihnen einen gewissen Theodor, dem er noch überdieß den glänzenden Titel eines Protospatarius ertheilte. Aber Theodor hatte das Regiment kaum einige Monate geführt, als die Neapolitaner seiner schon wieder überdrüßig wurden, ihn entweder todt schlugen, oder aus dem Lande jagten, und den Stephanus, einen Enkel eines ihrer frühern Fürsten, zu ihrem Herzoge wählten.

es überhaupt mit Ausnahme einiger Seeplätze in ganz Unteritalien nichts mehr gab, was der Hof von Constantinopel eine griechische Domaine hätte nennen können. Aber zwischen Neapel und Benevent, diesen jetzt in Unteritalien gebietenden Staaten regte sich nun bald ein immer lebendiger und thätiger werdende Geist der Rivalität und des Neides. Als Neapel noch eine griechische Besitzung war, herrschte ohnehin unter Neapolitanern und Beneventanern das nämliche feindliche Verhältniß, welches überhaupt damals Griechen und Longobarden auf immer von einander trennte. Natürlicher Weise mußten davon in den gegenseitigen Gesinnungen beider Völker, auch als der griechische Einfluß schon völlig aufgehört hatte, immer noch sehr merkbare Spuren zurückbleiben, und da jetzt überdies zwischen beiden Staaten ein Conflickt politischer und mercantilischer Interessen hinzukam, ein jeder derselben seine Grenzen, wie seinen Handel zu erweitern suchte, jedoch dies nicht anders als zum Nachtheil des andern Theils geschehen konnte, und überhaupt das zunehmende Wachsthum des einen Staates den aufblühenden Flor des andern herabdrücken mußte, so fanden sich schon frühzeitig beide Staaten in einem gewissen Zustand der Spannung, und eines permanenten, wechselseitigen Mißtrauens; ein Zustand, der nothwendig nach und nach jene Nationalfeindschaft herbeiführen mußte, die stets eine Folge solcher ungeregelten, am Ende nicht leicht mehr mit einander auszugleichenden, daher blos dem Kampf der Zeit überlassenen Verhältnisse seyn wird.

3. Zu einem förmlichen Bruch unter den beiden rivalisirenden Staaten kam es unter der Regierung des napoleonischen Herzogs Stephanus II. Der Vorfahrer dieses Fürsten in dem Herzogthum war jener Theodor, den der Hof von Constantinopel

auf Bitte der Neapolitaner zu deren Herzoge ernannt hatte, das Volk aber bald darauf wieder verjagte, oder gar ermordete. Sico, Herzog von Benevent, stand in den engsten freundschaftlichen Verhältnissen mit Theodor, entschloß sich daher, seinen Freund zu rächen, oder ergriff vielmehr diese, sich von selbst darbietende Gelegenheit, Neapel mit Krieg zu überziehen. Die Neapolitaner, weil unvorbereitet und überrascht, waren viel zu schwach, eine entscheidende Schlacht zu wagen; schlossen sich daher in ihre von Natur und Kunst trefflich befestigte Hauptstadt ein. Sico rückte vor Neapel, betrieb die Belagerung mit der größten Thätigkeit, und ängstigte die Einwohner so sehr, daß endlich Stephanus sich gezwungen sah, um Frieden zu bitten. Sico schien, ihm denselben bewilligen zu wollen. Aber einer der vornehmsten Neapolitaner, Namens Buonus kam ganz in Geheim in das beneventanische Lager, und versprach dem Sico, wenn er ihm zum Herzogthum von Neapel behülflich seyn wollte, nicht nur einen jährlichen Tribut, sondern auch die Abtretung verschiedener Grenzbezirke. Sico, der in Stephanus nur Theodors Mörder, oder den Räuber seiner Würde erblickte, nahm Buonus Antrag mit aller Bereitwilligkeit an. Unter dem Vorwand, wegen des Friedens zu unterhandeln, schickte Sico einige seiner Vertrauten nach Neapel, die aber den geheimen Auftrag hatten, mehrere der angesehensten Männer aus dem Adel wie aus dem Volke für die Sache des Buonus zu gewinnen. Ohne viele Mühe gelang ihnen dieses nach Wunsch; denn unter einem unruhigen, schwindelnden und neuerungssüchtigen Volke gibt es stets der Meuterer und Ruhestörer in Menge, so bald es nur darauf ankömmt, irgend eine bestehende Regierung wieder zu stürzen.

4. Indessen hatten die Friedensunterhandlungen ebenfalls guten Fortgang, und schon war der Tag bestimmt, an welchem der geschlossene Vertrag von dem Herzoge Stephanus und den beneventanischen Abgeordneten mit großer Feierlichkeit in der Hauptkirche von Neapel sollte unterzeichnet werden. Diesen Zeitpunkt wählten die Verschwornen zur Ausführung ihres mörderischen Vorhabens. Ein Theil derselben besetzte das Innere des Tempels, ein anderer den Haupteingang in denselben; und kaum war Herzog Stephanus in die Kirche getreten, als sämmtliche Verschwornen über denselben herfielen, mit vielen Wunden, beinahe an den Stufen des Altars, ihn ermordeten, und den, auf dessen Veranlassung und zu dessen Gunsten der Mord geschehen war, auf der Stelle zum Herzog von Neapel ausriefen. Buonus war ganz der Fürst, dessen die Neapolitaner bedurften. Im ganzen genommen ein schlechter Mensch und noch schlechterer Christ, aber des Krieges nicht unkundig, und tapfer und kühn an der Spitze seiner Schaaren, dabei ein eben so staatskluger, als bis zur Grausamkeit strenger Regent, herrschte er über Neapel mit wahrhaft eisernem Scepter. Noch an demselben Tage, an welchem er zur Herrschaft gelangt war, ließ er die Genossen seines Frevels, sämmtliche Verschwornen nämlich, verhaften. Einigen wurden die Köpfe abgeschlagen, Andern die Augen aus dem Kopfe gerissen, und wieder Andere auf ewig verbannt, und ihre Güter confiscirt. Von allem, was er dem Sico versprochen hatte, hielt er nichts; wollte weder zu einem jährlichen Tribut sich verstehen, noch viel weniger auch nur eine Spanne Landes abtreten; und so begann nun jetzt erst recht der, mehrere Jahre fortdauernde Krieg zwischen Benevent und Neapel *).

*) Quellen und Hülfsschriften sind: Erchempert und

der Anonymus Salernitanus; beide bei Muratori, Script. Rer. Ital. P. 1. T. 2. und P. 2. T. 2., dann die Lebensbeschreibung einiger Heiligen, als vita St. Antonini Abb. Surrent. (in Sorento) in den Act. Sanct. am 14. Februar, ferner vita St. Athanasii Epis. Neap. von Johannes Diaconus, unter den Script. Rer. Ital. P. 2. T. 2. Endlich Leo's Geschichte von Italien, und Lebrets Geschichte der Herzogthümer Benevent und Neapel, im ersten Theil seiner Geschichte von Italien. — Ein nur schwer aufzuhellendes Dunkel schwebt zwar nicht über der Geschichte von Benevent und Neapel in dieser Periode; aber zwischen den ältern Geschichtschreibern begegnet man doch öftern Widersprüchen, besonders in Ansehung chronologischer Bestimmungen. In geschichtlichen Hauptresultaten, oder in dem Wesentlichen dessen, was geschehen ist, stimmen sie zwar größtentheils mit einander überein, aber über das: Wie es geschehen ist, weichen sie desto häufiger von einander ab.

5. Auf welche Weise Sico den Thron von Benevent bestiegen hatte, ist unsern Lesern schon bekannt*). Wahrscheinlich hatte er an Grimoalds Ermordung ebenfalls einigen Antheil gehabt, wenigstens blieb er von dem Verdacht nicht frei. Nachdem er aber zur Herrschaft gelangt war, suchte er die Art, auf welche er sie errungen hatte, durch glänzende Thaten in Vergessenheit zu bringen. Aus diesem Grunde griff er, wie wir so eben erzählt, das Herzogthum Neapel an; und als Buonus ihm den versprochenen Tribut zu zahlen sich weigerte, setzte er den Krieg mit Lebhaftigkeit fort, anfänglich, da Buonus ein nicht minder tapferer Feldherr war, unter wechselndem Erfolge, aber nachher mit desto größerm Nachdruck, so daß er endlich den Herzog

*) B. 13 der Fortsetz. d. G. d. R. J. Abschn. 1 §. 14.

von Neapel, obgleich derselbe einige Hülfsvölker von den Franken erhalten hatte, dennoch zwang, abermals in Unterhandlungen mit ihm zu treten. Unter der Vermittelung des Bischofes Ursus von Neapel kam nun ein Friede zu Stande, kraft dessen Buonus sich auf das neue zur Zahlung eines jährlichen Tributs verbindlich machte, auch den Körper des heiligen Januarius den Beneventanern ausliefern mußte. Mit dieser heiligen Beute kehrte Herzog Sico triumphirend nach Benevent zurück. Von jetzt an blieb Neapel auf mehrere Jahre den Herzogen von Benevent zinsbar. Nur Schade, daß Sico durch Geiz und Geldgier seine übrigens ziemlich weise und kraftvolle Regierung nicht wenig befleckte. Er starb in dem Jahre 835, nachdem er kurz vor seinem Tode noch den Abt Deusdedit von Monte Cassino, einem in dem Rufe der Heiligkeit stehenden Manne, weil er ihm einen Theil der Schätze der Abtei auszuliefern sich weigerte, mit Gewalt hatte aus dem Kloster hinwegführen und in ein unterirdisches Gefängniß werfen lassen, wo der ehrwürdige Greis auch bald darauf starb. Des Abtes Deusdedit frommes und heiliges Leben krönte demnach ein glorreicher Märtyrertod. An seinem Grabe geschahen viele göttliche Krafterweisungen in Heilung unheilbarer Krankheiten, überdieß auch noch andere Wunder, während der Herzog von Benevent sein Leben und seine Regierung mit einem sacrilegischen Kirchenraub beschloß.

6. In der Regierung folgte dem Sico sein Sohn Sicard. Aber nun strebte auch Neapel, sich von Benevent wieder unabhängig zu machen. Buonus entriß sogar den Beneventanern wieder einige von ihnen eroberte Plätze, und als er gleich darauf starb, und auch sein Nachfolger, der Herzog

Andreas *) von dem früher mit Benevent geschlosse-nen Vertrage nichts wissen wollte, so brach zwischen beiden Staaten der Krieg heftiger, als je wieder aus. Andreas fühlte sich den vereinten Streitkräf-ten des mächtigen Herzogthums Benevent nicht ge-wachsen. Er rief demnach die Sarazenen aus Si-cilien zu Hülfe, welche unverzüglich mit einer zahl-reichen Flotte vor Neapel erschienen. Dieß schreckte die Beneventaner. Sicard gab demnach die schon gemachten Gefangenen zurück, und schloß einen Waf-fenstillstand auf fünf Jahre. Aber kaum war die Flotte der Sarazenen von Neapel wieder abgesegelt, und in den Häfen von Sicilien eingelaufen, als Sicard auch sogleich den Waffenstillstand brach, mit einem zahlreichen Heer in das Gebiet von Neapel einfiel, es schrecklich verheerte, einige feste Plätze eroberte, und endlich auch Neapel wieder belagerte. Aus Mangel an Lebensmitteln waren die geängste-ten Einwohner bald auf das äußerste getrieben. Sie schickten demnach in das beneventanische Lager einen Mönch, der, als er vor Sicard erschien, sich zu den Füßen desselben warf, und um Gnade für seine Landsleute flehte. Der Herzog fragte ihn, ob die Neapolitaner sich ihm unterwerfen wollten. Der kluge Mönch gab zur Antwort, daß er zwar hier-über keine Aufträge habe, wohl aber glaube, daß seine Vaterstadt selbst diese so harte Bedingung ein-

*) Des Buonus unmittelbarer Nachfolger war eigentlich dessen Sohn Leo. Er vermählte sich mit einer Toch-ter des Andreas, ward aber gleich in den ersten Mo-naten, nach dem Antritt seiner Regierung, unter dem Vorwand, daß die Lage und auswärtigen Verhält-nisse Neapels einen Fürsten von Erfahrung und rei-fem Alter erforderten, von seinem eigenen Schwie-gervater gestürzt, und bald darauf höchst wahrschein-lich ebenfalls auf dessen Befehl heimlich ermordet.

sehen werde. Sicard versprach, einen Abgeordneten nach Neapel zu schicken, um mit den Einwohnern wegen der Uebergabe ihrer Stadt zu unterhandeln. Um Neapels Freiheit wäre es jetzt geschehen gewesen, hätte nicht eine nicht übel ausgesonnene List die drohende Gefahr wieder abgewandt. Die geschreckten Neapolitaner nämlich führten auf dem schönen Marktplatz ihrer Stadt einen großen Haufen Sand zusammen, und bedeckten dessen Oberfläche mit Getreide und andern Feldfrüchten. Als nun Roffred, so hieß der Abgeordnete, den Sicard in die Stadt sandte, in den Straßen Neapels umherging, um deren Merkwürdigkeiten zu besehen, bemerkte er auch bald jenen ungeheuern Kornhaufen auf dem Markte. Ganz erstaunt darüber, forschte er nach der Ursache. Man sagte ihm, alle Kornböden und Vorrathshäuser seyen so sehr mit Getreide jeder Art überfüllt, daß man dieses auf dem Marktplatz hätte aufschütten müssen. Statt die Unterhandlungen anzufangen, eilte Roffred zu seinem Herrn zurück, und berichtete ihm den, wie er glaubte, wahren Zustand der Stadt. Sicard, der wohl einsah, daß die Belagerung einer so festen und mit Lebensmitteln jeder Art im Ueberfluß versehenen Stadt, sich sehr in die Länge ziehen müsse, stand nun von seiner Foderung einer unbedingten Unterwerfung ab, ließ den Neapolitanern ihre bisherige politische Existenz, und begnügte sich damit, daß sie zu gewissenhafter Abtragung des schon in frühern Verträgen stipulirten Tributs sich auf das neue wieder verpflichteten.

7. Aber auch dieser Friede war von keiner langen Dauer. Amalfi, wie es sich aus zuversichtlichen Urkunden ergibt, stand damals unter der Herrschaft von Neapel. Aber unter den Einwohnern

von Amalfi brachen jetzt Unruhen aus. Ein gro
Theil derselben verließ mit Hab und Gut die St
und begab sich nach Salerno in dem Herzogth
Benevent. Sicard nahm sie ungemein freund
auf, gewährte ihnen jede ihrer Bitten, und erle
terte ihnen auf alle Weise ihre Niederlassung in
lerno. Als die in Amalfi Zurückgebliebenen di
hörten, folgten sie, nur wenige ausgenommen, ih
Landsleuten nach Salerno nach. Amalfi war d
nach jetzt beinahe ganz entvölkert, aber auch
Macht von Neapel dadurch nicht wenig geschwä
Diesen ihm günstigen Zeitpunkt wollte der Her
von Benevent nicht unbenutzt vorüber gehen las
Die Sarazenen waren gerade um dieselbe Zeit
Brindisi gelandet. Diesen marschirte Sicard
einem zahlreichen, in der Eile zusammengebrach
Heere entgegen. In dem Treffen, das er ihnen
ferte, ward er zwar nicht geschlagen, aber, da
ganzen genommen der Vortheil auf Seite der
razenen war, dennoch zu einer starken rückgängi
Bewegung gezwungen, jedoch blos um desto leb
ter, und mit desto sichererm Erfolg wieder vorge
zu können. Sobald er also einige Verstärkung
sich gezogen hatte, rückte er wieder auf den Fe
los. Aber die Sarazenen wollten keine zweite Schl
wagen, und da sie indessen schon Brindisi und
umliegende Gegend geplündert und zerstört, mit
reiche Beute gemacht hatten, so eilten sie mit ihr
Raub auf ihre Schiffe, und segelten wieder z
Hause. Ganz unverrichteter Dinge wollte jet
Sicard nicht mit seinem Heere nach Benevent
rückkehren. Er brach also den Frieden mit Nea
eroberte und zerstörte Amalfi, belagerte auch
Stadt Sorrento, hob jedoch die Belagerung b
wieder auf *), verheerte und plünderte hierauf

*) Es wird erzählt, der heilige Antoninus, ehemal

und breit das neapolitanische Gebiet, und zog dann mit reicher Beute wieder nach Benevent zurück. Herzog Andreas, der einen ähnlichen Besuch von Sicard auch für das künftige Jahr jetzt zu befürchten hatte, und Neapel bei einer neuen Belagerung verloren gab, sandte eilends Gesandte an den Kaiser Lothar, ihn bittend, daß er als oberster Lehnsherr von Benevent dem Herzog gebieten möge, von seinen Gewaltthätigkeiten gegen Neapel abzulassen, und die Neapolitaner, wenn sie den versprochenen Tribut richtig zahlten, ferner nicht mehr zu beunruhigen. Die Gesandten wurden von Lothar freundlich aufgenommen. Der Kaiser hörte ihre Klagen, und da er sie gegründet fand, ernannte er einen vornehmen Franken, Namens Günther zu seinem Bevollmächtigten bei den Herzogen von Benevent und Neapel, und zwar mit dem besondern Auftrag, den Frieden zwischen beiden Staaten wieder herzustellen, und für die genaue Beobachtung der zwischen ihnen abgeschlossenen Verträge für die Zukunft zu sorgen. Günther ging nun ohne Verzug mit den Gesandten nach Neapel und von da nach Benevent. Als er aber in der letztern Stadt ankam, war Herzog Sicard schon nicht mehr unter den Lebenden. Man muß es also dahin gestellt seyn lassen, ob des Kaisers, seines Lehnsherrn Ermahnungen, was noch höchst zweifelhaft ist, bei dem Herzog etwas gefruchtet haben würden, oder nicht.

Abt des Klosters von Sorrento, und Schutzpatron der Stadt habe in einem nächtlichen Traumgesicht den Herzog geschreckt, ihn auch eine derbe Züchtigung fühlen lassen, und dabei gedrohet, daß, wenn er die Belagerung nicht augenblicklich aufhebe, eine noch ungleich schärfere Strafe über ihn kommen würde.

8. Sicard gehörte zu den wahnsinnigsten Tyrannen, die je einen Thron und die Menschheit geschändet. Zwar fehlte es ihm weder an Kopf noch an Muth. Tapfer an der Spitze seines Heeres, war er, sobald es sein persönliches Interesse betraf, und seine Selbstsucht dabei in das Spiel kam, nicht minder klug und schlau in dem Kreise seiner vertrauten Räthe. Aber unglücklicher Weise glimmte auch nicht ein Funke von Edelmuth in seiner verworfenen Seele, und taub gegen die Stimme der Religion und des Gewissens, wucherte eine tief in seiner Brust wurzelnde Verruchtheit mit allen Kräften eines mehr als gewöhnlichen Verstandes, und einer leider völlig unumschränkten fürstlichen Gewalt. Alle Laster, vorzüglich Wollust, Geiz und Grausamkeit hatten in ihm gleichsam einen Bund zum Verderben seiner Unterthanen geschlossen. Seinen eigenen Bruder Siconulf ließ er unter dem Vorwand, er strebe nach der Herrschaft, in ein Gefängniß werfen, in welchem der unglückliche Prinz während der ganzen Regierungszeit seines unnatürlichen Bruders schmachtete. Ein nicht viel besseres Schicksal hatte auch sein Schwager Majo. Weil dieser Sicards Grausamkeiten verabscheute, und seinen edlen Unwillen nicht hinter süßlichen Worten zu verbergen wußte, ließ er ihm den Kopf scheeren, und ihn in ein Kloster stecken. Die Köpfe vieler der edelsten Männer aus dem ältesten und angesehensten Adel fielen unter dem Beil des Henkers, und Alfan, vielleicht der größte, einsichtsvollste, redlichste und daher auch angesehenste Mann im ganzen Herzogthum, ward auf Sicards Befehl erdrosselt, und der entseelte Körper an einen Galgen gehenkt. Alle Gefängnisse waren mit Schlachtopfern seiner Wuth angefüllt, und die Gefahr jeder nur einigermaßen hervorleuchtenden Tugend unter eines

solchen Wüthrichs grausamer und tyrannischer Regierung trieb eine Menge Edeln in freiwillige Verbannung. Der dem Leser schon bekannte Roffred, ein Mensch von der niedrigsten und schlechtesten Denkungsart, war Sicards erster Günstling, der stets bereitwillige Minister seiner Grausamkeit, und die Schwester desselben Adelgise *), die eines solchen fürstlichen Ungeheuers vollkommen würdige Gemahlin. Von ihrem Geschlechte hatte Adelgise zwar die äußere Form und Gestalt; aber von jenem, für Religion und alles wahrhaft Schöne und Erhabene so empfänglichen zarten Weibersinn, von jener liebenswürdigen Idealität, so wie überhaupt von jeder weiblichen Würde und Tugend spürte man in ihrem ganzen Wesen auch nicht einmal den leisesten Nachklang, und was dieses, Gott sey Dank, wahrhaft seltene Fürstenpaar mit einander vereinte, war offenbar blos die gemeinschaftliche Lust die Menschheit zu quälen. Folgender, in der Geschichte selbst der wahnsinnigsten Tyrannen unerhörter Frevel wird allein schon hinreichend seyn, den grausamen Muthwillen, und die beispiellos freche Willkühr dieses, jeder Tugend und Sittlichkeit hohnsprechenden Fürstenweibes in ihrer ganzen Häßlichkeit darzustellen. Eines Tages nämlich, als Adelgise entweder in das Bad stieg, oder aus demselben herausging, ward sie ganz nakt von einem Bürger aus der Stadt gesehen. Ueber diese, ihren Stolz im höchsten Grade beleidigende Verwegenheit entbrannte das Weib in Zorn, und da derjenige, den entweder frevelhafter, daher auch wirklich strafbarer Vorwitz, vielleicht auch bloser Zufall zum Verbrecher gemacht hatte, durch eilige Flucht sich jeder

*) Das heißt, Adelgise war die Schwester der Gattin des Roffreds.

Nachfrage entzog, mithin auch die erzürnte Fürstin keine Rache an demselben nehmen konnte; so beschloß das boshafte Geschöpf, die ersten und angesehensten Frauen von ganz Benevent für diese, ihr vermeintlich zugefügte Beleidigung büßen zu lassen. Unter dem Vorwand eines glänzenden Hoffestes ließ sie demnach alle Damen, sowohl von dem ersten Adel, als auch aus den reichsten und angesehensten Bürgerklassen zu sich in den Palast einladen. Aber auch die höflichste Einladung eines Despoten ist eine gebieterische Weisung. Die geräumigsten Säle in dem herzoglichen Schloß konnten also kaum die Menge der geladenen weiblichen Gäste fassen, denen jedoch statt des gehofften und verheißenen Vergnügens nun die schmerzhafteste, von schamloser Bosheit je noch ausgedachte Kränkung zu Theil ward. Auf einen Wink Adelgisens traten plötzlich fürstliche Satelliten und eine Menge anderer frecher Buben in den Saal, schnitten sämmtlich versammelten Damen, jungen zarten Frauen, wie den ehrwürdigsten Matronen die Kleider bis über den Gürtel ab, und führten sie in diesem, jedes Gefühl der Schamhaftigkeit, dieser holden Gefährtin weiblicher Tugend, so höllisch verletzenden Aufzug, auf dem großen Marktplatz dem Pöbel zur Schau herum. — Wie tief muß ein Volk nicht gesunken seyn, wie völlig Sklavensinn nicht jeden Nerv von Tugend und Ehrgefühl ertödtet haben, wenn es solche nie erhörte Schmach ungestraft zu dulden sich gezwungen wähnt! Thorheiten, Grausamkeiten und Muthwillen ähnlicher Art sah beinahe jeder Tag; und ganz Benevent zitterte unter dem furchtbaren Wechsel Sicards und seiner Unholdin tyrannischer Launen. Aber bald war auch jetzt das Maaß ihrer Greuelthaten voll. Herzog Sicard hatte so eben einen Abt des Klosters Monte-Cassino, um mit desto grö-

ßerer Leichtigkeit sich des in der Klosterkasse vorfindlichen baaren Geldes bemächtigen zu können *), in schmähliges Gefängniß geworfen, als ihm auch einfiel, die tugendhafte Gattin eines Edelmannes, deren unschuldige Reize seine unlautern Begierden entflammt hatten, durch seine Satelliten aus den Armen ihres Gatten reißen und in seinen Palast bringen zu lassen. Aber Verzweiflung bemächtiget sich jetzt des Unglücklichen, dem das Theuerste, was er auf der Welt hatte, war geraubt worden. Um seine eigene Erhaltung unbesorgt, und zu dem Aergsten entschlossen, läuft er auf den Markt, verkündet allem Volke des gekrönten Wüstlings neue Schandthat, und fodert es Hände ringend auf, das schmähliche Joch doch endlich einmal zu zerbrechen, unter welchem Stadt und Land so viele Jahre schon schmachteten. Vernünftiger Weise war von einem Volke, das in völlige Geistesstumpfheit versunken, längst schon sich gewöhnt hatte, die Zuchtruthe seines Tyrannen schweigend zu küssen, nichts Kühnes, nichts Erhebliches zu erwarten. Aber gegen alles Vermuthen — denn Sicards Stunde hatte geschlagen — erwacht es jetzt plötzlich wieder zum Gefühle wenigstens seiner physischen Kraft.

*) Das Plündern der Abtei von Monte=Cassino war eigentlich eine gewöhnliche Finanzoperation der Fürsten von Benevent. Wir werden noch mehrere Beispiele davon sehen. Nur ward es nachher weit methodischer, und selbst unter dem äußeren Schein rechtlicher Formen getrieben. Die Herzoge zwangen nämlich die Mönche, ihnen Geld zu leihen; stellten sogar Urkunden (Schuldscheine) darüber aus, die auch wirklich jetzt nach tausend Jahren für Bibliothekare, Archivare, Geschichtsforscher rc. rc. einen ungemein hohen Werth haben, für die aber damals kein Leibeigner des Klosters auch nur einen Schock Eier gegeben haben würde.

„Tod und Verderben dem Tyannen!“ erschallt es von allen Seiten. Unter tumultuarischem Geschrei und fürchterlichen Verwünschungen gegen Sicard und alle Genossen seiner Schandthaten rennt das Volk tobend und wüthend nach dem Palast; zu ihm gesellen sich unter Weges noch andere nicht minder zahlreiche Haufen; jeder schwingt die Waffe, die Wuth oder Zufall ihm reichten; die am großen Schloßthor die Wache habenden Trabanten werden mit leichter Mühe zu Boden geschlagen und zerstreut, alle Zugänge des Palastes erstürmt, und Sicard, und alle jene seiner Vertrauten, die sich gerade zufällig bei ihm fanden, von dem wüthenden, in seiner Aufregung keine Grenzen mehr kennenden Volk erbarmungslos ermordet. Selbst der Anblick der blutenden mit Wunden bedeckten Leiche des Sicards konnte die Wuth der empörten Beneventaner nicht mehr besänftigen, und um das Andenken dieses Tyrannen, wo möglich auf immer zu vertilgen, gaben sie es nicht einmal zu, daß auch nur ein Stein, viel weniger ein Denkmal auf Sicards Grabe gesetzt ward. (839.)

9. Durch einen nicht minder gewaltsamen Tod folgte nun auch bald Herzog Andreas von Neapel dem Sicard in das Grab. Den Franken Günther, den Kaiser Lotharius unlängst nach Neapel und Benevent gesandt, hatte Andreas sehr lieb gewonnen. Er beredete ihn also, bei ihm zu bleiben, und um ihn zu einem der ersten Staatsbürger Neapels zu machen, gab er ihm seine Tochter, des ermordeten Herzogs Leo junge Wittwe zur Gemahlin. Andreas hatte keine männlichen Erben, und sein Schwiegersohn Günther daher jetzt auf den, einst durch Andreas Tod erledigten Fürstenstuhl gegründete Ansprüche. Wie es scheint, lebte Herzog Andreas

dem Günther zu lange. Um also seinem, wie er wähnte, so glänzenden Ziele auf kürzestem Wege entgegen zu eilen, zog er noch mehrere mißvergnügte Neapolitaner in das Complott, ermordete seinen Schwiegervater und ließ sich zum Herzog von Neapel ausrufen. Der nämliche Frevel also, den einst Andreas an seinem ersten Schwiegersohn, dem jungen Fürsten Leo, beging, ward nun von seinem zweiten Schwiegersohn auch an ihm selbst wieder verübt. Günthers neue Herrlichkeit hatte jedoch nur eine Dauer von drei Tagen, gerade eine so lange Zeit, als das Volk von Neapel, das die Verdienste des Andreas schätzte, und dessen grausame Ermordung ihm nicht unbekannt geblieben war, nöthig hatte, um zur Besinnung zu kommen, und so ward nun Günther am vierten Tage nach seiner Gelangung zur Herrschaft, die er um einen so schrecklichen Preis erkauft hatte, sammt seiner Gemahlin und allen Mitverschwornen in einem Volksaufstande ermordet. Die Neapolitaner wählten jetzt den Sergius, einen Enkel eines ihrer frühern Fürsten, zum Herzog. Sergius war ein weiser und milder Regent, eben so glücklich in der Verwaltung des Staates, als in dem Kreise seiner Familie. Er ward Vater von vier edeln Söhnen. Der Erstgeborne, der Gregorius hieß, folgte dem Vater in der herzoglichen Würde. Die beiden jüngern, Athanasius und Stephanus erhielten bischöfliche Stühle, und der jüngste endlich, Namens Cäsarius ward der größte Seeheld seines Jahrhunderts *).

*) Nichts hat auf die Denkart, die Sitten und den Charakter eines Volkes, und in so fern das Schicksal desselben ebenfalls dadurch, wenigstens zum Theil bedingt wird, auch auf dieses einen gefährlichern und verderblichern

Einfluß, als der öftere Uebergang der Herrschaft von einer Familie oder Dynastie zur andern. Nothwendig muß ja ein solcher unseliger steter Wechsel nur den Ehrgeitz und die Schwungsucht der Großen unaufhörlich nähren und reitzen, eine Menge Verschwörungen erzeugen, Rachsucht, Haß und Feindschaft gebären, die Nation in sich entzweien, die Gesetze wie alle Grundlagen des Throns oder Fürstenstuhles, eben so viele Grundlagen des Staates selbst, nach und nach immer mehr untergraben, und endlich, wo nicht dessen völligen Ruin herbeiführen, doch wenigstens auf der Stufenleiter der Nationen ihn auf eine der untersten Sprossen herabsetzen. — Auf kein Volk und keinen Staat in Europa findet diese Bemerkung eine richtigere und häufigere Anwendung, als auf den Staat von Neapel, dessen Geschichte zahllose Belege dazu liefert, und zwar durch eine ganze, wahrhaft nicht kleine Reihe von Jahrhunderten hindurch.

IV.

1. **Zersplitterung des mächtigen Herzogthums Benevent.** — Mit Herzog Sicards Tod endet nun auch die glänzendste Periode von Benevents Macht und Größe *) Die Beneventaner

---

*) Ein Staat kann oft einen gewissen, selbst hohen Grad politischer Macht erreichen, ohne daß doch deswegen das Volk selbst als eine, durch edle Nationalerziehung gebildete, durch ächten, sich selbst aufopfernden Gemeingeist starke, und durch seinen Charakter, seine Sitten und Gesinnung ehrwürdige, mithin wahrhaft große Nation erscheine. Aber dafür wird auch jede politische Macht, welche und wie viele materiellen Kräfte ihr auch zur Grundlage dienen mögen, sobald sie nicht in der geistigen Cultur der Nation, in deren religiösem, wie kirchlichem Charakter, ächt

wählten Radelchis, des ermordeten Sicards Schatz-

christlicher Denkart und Gesittung, und in dem Glück eines behaglichen Familienlebens ihre Wurzeln hat *), stets nur äußerst precair, und ihre Dauer, wenn sie anders eine hat, blos das Werk eines Zusammenflusses äußerer, ihr zufälliger Weise günstiger Umstände seyn; daher auch ohne die mindeste Bürgschaft, weil in ihr selbst das conservative Princip ihrer Existenz durchaus nicht liegt. — Wenn eine lange Windstille herrscht, und statt heftiger, unter Wind und Wetter herabströmender Regengüsse nur Morgenthau und sanfte Frühlingsschauer die Erde tränken, mithin kein wilder Wald- oder Gebirgs-Strom aus seinen Ufern tritt, dann mag wohl auch ein auf Flugsand gebautes Hauß noch so ziemlich lange bestehen.

*) Seitdem es Finanz-, Handels-, See-, Colonial-, Rural- rc. Systeme sammt rationellen landwirthschaftlichen Doktrinen giebt, ward, mit Ausnahme einiger, jedoch nur sehr weniger großen Staaten, eben dieses Familienleben, aus welchem doch alles hervorgeht und hervorgehen muß, in allen Ländern Europens nach und nach immer fühlbarer untergraben; und wenn auch in der Zukunft, wie bisher, manchen Staatsregierungen, Religion, Kirchenthum und religiöse Gesittung und Gesinnung unter dem Volke, ein ihrer zartesten und sorgsamsten Pflege unwerther Gegenstand bleibt; so wird ganz gewiß, besonders bei dem jetzt in allen Zweigen des öffentlichen Lebens, wie in Kunst und Wissenschaft eingeführten, so sehr beliebten antiken Heidenthum auch jenes wahrhaft heilige, christliche Familienleben, die Wurzel und das Fundament jedes Staates endlich völlig zerstört werden; worauf alsdann auch jedes andere Staatsband sich bald von selbst auflösen wird. Man sehe über diesen äußerst wichtigen Gegenstand des Hrn. von Koch-Sternfeld kleine und größere statistische und staatswissenschaftliche Schriften. Diese hier anzuzeigen wäre

von keiner Abhängigkeit von Benevent, wer auch dessen Herzog seyn möchte, mehr etwas wissen, und warf sich zum souverainen Fürsten von Capua auf.

2. Daupherio hatte sich, als er von Benevent war vertrieben worden, mit seinen vier Söhnen, dem Romuald, Arigis, Grimoald und Waifar, nach Nocera zurück gezogen. Jetzt verließ er diese Stadt, ging nach Salerno, und brachte auch hier eine allgemeine Empörung der Einwohner gegen den Radelchis zu Stande. Als dieser Kunde davon erhielt, schikte er den Adelmar mit einiger Mannschaft nach Salerno, um die Empörung in ihrer Geburt zu ersticken, und den Daupherio und dessen Söhne, deren kühnen, zu Unruhen geneigten Geist er sehr wohl kannte, durch Versprechungen wieder in sein Interesse zu ziehen. Aber Adelmar ward an Radelchis zum Verräther. Er schloß sich der Parthei des

---

standen, kam Herzog Sico auf Landolphs Einladung die Stadt in Augenschein zu nehmen. Ihre Lage und Festungswerke gefielen ihm uugemein wohl, und Landolph bat ihn, der neuen Stadt nun auch einen Na- zu geben. Alle Anwesenden drangen in Sico, derselben seinen eigenen Namen zu geben, und Sicopolis sie zu nennen; nur Einer aus dem Gefolge des Herzogs war anderer Meinung, und sagte, es wäre besser, die neue Stadt gleich jetzt schon Rebellopolis zu nennen. Als Sico mit einigem Unwillen nach der Ursache fragte, gab er zur Antwort: „Gnädiger Herr! wenn die Capuaner einmal im Be- „sitze einer so trefflich gelegenen, von Kunst und Na- „tur befestigten Stadt sind; dann werden sie bald „nach etwas höherm trachten, Euch oder Euern Nach- „folgern nicht mehr gehorchen wollen, und eine Selbst- „ständigkeit unter eigenen Fürsten der Abhängigkeit „von Benevent weit vorziehen." — Diese Vorhersagung ging jetzt vollkommen in Erfüllung.

Daupherio an, und beging gleich darauf eine noch größere Untreue an seinem bisherigen Herrn. Er meldete nämlich dem Herzog, die Salernitaner seyen bereit, sich ihm wieder zu unterwerfen; er dürfe sich blos vor den Thoren von Salerno zeigen; jedoch nur mit einem ganz kleinen Gefolge; die Salernitaner würden dieß als einen Beweis seines Zutrauens ansehen, und in desto größerm Triumph ihn in ihre Stadt aufnehmen. Radelchis glaubte den Worten des Verräthers. Nur von wenigen begleitet, erschien er vor den Mauern von Salerno. Aber kaum war er angekommen, als Adelmar und Daupherius Söhne, an der Spitze einer zahlreichen Schaar Salernitaner, einen wüthenden Ausfall machten, die keinen Verrath ahnenden Beneventaner zusammenhieben, und den Radelchis selbst in ihre Gewalt bekommen haben würden, hätte nicht die Schnelligkeit seines Pferdes ihm Leben und Freiheit gerettet.

3. Auf Anrathen des Daupherio wählten nun die Einwohner von Salerno den Siconulf, des ermordeten Sicards Bruder zu ihrem Fürsten. Aber Siconulf, den sein Bruder, wie wir schon erzählten, hatte festsetzen lassen, lag noch als Gefangener in einem Kerker zu Taranto. Ohne Rettung war er verloren, so bald das Vorhaben der Salernitaner vor der Zeit ruchbar ward. Vor Allem mußte man also darauf bedacht seyn, denselben in Freiheit zu setzen. Hierzu glaubten die Einwohner von Salerno die Hülfe jener von Amalfi zu bedürfen. Aber zwischen beiden Städten herrschte seit einiger Zeit eine tödtliche Feindschaft. Die Veranlassung dazu war folgende. Die Amalfitaner, welche unter Sicards Regierung sich in Salerno niedergelassen hatten, fingen bald an, sich wieder nach ihrer alten

Vaterstadt zurückzusehnen, und dahin wieder auszu-
wandern; davon hielt sie blos die Furcht vor Si-
cards heftigem und gewaltthätigem Charakter zurück.
Aber kaum hatten sie sichere Kunde von der Er-
mordung dieses Fürsten erhalten, als sie sogleich,
verschiedene Kirchen und mehrere Wohnungen der
vornehmsten Einwohner von Salerno, die, weil es
gerade im Augustmonat war, sich auf ihren Land-
häusern befanden, rein ausplünderten, mit ihrer
reichen Beute nach Amalfi zurückkehrten, und ihre
Vaterstadt in kurzer Zeit in ihrem ganzen vorigen
Flor wiederherstellten. Dieser Treulosigkeit wollten
jetzt die Salernitaner ferner nicht mehr eingedenk
seyn, jedoch unter der Bedingung, daß die zu Amalfi
zur Befreiung Siconulfs aufrichtig mitwirken soll-
ten. Die Amalfitaner nahmen das Anerbieten mit
Freuden an, wählten demnach unverzüglich aus ihrer
Mitte einige kühne junge Waghälse, die sie nach
Salerno sandten, und zu denen sich nun auch aus
den Salernitanern etliche nicht minder entschlossene
Jünglinge gesellten. Als Kaufleute verkleidet und
mit Geld reichlich versehen, machten sie sich sogleich
auf den Weg nach Taranto, richteten aber ihre
Reise so ein, daß sie kurz vor Untergang der Sonne
in der Stadt ankamen. Nachdem sie nun noch
einige Stunden in der Stadt, unter dem Vorwand,
deren Merkwürdigkeiten zu besehen, herumgegangen
waren, kamen sie auch in die Gegend des Gefäng-
nisses, und da es jetzt immer mehr Nacht zu wer-
den anfing, riefen sie mit lauter Stimme, ob es
denn in Taranto niemand gebe, der Fremdlinge nur
eine Nacht über in seine Wohnung aufnehmen wollte.
Damals gab es noch keine Gasthöfe. Gastfreund-
schaft war demnach eine Christenpflicht, und Fremde
eine Nacht über ohne Obdach zu lassen, wäre für
die ganze Stadt eine Schande gewesen. Der Ker-

leister, der in dem Gefängnißgebäude eine sehr
umige Wohnung hatte, kam also heraus und
freundlich die Fremdlinge, in seine Wohnung
utreten. Natürlich ward das Anerbieten mit
nk angenommen. Die verkappten Kaufleute ließen
erzüglich eine Menge Speisen, wie auch alle
n der kostbarsten Weine holen, und tranken dem
seher über die Gefängnisse und dessen Leuten so
er zu, daß diese, der starken Weine ungewohnt,
er bald berauscht, endlich in tiefen Schlaf ver-
en. Den erwünschten und erwarteten Augenblick
m die amalfischen und salernitanischen Jünglinge
t unbenutzt vorübergehen. Sie erbrachen das
ängniß, führten den Siconulf heraus, und be-
ten ihn noch in derselben Nacht auf eine Burg
seinem Schwager, dem Grafen Urso. Hier
Siconulf so lange, bis man auf der Burg
richt hatte, daß die ihm nachgesandten Reiter
er nach Taranto zurückgekommen wären. Er
b sich hierauf zuerst nach Amalfi, von da nach
erno, und ward von beiden Städten als Her-
ausgerufen und anerkannt. Die Grafen von
nza und Agerenza folgten nun ebenfalls dem
ispiel von Salerno und Amalfi, und Landolf,
af von Capua, obgleich er weder den Einen noch
Andern zu seinem Oberherrn haben, sondern
bhängig seyn wollte, ward wenigstens doch Si-
ulfs thätigster Bundesgenosse. In diesen Bund
nun auch Neapel, diese Gelegenheit freudig er-
fend, seine bisherige, schmähliche Zinspflichtigkeit
lösen, und die frühere Unabhängigkeit wieder zu
innen. — Das Herzogthum Benevent war also
in drei Theile getheilt, und in Unteritalien,
bisher Benevent der einzige große und gebie-
e Staat war, gab es nun vier, völlig von

einander unabhängige Fürstenthümer, nämlich Benevent, Salerno, Capua und Neapel.

4. Siconulf war ein tapferer, des Krieges kundiger Herr. Alle von Benevent abgerissene Theile würde er sicher am Ende wieder unter seinem Scepter vereiniget haben, hätte nicht die fränkische Politik, die eine Zersplitterung des übermächtig gewordenen Herzogthums ihrem Interesse angemessen fand, ihn daran gehindert, daher König Ludwig, wie wir bald sehen werden, sich zum Vermittler aufgeworfen, und beide Theile gezwungen, sich in das Herzogthum zu theilen. Indessen begann jetzt zwischen Radelchis und Siconulf ein verheerender, mehrere Jahre dauernder Krieg. Mit einem Heere von vierundzwanzig tausend Mann rückte Radelchis vor die Stadt Salerno, ward aber von Siconulf, dessen Fahnen die Völker von Salerno, Agerenza, Consa, Amalfi und Capua folgten, in einem blutigen Treffen auf das Haupt geschlagen. Der Sieger fiel hierauf in Calabrien ein, unterwarf sich dieses Land, wie auch eine große Strecke von Apulien, und noch verschiedene andere, dem Fürsten von Benevent treu gebliebene Städte. Als Radelchis sah, daß Siconulf immer mehr Terrain gewann, ihm eine Stadt nach der andern entriß, nahm er in seiner Verzweifelung zu einem der schrecklichsten und frevelhaftesten Mittel seine Zuflucht. Die Sarazenen waren nämlich in diesem Jahre (842) in Calabrien gelandet, hatten die Provinz weit und breit verheert, Taranto nebst einigen andern Städten erobert, und sich darin festgesetzt. Dem Pando, seinem Commandanten in Bari, gab nun Radelchis den Befehl, mit diesen Barbaren Unterhandlungen anzuknüpfen, und mittelst des Versprechens eines reichen Soldes sie für seinen

Dienst zu gewinnen. Die Sarazenen kamen auf die erste Einladung sogleich auch nach Bari, und Pando wies ihnen einstweilen, während er mit deren Anführer unterhandelte, außerhalb der Stadt, längs der Seeküste, ihre Quartiere an. Aber das treulose Volk erspähete eine schwache Seite der Stadt, erstieg sie in der Nacht, ermordete mehr als die Hälfte der Einwohner, machte die andern zu Sclaven, und ersäufte den Pando in dem Meere.

5. Durch Baris Eroberung von den Sarazenen ward ganz Italien eine furchtbare, lange blutende Wunde geschlagen. Di Barbaren machten diese, durch sie jetzt noch mehr befestigte Stadt zu ihrem Hauptwaffenplatz, von wo aus sie alle italiänische Provinzen, bis selbst vor die Thore von Rom, unaufhörlich quälten und ängstigten. Wir werden in der Folge sehen, wie viele Mühe und Blut es kostete, und wie viele fruchtlose Versuche gemacht wurden, bis dieser wichtige Ort, von Ludwig erobert, wieder in die Hände der Christen kam. — Die ihm angethane Schmach vermochte Radelchis, ohnehin durch Siconulfs Siege schon sehr geschwächt, weder zu rächen, noch viel weniger die Sarazenen wieder aus Bari zu vertreiben. Seinen Aerger hinter freundlichen Worten verbergend, trat er auf das neue mit den Barbaren in Unterhandlung, und nahm die ganze, jetzt in Bari und der Umgegend haußende Sarazenenschaar in seinen Sold. Mit den beneventanischen Truppen vereint, rückten nun die Sarazenen in das Gebiet von Salerno. Aber mit Blitzesschnelle kam Siconulf ihnen entgegen, griff sie an, als sie gerade eines seiner Schlösser zu berennen Anstalt machten, und schlug sie nach einem hartnäckigen Treffen in die Flucht. Viele Sarazenen wurden zusammengehauen, nicht

wenige zu Gefangenen gemacht, die übrigen zerstreut und selbst ihr Emir, dem ein Pferd unter dem Leibe war getödtet worden, kam als ein Flüchtling zu Fuße nach Bari zurück. Radelchis nahm nun einen neuen, noch zahlreichern, unlängst in Calabrien gelandeten Sarazenenhaufen in Sold. Mit diesem verheerte er auf das schrecklichste das Gebiet des Fürsten von Salerno, der jetzt einige Zeit blos vertheidigungsweise zu Werke zu gehen gezwungen war. Gerne hätte Siconulf ebenfalls Sarazenen in seine Dienste genommen; aber es fehlte ihm an Mitteln, den, von ihnen gewöhnlich gefoderten, sehr hohen Sold zu bezahlen. Als er demnach jetzt hörte, daß Radelchis, um seine sarazenischen Söldner zu befriedigen, die Cathedrale von Benevent eines Theils ihres Schatzes beraubt habe, so folgte er diesem Beispiele, plünderte die Hauptkirche in Salerno, und nahm den in Taranto commandirenden Emir Abul-Fadar nebst dessen Truppen in Sold. Aber es dauerte nicht lange, so entzweieten sich wieder Beide mit einander, und nichts ist lächerlicher, beinahe kindischer, als die Veranlassung ihres Zwistes. Als nämlich eines Tages Siconulf und Abul-Fadar von einer sehr glücklichen, ungemein beutereichen Expedition zurückkamen, und Beide mit einander froh und vergnügt die große Treppe in dem Schlosse von Salerno hinaufstiegen, wollte Siconulf aus Scherz dem Abul-Fadar eine Probe seiner physischen Stärke geben, faßte ihn daher plötzlich unter den Armen, hob ihn schwebend empor, und trug ihn so die ganze Treppe hinauf bis in sein Gemach, wo er ihn niederließ und hierauf zärtlich umarmte und küßte. Aber der stolze Sarazene nahm dieses im höchsten Grade übel, verließ allsogleich, trotz Siconulfs freundlich versöhnenden Worten sammt seiner ganzen Schaar die Stadt Salerno,

ging zu Radelchis über und trat förmlich in dessen Dienste.

6. Abul-Fadar ward nun Siconulfs ärgster Feind, und das Fürstenthum Salerno auf das neue wieder von einer Grenze bis zur andern schrecklich verheert. Da in einem Krieg zwischen zwei Fürsten von gleichen Streitkräften ein auserlesenes, zahlreiches Hülfscorps am Ende den Ausschlag geben muß, so wandte sich jetzt Siconulf an die spanischen oder andalusischen Sarazenen, die, wie man sich erinnern wird, Creta (Candia) erobert, und dort sich niedergelassen hatten. Von diesen hatte er keinen Uebertritt zu der Parthei seines Gegners zu befürchten, denn die spanischen und africanischen Sarazenen verfolgten sich unter einander mit tödtlichem Hasse, schmäheten sich gegenseitig Ketzer und Schismatiker, und ihre Kaliphen verfluchten sich einander regelmäßig jedes Jahr öffentlich in ihren Moscheen. Die spanischen Sarazenen ließen sich nicht lange bitten. In größerer Anzahl, als Siconulf begehrt hatte, kamen sie über das Meer herüber. Aber desto größer war nun auch des Fürsten Verlegenheit, diese theuern, geldgierigen Hülfsvölker zu bezahlen. Aus dieser Noth mußten ihn die Kirchen und Klöster ziehen, besonders die Abtei von Monte-Cassino, die Siconulf nun einmal über das andere ganz regelmäßig brandschatzte *). Aber demungeachtet waren

*) In seinen Geldnöthen machte Siconulf gewöhnlich in eigner Person der Abtei von Monte-Cassino einen Besuch. Nach dem Zeugniß des Leo Ostiensis nahm er das erstemal, unter dem Namen eines Darlehens an Kelchen, Patenen, Kronen, Kreutzen und andern Gefäßen, hundert und dreisig Pfund des reinsten Goldes; beim zweiten Besuche nahm er dreihundert, fünf und sechzig Pfund Silber, und vierzehn tausend

die neuen Ankömmlinge eine grausame Plage für das, durch diesen Krieg ohnehin schon so sehr erschöpfte Land, und da dieses jetzt die immer zahlreicher ankommenden Sarazenen-Schaaren nicht blos zu besolden, sondern zugleich deren Raubsucht zu befriedigen hatte, so nahm auch mit jedem Jahr, und zwar in furchtbarer Progression das Elend überall in den Provinzen zu. Zudem war auch Landolph, der Gründer des nunmehrigen Fürstenthums Capua, um diese Zeit gestorben. Kurz vor seinem Ende theilte er sein Fürstenthum unter seine drei Söhne, wovon der Eine in Capua, der Andere zu Sora, und der dritte in Tiano herrschte. Der vierte, Landolphs jüngster Sohn mußte in den

---

Goldgulden an baarem Gelde; das drittemal fünf hundert Pfund Silber an Kirchengefäßen. Wenige Monate darauf kam er wieder, und da die Mönche nun der Meinung waren, daß sie genug dargeliehen hätten; so ließ er die Schränke des Klosters aufbrechen, und machte dieselben an Gold und Silber um vierzehn tausend Goldgulden, und an baarem Gelde um sieben tausend Goldgulden leichter. Es versteht sich von selbst, daß zu solchen Anleihen auch alle übrigen Kirchen und Klöster in dem Herzogthum beigezogen wurden. Uebrigens war Siconulf ein eben so milder, als tapferer, und kriegerischer Fürst. Daß er die Kirchen und Klöster so gerne zu seinen Gläubigern machte, und ihnen dabei die Lehre gab, daß sie es mit dem ihrigen nicht so genau nehmen müßten, ist freilich nicht sehr lobens- und noch weniger empfehlungs-werth; indessen wird dieß doch durch die harten und gebieterischen Zeitumstände, in welchen er sich befand, einigermaßen entschuldiget; immerhin machte er es besser und weiser, als man es in unsern Tagen zu machen pflegte, wo man, statt die Früchte mit schonender Hand von Zeit zu Zeit von den Bäumen zu pflücken, diese lieber, wahrscheinlich um des Schüttelns überhoben zu seyn, sämmtlich umhieb.

geistlichen Stand treten und ward nachher der, nicht so wohl berühmte, als berüchtigte, nur in Intriguen lebende, überall Friede und Einigkeit störende, höchst unbischöfliche Bischof Landolph von Capua. Auf seinem Sterbebette prägte der alte Landolph seinen Söhnen nichts so tief ein, als daß sie eine Wiedervereinigung der Fürstenthümer Benevent und Salerno stets aus allen Kräften zu verhindern suchen müßten. In ihrem Interesse lag also die Fortsetzung des Krieges zwischen Radelchis und Siconulf, und diesen, so viel möglich, permanent zu machen, war nun ihr stetes gemeinsames Streben. Da aber ihr eigenes, nicht selten getheiltes Interesse zwischen ihnen selbst mancherlei Conflikte herbeiführte, und der Bischof Landolph jeden unter der Asche glimmenden Funken der Zwietracht theils zwischen dem Kaiser und dem Herzog von Benevent, theils wieder zwischen diesem und dem Fürsten von Salerno, und selbst unter den verschiedenen Herren von Capua so sorgfältig nährte und schürte, daß er bald da bald dort in helle Flammen ausbrach, dabei auch africanische und spanische Sarazenen, die Uneinigkeit der Fürsten benutzend, ohne Unterschied von Freundes- und Feindesland, alle Provinzen plünderten und ängstigten, und bei ihren verheerenden Streifzügen beinahe bis in das Herz von Italien vordrangen; so ward endlich ganz Unteritalien von dem Faro bis zu den Ufern des Garigliano der weite Schauplatz eines allgemeinen Krieges Aller gegen Alle, und grenzenlos und jeden Begriff übersteigend war nun auch der Jammer und das Elend der vorher so viele Jahre ruhig lebenden, und nun plötzlich aus den friedlichen Beschäftigungen des Landbaues, des Handels und der Gewerbe in das wilde Gewühl des Krieges und alle dessen Schrecken hineingerissenen Einwohner.

7. Sobald Siconulf seine sarazenische Verstärkung an sich gezogen hatte, ging er unverzüglich wieder vor. Radelchis rückte ihm entgegen, und nun kam es auch sogleich bei dem berühmten caudinischen Paß *) zu einem entscheidenden Treffen. Dem an Zahl überlegenen Feinde stellte Siconulf nur einen Theil seiner Truppen entgegen; mit dem andern Theil, dem Kern seines Heeres, legte er sich in einen Hinterhalt. Natürlicher Weise ward seine einfache Treffenlinie bald durchbrochen, und die Salernitaner in die Flucht getrieben. Aber nun geschah, was Siconulf erwartete. Ohne Ordnung zu halten, und mit unbesonnener, wilder Hitze verfolgten die vermeintlichen Sieger die Fliehenden, als auf einmal Siconulf aus dem Hinterhalt hervorbrach, Radelchis in Unordnung gerathenen Beneventanern und africanischen Sarazenen in die Flanke und den Rücken fiel, eine Menge derselben tödtete oder gefangen nahm, und einen vollständigen Sieg erfocht. Durch den Verlust dieser Schlacht war Radelchis so geschwächt, daß er das offene Feld nicht mehr halten konnte, und in seiner Hauptstadt sich einschloß. Alle beneventanische Städte und Schlösser wurden nun schnell nach einander von Siconulf erobert; und um den Krieg völlig zu beendigen, bedurfte es nur noch der Eroberung Benevents und Sipontos. Siconulf begann mit der Belagerung der Hauptstadt Eine tödtliche Seuche riß unter der Besatzung ein, und raffte den größten Theil davon hinweg; auch gebrach es den Einwohnern an Lebensmitteln, und mit Zuversicht sah Siconulf schon mit jedem Tage der Uebergabe der Stadt entgegen. In dieser äußersten Noth erinnerte sich

*) Die in der alten römischen Geschichte so bekannten Fauces Caudinae; gegenwärtig Lo Stretto d'Arpaja.

Radelchis der Oberlehnsherrlichkeit der Könige von Italien über das Herzogthum Benevent. Er sandte also Eilboten an Guido, Herzog von Spoleto, ihn auffodernd, im Namen des Königes von Italien jetzt einzuschreiten, und das unglückliche Schicksal einer eroberten, oder zur Uebergabe auf Gnade oder Ungnade gezwungenen Stadt von Benevent abzuwenden. Guido, obgleich Siconulfs Schwager, durfte dennoch eine so schöne Gelegenheit nicht vorüber gehen lassen, die oberlehnsherrlichen Rechte seines Herrn, nach langer Unterbrechung, nun wieder einmal geltend machen zu können. Mit einem ansehnlichen Truppencorps setzte er sich unverzüglich nach Benevent in Marsch; schrieb aber vorher noch an seinen Schwager, ihn ermahnend, die Belagerung von Benevent aufzuheben; wobei er ihm jedoch versprach, alles so zu ordnen, daß er gewiß damit zufrieden seyn würde. Siconulf hob also wirklich die Belagerung auf, und Guido zog in Benevent ein. Da er aber, wie Erchempert sagt, pro cupiditate pecuniarum, quibus maxime Francorum subjicitur genus, von Radelchis siebzigtausend Gold-Scudi erhielt, so vergaß er das seinem Schwager gemachte Versprechen, und zog, nach kurzem Aufenthalt in Benevent, mit seinem Heere wieder nach Spoleto zurück. Auf diese Art ward Benevent entsetzt, und da Radelchis, während Guidos Anwesenheit, Mittel fand, die Besatzung zu verstärken und für den nöthigen Vorrath an Lebensmitteln zu sorgen, auch die günstige Jahrszeit vorüber war; so hatten die Beneventaner wenigstens für dieses Jahr keine zweite Belagerung mehr zu befürchten *).

*) Erchempert und der Anonymus Salernitanus weichen hier sehr weit von einander ab. Nach dem Bericht des Letztern kam Guido nicht dem Radelchis, sondern

---

dem Siconulf zu Hülfe, und stieß daher mit seinem Heere zu jenem der Belagerer. Aber nun geschah es, daß Guido, als er bei einer Recognoscirung ganz nahe an eines der Stadtthore kam, von dem Abul-Fadar, der ihn von der Mauer herab schon von weitem gesehen, und ihm entgegen gegangen war, plötzlich einen so derben Schlag auf den Kopf erhielt, daß er alle Besinnung darüber verlor. Der Sarazen faßte nun Guidos Pferd beim Zügel, und wollte es sammt seinem noch völlig betäubten Reiter in die Stadt führen. Aber Guido kam auf einmal wieder zu sich, sprang vom Pferde herab, und schwang sich auf jenes seines Dieners, der indessen ebenfalls herabgesprungen und mit dem Sarazenen handgemein geworden war. Guido kam glücklich zu den Seinigen zurück; war nun aber gegen den Sarazenen so aufgebracht, daß er, was es auch immer kosten möge, an demselben Rache nehmen wollte. Er ließ also dem Radelchis sagen, daß, wenn er ihm seinen Feind ausliefern würde, er sich auf der Stelle von Siconulf trennen und die Belagerung aufheben wolle. Radelchis nahm den Antrag an, ließ den Abul-Fadar, als er schlief, an Händen und Füßen binden, und dem Guido ausliefern, der nun ebenfalls Wort hielt, mit seinen sämmtlichen Truppen vor Benevent abzog, und nach Spoleto zurückging, worauf dann auch Siconulf, weil nun zu schwach, die große Stadt von allen Seiten einzuschließen, die Belagerung aufzuheben gezwungen war. Man sieht diese Erzählung ist so fabelhaft und zum Theil so ungereimt, daß sie wenig, oder gar keinen Glauben verdient. Aber auch Erchemperts Bericht ist so lückenhaft und unzusammenhängend, und daher auch so verworren, daß nur durch eigene, mithin freilich immer etwas gewagte, jedoch auf dem gewöhnlichen, zum Theil nothwendigen Gang solcher politischen Ereignisse gegründete, und aus der Natur der Sache selbst hervorgehende Combination, einiges Licht in denselben gebracht werden kann. Was wir für das wahrscheinlichste hielten, haben wir hier oben unsern Lesern gegeben.

8. Wie es scheint, übernahm Guido den-
ich die Rolle eines Vermittlers zwischen Ra-
lchis und Siconulf, jedoch offenbar blos in
r Absicht, beide zu täuschen, und von jedem
viel Geld, als nur immer möglich zu ziehen.
einem Schwager versprach er, sich für ihn bei
m Kaiser Lothar zu verwenden, und von diesem
m die Belehnung mit dem gesammten Herzogthum
verschaffen. Siconulf glaubte seinem trügerischen
chwager; und als Lothar im folgenden Jahre 844
nen Sohn Ludwig zum König von Italien er-
nnte, und in Rom vom Pabste krönen ließ, kam
iconulf mit einem zahlreichen, einem kleinen Heere
mlichen Gefolge ebenfalls dahin, huldigte dem Kö-
g Ludwig als seinem obersten Lehnsherrn, zahlte
nderttausend Gold-Scudi, und machte sich zur
trichtung eines jährlichen Tributs vom Betrag
selben Summe verbindlich. Bald sah sich jedoch
iconulf wieder in allen seinen Hoffnungen ge-
ischt. Von Ludwig war er zwar sehr gütig auf-
nommen worden; auch bei dem Pabste hatte er
ie ungemein günstige Aufnahme gefunden. Ser-
us bezeigte ihm viele Liebe, behandelte ihn mit
ner Auszeichnung, die einem rechtmäßigen souve-
inen Fürsten gebührt, und gab ihm, als er sich
eder bei ihm beurlaubte, seinen apostolischen Se-
n. Als Siconulf das erstemal bei dem Pabst
r Audienz gelassen ward, warf er sich vor dem-
ben auf die Erde, und küßte ihm mit sichtbarer
ührung die Füße. Sehr vergnügt kehrte der Fürst
eder nach Salerno zurück. Da aber, wie wir
on erwähnt, die Wiedervereinigung des mächtigen
erzogthums durchaus nicht in dem Interesse der
anken lag, so erließ König Ludwig, so bald er
seiner Residenz zu Pavia angekommen war, eine
erordnung, der zu Folge das Herzogthum unter

die beiden Fürsten so ziemlich gleich getheilt ward. Mit diesem Theilungstraktat war Radelchis vollkommen zufrieden, aber von Siconulf, der das Ganze, oder doch wenigstens einen viel größern Antheil erwartet hatte, ward er trotzig verworfen; und so brach unter beiden der Krieg mit gleicher Wuth auf das neue wieder aus.

9. Zum größten Leidwesen der Italiener, aber zu desto größerem Jubel der Sarazenen, deren Unternehmungen auf Italien immer mehr Reife erhielten, dauerte der unselige Krieg, von Siconulf größtentheils mit glücklichem Erfolg geführt, noch vier Jahre fort. Aber gerade die von Seite der afrikanischen und spanischen Mohamedaner dem ganzen italiänischen Festlande drohende Gefahr bewirkte endlich, daß der Pabst, wie alle Fürsten und Völker Italiens, die Beendigung des nun schon so lange dauernden, verderblichen Zwistes laut und gebieterisch verlangten. Als daher König Ludwig im Jahre 848 mit seinem Heere durch Benevent zog, hielt er allda einen Reichstag, auf welchem er das Herzogthum zwischen Siconulf und Radelchis theilte. Den südlichen, größern und reichern Theil erhielt der Fürst von Salerno, den nördlichen jener von Benevent. Beide Fürsten erkannten den König Ludwig als ihren obersten Lehnsherrn, und schwuren in dessen Hände den Huldigungseid. Ueber die Ländertheilung ward ein feierliches Capitular aufgesetzt, und nicht nur von Siconulf und Radelchis, sondern auch beinahe von allen Gastalden und Großen in den beiden Fürstenthümern unterzeichnet. Durch einen besondern Artikel war in dem Vertrag festgesetzt worden, daß von jetzt an beide Fürsten ihre sämmtlichen Streitkräfte zur Vertreibung der Sarazenen aus Italien mit einander vereinigen soll-

ten. Alle Gefangenen wurden ohne Lösegeld zurückgegeben, und die von ihren Sitzen und aus ihren Klöstern vertriebenen Bischöfe, Aebte und Mönche sollten, ohne gekränkt zu werden, zu ihren bischöflichen Stühlen, und in ihre Klöster wieder zurückkehren dürfen. Von allen in den zwei Fürstenthümern befindlichen Kirchen- und andern geistlichen Gütern sollte ein genaues Verzeichniß verfertiget, und ihnen eine, ihrem Ertrage angemessene Steuer auferlegt werden; jedoch mit Ausnahme der Abtei von Monte-Cassino. Diese ward unter den unmittelbaren Schutz des Kaisers gestellt, ihr auch die Bestätigung aller ihrer bisher genossenen Immunitäten auf das neue ertheilt. Zu dem Fürstenthum Salerno waren in dem Theilungsvertrag auch Capua, Sora ꝛc. geschlagen worden. Aber die Grafen oder Fürsten dieser kleinen Länder wußten in kurzer Zeit ihre Unabhängigkeit wieder zu erreichen, besonders da bald darauf Siconulf, nach einer äußerst mühsamen stürmischen, jedoch thatenreichen zehnjährigen Regierung starb, und seinen unmündigen, noch in zartem Kindesalter befindlichen Sohn Sico, unter der Vormundschaft eines gewissen Pietro, zu seinem Nachfolger hatte. (851.)

10. Von jetzt an wird die Geschichte von Salerno mehrere Generationen hindurch nichts als ein schändliches und ekelhaftes Gewebe von Greuelthaten und Gottlosigkeiten. Pietro, obgleich er mit einem furchtbaren Eide dem Knaben Sico, in die Hände dessen sterbenden Vaters unverbrüchliche Treue gelobt hatte, stürzte doch gleich in den ersten Monaten nach Siconulfs Tod seinen fürstlichen Mündel vom Throne, und warf sich selbst zum Fürsten von Salerno auf. Noch in demselben Jahre ernannte er mit Zustimmung des Volkes — denn zu

was gibt das Volk nicht überall seine Zustimmung? — seinen Sohn Ademar zum Mitregenten. Diesem überließ er sogleich das ganze Regiment; und als Sicanulfs Sohn zum Jüngling gereift war, ward er von einigen Vertrauten von Pietro's und Ademars Verbrechen in Capua heimlich gemordet *). Sico war einer der edelsten und trefflichsten Prinzen, die je noch im Purpur geboren wurden. Seiner ungemeinen, schon alle Herzen gewinnenden, körperlichen Wohlgestalt entsprachen die edelsten und schönsten Eigenschaften des Herzens. An dem Hofe Königs Ludwigs zu Pavia erzogen **) überstralte er bald den ganzen fränkischen, longobardischen und italiänischen Adel. Eben so kühn als gewandt, übertraf er in jeder ritterlichen Uebung die berühmtesten Ritter an dem Hofe seines königlichen Erziehers, und besaß eine solche ungewöhnliche physische Stärke, daß er, wie erzählt wird, zu Capua einen schweren Helm über das höchste Gebäude der Stadt, nämlich über das Amphitheater hinwegschleuderte. Sico berechtigte zu den glänzendsten Hoffnungen; denn es war eine wahrhaft edle, der Tugend und Wahrheit

*) Durch schnell wirkendes, alle Theile des Körpers auflösendes und zerfressendes Gift ward dem Leben des edeln Jünglings ein Ende gemacht.

**) Weil der Kronräuber Ademar sich in den Kriegen gegen die Sarazenen als einen tapfern Soldaten erprobt hatte, wollte Ludwig ihn in dem Besitze des geraubten Fürstenthums nicht beunruhigen, nahm aber den jungen Sico an seinen Hof, ließ ihm eine, seiner hohen Geburt angemessene Erziehung ertheilen, und schickte ihn, als diese beendiget war, königlich beschenkt, nach Salerno zurück; wohin jedoch der treffliche Prinz nie mehr kam; denn gerade auf dieser Reise ward er in Capua, wo er sich einige Zeit aufhielt, vergiftet.

ergebene Seele, voll Geist und Talent, und dabei so ritterlich, so lieblich und blühend; und wären seine Zeiten einer so hohen, ächt fürstlichen Natur werth gewesen, so hätte seine Ermordung über ganz Italien einen Trauerflor werfen müssen. — Siconulfs Vater war, wie der Leser weiß, der Ermordung Herzogs Storesaiz nicht fremd geblieben, und für des Großvaters an diesem Fürsten begangenen Frevel mußte nun, wie es zu denken erlaubt seyn dürfte, des edeln Enkels gewaltsamer Tod der göttlichen Gerechtigkeit ein reines, ihr wohlgefälliges Sühnopfer werden. — Aber auch den Ademar ergriff, als seine Stunde geschlagen hatte, die strafende Hand der Vorsehung. Durch seinen und seiner Gemahlin schändlichen Geiz hatte Ademar die Herzen seiner Unterthanen von sich abgewandt. Gaimar, ein Enkel des Daupherio, den Ademar aus der Verbannung zurückgerufen, und mit Wohlthaten überhäuft hatte, wußte diese, dem Herzog ungünstige Volksstimmung zu seinem Vortheil zu benutzen, stürzte ihn vom Thron, ließ ihn in ein Gefängniß werfen, und einige Jahre nachher noch beide Augen aus dem Kopf reißen *). Dieser Gaimar oder Waimar hatte seine erste Gemahlin,

*) Dieß geschah aus der Ursache, weil Gaimar, mit dessen Betragen Ludwig nichts weniger als sehr zufrieden war, nicht ohne Grund befürchtete, der Kaiser möchte als oberster Lehnsherr dem Ademar das Fürstenthum wieder zurückgeben wollen. Nachdem Ademar der Augen beraubt war, begab sich Gaimar zu Ludwig, der gerade damals Capua belagerte. Als er zu Sarno vor dem Monarchen erschien, fragte dieser sogleich nach Ademar, und begehrte, daß man ihn ihm ausliefern sollte. Aber Gaimar gab dem Kaiser zur Antwort: „Was wollen Euer Majestät mit ihm machen? Er hat ja bereits sein Gesicht verloren." — Ludwig verstand diese Worte; und von Ademar war nun auch weiters keine Rede mehr.

die er des Ehebruchs beschuldigte, mit eigener Hand ermordet, und hierauf mit Ladelaide, einer jungen Dame aus dem ränkesüchtigen Landolphschen Hause, sich vermählt. Die Grafen von Capua, besonders Landolph der ältere, waren es vorzüglich, die Ademars Sturz herbeiführten, wozu Gaimar ihnen blos als Werkzeug diente; denn kaum war dieser zur Regierung gelangt, als auch er von denselben Grafen betrogen, verrathen und das Fürstenthum Capua ihm entrissen ward. Mit dem nämlichen Maße, mit welchem Gaimar dem Ademar ausmaß, ward nun auch seinem eigenen Sohne *), Waimar I. von einem seiner nächsten Anverwandten, dem Grafen Adelfer von Avelino wieder ausgemessen. Eine Verschwörung, von diesem angesponnen, führte den Waimar vom Throne in das Gefängniß, in welchem ihm sein lieber und getreuer Vetter bald darauf die beiden Augen aus dem Kopfe reißen ließ. Daß bei diesen blutigen Thronrevolutionen auch alle möglichen Laster, schwarzer Undank, unerhörte Pflichtvergessenheit, Verrath, Arglist, Meineid, Grausamkeit rc. bald einzeln, bald in gemeinsamem Bunde stets Haupt- und Nebenrollen spielten, dieß versteht sich von selbst, denn es liegt ja in der Natur aller, je noch von Stolz und ungezügelter Herrschsucht begangenen Frevel.

11. Nach Siconulfs Tod starb auch bald Herzog Radelchis von Benevent. Er war Vater von zwölf Söhnen. Der älteste, Radelgar, folgte

*) Den Vater selbst hatten theils die Vorwürfe seines Gewissens, theils der viele Verdruß, den die Grafen von Capua ihm machten, in ein Kloster getrieben. Bevor er Mönch ward, trat er seinem Sohne Waimar die Regierung ab.

hm in der Regierung. Er war ein edler, wahrhaft frommer Fürst. Um seinem Volke die Segnungen des Friedens zu verschaffen, war er friedfertig, obgleich er von seiner Tapferkeit und seinem kriegerischen Geiste schon zu Lebzeiten seines Vaters sprechende Beweise gegeben hatte. Zum Unglück für Benevent regierte Radelgar nur vier Jahre und zwei Monate, und starb zu einer Zeit, wo seine, von den Sarazenen unaufhörlich geängstigten, und nicht selten hart gegeiselten Unterthanen einer, wenn auch nicht immer schützenden, — denn dieß war jetzt eine Unmöglichkeit — doch stets väterlichen und milden Regierung vorzüglich bedurft hätten. Nach Radelgars Tod trat dessen zweiter Bruder Adelgis die Regierung an. Auch dieser war kein ganz unmerkwürdiger Regent. In Leitung der auswärtigen Verhältnisse seines Staates mit dem römischen Kaiser, dem griechischen Hofe, mit Salerno und Neapel zeigte er große Besonnenheit, nicht selten aber auch dabei eben so viel Schlauheit als Klugheit. Benevents Unabhängigkeit von den Franken war das höchste Ziel seines politischen Strebens, und um dieses zu erreichen, bediente er sich bisweilen solcher Mittel, die wahres fürstliches Hochgefühl verschmähet haben würde, die daher ihm auch in der Geschichte den gerechten Vorwurf des Undankes und der Treulosigkeit gegen den Kaiser und König Ludwig zuzogen, und gegen das Ende seiner Regierung ihn selbst in den Labyrinthen seiner trügerischen Politik so sehr verstrickten, daß er aus Verzweifelung sich dem griechischen Kaiser unterwarf. Von den Sarazenen mußte er viel leiden. Sein ganzes Fürstenthum ward von ihnen verheert; schon die meisten seiner Städte lagen verödet, und wäre Ludwig ihm nicht zu Hülfe geeilet; so würde ganz gewiß auch die Cathedrale von Benevent endlich noch in eine Mo-

schee verwandelt worden seyn. Mit welchem schnöden Undank er nachher seinen Wohlthäter lohnte, werden wir in der Folge sehen. Dasselbe Schicksal, was beinahe alle italiänische Fürsten jener Zeit hatten, traf am Ende auch den Adelgis. Er ward nämlich nach einer äußerst unruhigen, und oft gefahrvollen Regierung von vier und zwanzig Jahren und zwei Monaten, von jenen, die er für seine vertrautesten Freunde hielt, verrathen und von seinem eigenen Neffen Gaidaris *), Radelgars Sohne, in dem Jahre 878 ermordet.

*) Dieser Gaidaris war seinem edeln Vater Radelgar gar nicht ähnlich. Er ward daher bald wieder abgesetzt und den Franken ausgeliefert; hatte jedoch das Glück, aus dem Gefängniß zu entwischen, und nach Constantinopel zu entfliehen, wo er bei dem griechischen Kaiser Schutz und gute Aufnahme fand. Das einzige Merkwürdige, was er während seiner kurzen Regierung von höchstens sechs oder sieben Monaten that, war, daß er einem vornehmen Beneventaner, der, um ihm zu gefallen, und seine Gunst zu gewinnen, die Ermordung seines Vorfahrers, des Adelgis recht lobte, und herausstrich, auf der Stelle die beiden Arme abhauen ließ.

V.

1. Ludwigs II. Kriege gegen die Sarazenen in Italien. — Ziemlich lange bevor noch spanische Sarazenen Creta erobert und afrikanische sich in Sicilien festgesetzt hatten, beunruhigten sie auf ihren seeräuberischen Zügen nicht selten schon die italiänische Küste. Indessen war es blos Raubsucht, was sie dahin führte; an eine Niederlassung dachten sie noch nicht von weitem und nur der

wache Widerstand, den sie hie und da bei der
ünderung einer kleinen Küstenstrecke fanden, er-
nterte sie, von Zeit zu Zeit ihre Besuche zu
ederholen. Schon ernster und drohender ward
r Italien die Gefahr, als Sicilien und Creta
bischen Emirs gehorchten. Als aber gar Sara-
en, von Italiens Fürsten selbst eingeladen, in
lreichen Schaaren jedes Jahr über das Meer her-
r schifften, in die Dienste und den Sold dieser
rsten traten, das Innere des in mehrere kleine
aaten getheilten Landes immer mehr kennen lern-
, und endlich in der tödtlichen Eifersucht und den
erwährenden Streitigkeiten der verschiedenen Für-
i Unteritaliens unter einander, für sich eine siche-
Bürgschaft künftiger glänzender Erfolge zu er-
ken glaubten; dann erst verwandelten sich auch
bisherigen blos räuberischen Einfälle in weiter-
sehende Entwürfe von Eroberung und bleibender
rschaft. Aber damit begann nun auch für Ita-
eine lange Periode von Leiden und unerhörten
ngsalen; und da bei der, besonders nach Lud-
s II. Tode, in ganz Italien herrschenden Ver-
rung, bei der unseligen, in ewigem Widerspruch
einander zerfallenen Politik der kleinern Staa-
in Unteritalien, und dem so mannichfaltig ge-
lten Interesse der auch in Oberitalien nach Un-
ängigkeit strebenden Großen, unter den schwachen
olingern an keinen Gemeingeist, an kein, mit
trengung und Aufopferung verbundenes gemein-
es Zusammenwirken, mithin an keine Concen-
ung der Kräfte gegen den gemeinschaftlichen Feind
denken war; so würde gewiß ganz Italien noch
dem Ablaufe des Jahrhunderts ein Theil des
ches des falschen Propheten von Mecca gewor-
seyn; hätte nicht Gottes über Völker und Reiche
ende Vorsehung, in ihrer verborgenen Weisheit,

den Bogen und die Schwerter der Barbaren zerbrochen, und der jetzt immer schneller zunehmende Verfall des großen Kaliphats, dessen Zerrissenheit in eine Menge von Dynastien *), der wüthende Kampf der Aglabiten und Fatimiten um die afrikanischen Provinzen, und der innere Krieg unter den, in Sicilien zu abhängigen Herren sich aufwerfenden Emirs, Italien und mit diesem alle südlichen Länder Europens von der Gefahr sarazenischer Herrschaft befreit.

2. Daß von jetzt an bei den Kaliphen von Cairowan der Gedanke an eine Eroberung Italiens immer mehr reifte, beweisen schon ihre, mit ungemeiner Umsicht gewählten Angriffspunkte. Bari, Brindisi, Tarent, Misenum, Neapel, Gaëta. Offenbar wollten sie, bevor sie in das Innere des Landes oder gegen Oberitalien vordran-

*) Die jetzt schnell nach einander entstehenden unabhängigen arabischen Dynastien sind: Aglabiten, Fatimiten, Taheriten, Soffariten, Samaniden, Tonloriden, Ikshiden, Hamadaniten und Bowiden, worauf endlich der Verfall und völlige Untergang des großen Kaliphats erfolgte. Die Geschichte der Entstehung und Regierung dieser Dynastien ist ein fortlaufendes Gemälde von Verrath, Grausamkeit, Vater- und Brudermord. Die Gründer derselben waren, mit Ausnahme der Aglabiten, Fatimiten und Taheriten, größtentheils ganz gemeine Menschen, die das niedrige Gewerb, welches sie trieben, gegen Räuberhandwerk vertauschten und aus glücklichen Räubern endlich Fürsten und Sultane wurden. — Wenn wir den, in dem 10. Bande aus der Hand gelegten Faden der Geschichte des Kaliphats wieder aufnehmen werden, wird auch von allen hier genannten Dynastien und deren, natürlicher Weise mit der Geschichte des Kaliphats innigst verbundenen Ereignissen nähere Sprache seyn.

gen, erst Meister aller Seeplätze und Landungspunkte in Unteritalien seyn. Dadurch sicherten sie sich nicht nur die Communication mit ihrer Basis, nämlich mit Afrika und Sicilien, sondern auch die Oberherrschaft auf dem mittelländischen Meere; denn im Besitze aller Seepositionen, würde ihnen die Marine der Griechen, die, besonders nach dem Verlust von Syrakus, in diesen ohnehin schon so stürmischen Gewässern, keinen einzigen Hafen, ihre Flotten mithin bei deren weiten Entfernung von Constantinopel keinen einzigen Zufluchtsort in widrigen Fällen mehr hatten, wenig oder gar nicht gefährlich gewesen seyn. Die ersten Städte, deren sich die Sarazenen bemeisterten, waren Brindisi und Bari. Auf welche Weise sie in den Besitz dieser Städte kamen, ist dem Leser schon bekannt. Bald darauf fiel auch Tarent in ihre Gewalt, und der Eroberung dieser damals noch sehr bedeutenden Stadt folgte nun schnell die Eroberung von ganz Calabrien. In dem Jahre 846 erschien eine sarazenische Flotte im Angesicht Campaniens, und suchte sich der, Neapel gegenüber liegenden Insel Ponza zu bemächtigen. Die Eroberung dieser Insel würde einen Angriff auf Neapel ungemein erleichtert haben. Aber der tapfere, erst vor einigen Jahren zur Regierung gelangte Herzog Sergius von Neapel, glücklich in allen seinen Unternehmungen, weil stets auf die Hülfe von Oben bauend, ging ihnen mit seiner, durch Schiffe von Amalfi, Sorento und Gaëta verstärkten Flotte entgegen, schlug sie in einem wüthenden Seetreffen auf das Haupt, und hatte noch das Glück, sie aus der, von ihnen schon eroberten, kleinen Insel Licosa wieder zu vertreiben. Aber diese Niederlage beugte nicht den Muth der Sarazenen, reizte im Gegentheil nur noch mehr ihren Stolz. Mit unglaublicher Thätigkeit rüsteten sie in Palermo eine

neue, noch größere Flotte aus, und erschienen noch in demselben Jahre auf der Höhe des Vorgebirgs von Misenum. Nachdem sie die Landung erzwungen hatten, griffen sie das auf dem Berge liegende Kastell Miseno so heftig an, und wiederholten so lange ihre Angriffe, bis sie es endlich erstürmt hatten, worauf nun auch bald die Eroberung der, am Fuße des Berges liegenden Stadt Misenum erfolgte*). Für Unteritalien war dies ein äußerst schmerzhafter Verlust; denn jetzt hatten die Sarazenen auch auf der Westseite zu ihren Streifereien längs der Küste, südlich wie nördlich, einen eben so bequemen, als festen Stützungspunkt; und nun dauerte es nicht lange; so zählte man in Campanien und Calabrien schon über hundert fünfzig, von den Sarazenen theils in Besitz genommene, theils blos geplünderte oder gebrandschatzte Städte.

3. Aber auch Mittelitalien fing jetzt an, all das Ungemach zu fühlen, was diese, immer zahlreicher werdenden Horden über das Land brachten. Schon in dem folgenden Jahr lief eine Flotte von Misenum aus, segelte die Tyber hinauf, und landete vor Rom. Die Hauptstadt der Christenheit schien jetzt verloren; denn auf ihren Mauern standen blos zitternde, des Krieges ungewöhnte Verthei-

*) Misenum hatte einen sehr geräumigen, vom Kaiser August angelegten Hafen. Unter seiner und seiner Nachfolger Regierung lag lange Zeit in dem Hafen von Misenum eine zahlreiche, das Küstenland schützende, aber auch es beherrschende Flotte. Die Umgegend der Stadt war eine der anmuthigsten und schönsten Parthieen von ganz Unteritalien, daher auch Lucullus eines seiner schönsten Landhäuser hier hatte, und gewöhnlich am längsten und liebsten sich allda aufhielt.

ier. Aber die Sarazenen hatten keine Belagerungs-
aschinen bei sich; sie dachten also auch nicht an
Belagerung; und es war blos die sichere Hoffnung
icher Beute, welche sie vor Rom geführt hatte.
ie ganze umliegende Gegend, die Vorstädte, die,
m Fürsten der Apostel geweihte Kirche, wie jene
s heiligen Paulus wurden daher rein ausgeplün-
rt, aller ihrer Schätze beraubt, jedoch die Kirchen-
bäude selbst, ganz gegen der Sarazenen Gewohn-
it, unbeschädigt gelassen. Als Ludwig Roms Ge-
hr und die unerhörte Frechheit der Barbaren ver-
hm, sandte er dem Herzog von Spoleto Befehl,
n Römern zu Hülfe zu eilen. Der Herzog brach
verzüglich mit seinem Heere auf, ereilte jedoch
n Feind erst auf seinem Rückzug, griff ihn auch
gleich mit großer Entschlossenheit an, ward aber,
die Sarazenen einen Theil ihres Heeres in einen
interhalt gelegt hatten, plötzlich umringt und völ-
geschlagen. Viele Meilen weit verfolgten die
razenen das geschlagene Heer; und es wäre am
ide völlig vernichtet worden, hätten die Barbaren
ht sichere Kunde erhalten, daß des tapfern Her-
gs von Neapel nicht minder tapfere Sohn Cäsa-
us mit wohlgerüsteten Schaaren gegen sie anrücke.
on dem Verfolgen ließen sie also ab, waren aber
der Verfolgung des fliehenden Christenheeres bis
den Garigliano gekommen. Jenseits dieses Flus-
lag ganz nahe das Kloster Monte-Cassino. Vie-
hatten die Sarazenen schon von den Schätzen
d Kostbarkeiten dieses Klosters gehört, und so
ird nun auch unverzüglich die Plünderung und
rstörung desselben beschlossen. Aber es fing jetzt
Nacht zu werden; und da bei dem schon lange
haltenden heitern Wetter das Wasser in dem Ga-
gliano so sehr gefallen war, daß man überall zu
ße hindurch gehen konnte; so lagerten die ohnehin

der Ruhe bedürftigen Sarazenen diesseits des Flusses, und verschoben die leichte, ihnen dabei doch so reichlich lohnende Arbeit auf den andern Tag. Aber der Abt und sämmtliche Mönche hatten sich indessen in der Klosterkirche versammelt, und auf ihren Knieen liegend fleheten sie die Nacht hindurch da um Hülfe, wo jetzt allein noch Hülfe kommen konnte, und stets auch kommt, sobald nur ein reines Herz mit unerschütterlichem Vertrauen darum fleht. Als sie einige Stunden gebetet hatten, erhob sich plötzlich der Abt, sprach den Trauernden Muth zu, und sagte ihnen, daß er eine geheime Offenbarung gehabt, in welcher ihm versichert worden, daß dem Kloster nicht das mindeste Unheil wiederfahren sollte. Wirklich erhob sich auch gleich darauf ein furchtbares Gewitter, und unter unaufhörlichem Donnern und Blitzen ergoß sich der Regen in solchen Strömen herab, daß in einer Stunde das Wasser in dem Garigliano ganz ungeheuer anschwoll, an vielen Orten aus seinen Ufern trat, und die Sarazenen mit anbrechendem Morgen nirgends mehr eine Furthe finden konnten. Da sie keine Zeit zu verlieren hatten, so setzten sie ohne weiteres ihren Rückzug fort, aber voll Aerger und gegen ihren Propheten murrend, der ihnen eine reiche Beute in der Nähe gezeigt, und in demselben Augenblicke, wo sie dieselbe ergreifen wollten, wieder entrissen hätte.

4. Das Hauptobjekt dieses Feldzuges der Sarazenen war jedoch Gaëta, und ihre Fahrt die Tyber hinauf blos ein, von einem Theil der bei Gaëta gelandeten Barbaren unternommener räuberischer Streifzug. Die von Rom zurückkehrenden Sarazenen stießen also wieder zu ihrem Heere vor Gaëta, und die Belagerung dieser Stadt ward jetzt nur mit noch größerer Lebhaftigkeit betrieben. Aber

Cäsarius lief mit der neapolitanischen Flotte, im Angesicht der auf der Höhe von Gaëta kreuzenden sarazenischen Schiffe, glücklich in den Hafen der belagerten Stadt ein, verstärkte die darin liegende Besatzung, versah sie während der Belagerung mit Lebensmitteln und hinderte die sarazenische Flotte, sich dem Lande zu nähern. Bei allem dem blieb jedoch das Schicksal Gaëtas noch immer unentschieden. Aber nun erhob sich plötzlich auf dem Meere ein fürchterlicher Sturm. Der Untergang der ganzen feindlichen Flotte schien unvermeidlich. In dieser Noth schickte der afrikanische Admiral zu dem Cäsarius und ließ ihm den Vorschlag machen, daß, im Falle er den Schiffen der Sarazenen erlauben wollte, am Lande vor Anker zu gehen, er dafür verspreche, mit seiner ganzen Flotte, so bald der Sturm vorüber wäre, wieder nach Afrika zurückzukehren. Cäsarius ging den Vorschlag ein. Auch der Sarazene hielt sein gegebenes Wort, schiffte bei wiederkehrender Meeresstille sein Heer ein und segelte, sobald die Winde ihm günstig waren, nach den afrikanischen Häfen zurück. Aber wie es scheint standen Winde und Wellen mit den Christen im Bunde; denn auf ihrer Heimkehr wurden die Sarazenen von einem noch ungleich furchtbarern Sturm überfallen. Viele ihrer Schiffe wurden in den Abgrund gezogen, andere an Klippen geschleudert; die ganze Flotte ging zu Grunde, und nur zwei oder drei Schiffe kamen und zwar in einem höchst elenden Zustande wieder nach Afrika zurück. Die frohe Nachricht von dem Untergang der sarazenischen Flotte kam gerade an demselben Tage nach Rom, an welchem der große und heilige Pabst Leo IV. durch einstimmige Wahl auf den Stuhl des heiligen Petrus erhoben ward. (847.)

5. Der Verlust einer Flotte war indessen für die Sarazenen eine leicht zu heilende und daher schnell vernarbte Wunde. Zahlreicher als je erschienen daher im gleich darauf folgenden Jahre wieder ihre Raubschiffe in dem mittelländischen Meere. Eine Menge Seestädte, unter andern Luni in dem Herzogthum Toscana wurden von Grund aus zerstört, und von dem Fluß Magra auf der toscanischen Grenze bis zum Ausfluß der Rhosne ward die ganze sich so weit hinstreckende Küste von Ligurien und der Provence der wilde Schauplatz der Plünderungen und Verheerungen dieser Barbaren. Um das Maß der Drangsale für Italien in diesem Jahr voll zu machen, hatte auch der Herzog Radelchis um dieselbe Zeit wieder eine neue Schaar Sarazenen in Sold genommen. Diese machten gar keinen Unterschied zwischen Freundes, Feindes oder neutralem Lande, und wütheten mit gleicher Grausamkeit in dem Beneventanischen, wie in dem Fürstenthum Salerno, und in diesem, wie in dem Gebiete von Capua, und anderen Städten. Am übelsten kam die schöne und ziemlich volkreiche Stadt Telesa davon; sie ward nicht nur rein ausgeplündert, sondern zur Hälfte noch in einen Steinhaufen verwandelt. Eben so auch das feste, herrlich gelegene Schloß St. Vito. Kirchen und Klöster wurden ohnehin überall niedergebrannt; unter andern traf dieses schreckliche Loos auch das reiche Kloster zur heiligen Maria in Cinghia. Nur die Abtei von Monte-Cassino ließen die Barbaren, obgleich sie schon bis an die Thore des Klosters gekommen waren, zum allgemeinen Erstaunen, auf unerklärbare Weise unberührt.

6. Aber vom Faro bis zu den Alpen erscholl jetzt auch nur ein Schrei der Klage und des Unwillens in ganz Italien. Pabst Leo schickte Briefe

und Legaten an König Ludwig nach Pavia, ihn flehentlich bittend, Italien aus den Händen der Sarazenen zu befreien. Die Bitten des Pabstes unterstützten Lando, Graf von Capua, der fromme Abt Bessacius von Monte-Cassino, und noch mehrere ehrwürdige Aebte und italiänische Großen, die jetzt sämmtlich nach Pavia reisten, und dem Könige die dringende Nothwendigkeit vorstellten, durch Einigkeit der Fürsten, und Concentrirung aller Kräfte Italiens gegen den gemeinschaftlichen Feind, dem wilden, alles verheerenden Strom endlich einmal Einhalt zu thun. Ludwig war unstreitig unter allen Carolingern bei weitem der würdigste. Es gebrach ihm weder an Tapferkeit und gesundem Menschenverstand, noch an Thätigkeit und gutem Willen; und gleichsam von der ganzen Halbinsel jetzt dazu aufgefodert, entschoß er sich sogleich, die ruhmvolle Rolle eines Retters von Italien zu übernehmen. Noch in demselben Jahre (848) zog er an der Spitze seines Heeres nach Unteritalien, schlug alle Sarazenen-Haufen, die sich ihm entgegen setzten, aus dem Felde, vertrieb sie völlig aus den beiden Fürstenthümern Benevent und Salerno, zwang die beiden, seit mehreren Jahren mit einander Krieg führenden Fürsten, sich dem, von ihm entworfenen und dem Leser schon bekannten Theilungstraktat zu unterwerfen, und ließ sich hierauf alle noch in Benevent befindlichen Sarazenen ausliefern, und ihnen sämmtlich am Vorabend des heiligen Pfingstfestes vor den Thoren von Benevent die Köpfe abschlagen.

7. Für jetzt war zwar die Ruhe in Unteritalien wieder hergestellt, auch der Uebermuth der Sarazenen, die bisher nirgends Widerstand gefunden hatten, einigermaßen gedemüthiget, aber leider doch noch lange nicht das Uebel in seiner Wurzel

getilgt, und mehr, als über irgend einer andern Stadt Italiens, schwebte über Rom noch dieselbe Gefahr. Schon Gregor IV. hatte den kühnen und großen Gedanken gefaßt, den geheiligten Boden des Vatikans durch Festungswerke gegen Entweihung und Plünderung ungläubiger Barbaren zu schützen. Der Tod hinderte ihn an der Ausführung, und daß auch unter seinem Nachfolger Sergius dem Zweiten nichts geschah, daran waren blos der Zeiten Elend und Armuth Schuld. Aber auf dem päbstlichen Stuhle saß seit zwei Jahren Leo IV., unstreitig der größte Mann seines Jahrhunderts. Der Muth eines alten Römers aus den tugendhaftesten Zeiten der Republik durchglühete seine Brust. Hindernisse konnten ihn nicht zurückschrecken, waren im Gegentheil nur ein Sporn für seinen kühnen unternehmenden Geist, und was jedem Andern unmöglich schien, wußte Leo möglich zu machen. Trotz der erbärmlichen Mittel, welche ihm zu Gebote standen, wurden in der kurzen Frist, seitdem er die Regierung angetreten, auf seinen Befehl Roms verfallene Mauern wieder ausgebessert, an den schwächsten Punkten fünfzehn Thürme, wovon vier die beiden Seiten der Tyber beherrschten, theils neu aufgebauet, theils wieder hergestellt, und endlich, um das Einlaufen feindlicher Schiffe zu verhindern, ungeheuer schwere Ketten durch den Fluß gezogen. Auch die Vorstadt des Vatikans wollte er jetzt in eine, Rom und dessen Heiligthümern zur Vormauer dienenden Festung verwandeln. Dieser Bau erfoderte freilich ungeheure Summen. Aber Rom war die Metropole des christlichen Erdkreises; mithin für alle christliche Völker ein gemeinsamer Gegenstand der höchsten Verehrung und Sorgfalt. Von Seite des Pabstes bedurfte es also kaum der leisesten Auffoderung, und sogleich erwachte in jeder Brust das Gefühl

heiliger Pflicht. Der Kaiser Lothar, die Könige von Deutschland, Frankreich, Italien, England und dem christlichen Spanien, kurz, alle abendländische Fürsten eilten, durch die reichsten Beiträge, das eben so große als fromme Unternehmen zu befördern, und da natürlicher Weise auch der Pabst alle Thore und Thüre der apostolischen Schatzkammer öffnete, und von allen päbstlichen Kammergütern, so wie von allen Städten und Klöstern des römischen Gebietes die nöthigen Arbeitsleute nach Rom mußten gesandt werden, so ward auch gleich in dem folgenden Jahre 849, zum Jubel der Römer, wie zum Trost der ganzen Christenheit, mit dem Bau der Anfang gemacht.

8. Aber mit verdoppelter Wuth brach der Sturm, der sich nur auf kurze Zeit gelegt hatte, auch nun wieder aus. Ein Aglabite hatte den Thron von Afrika bestiegen, unermeßliche Schätze von seinem Vorfahrer geerbt, und Siege und Eroberungen sollten das erste Jahr seiner Regierung verherrlichen. Auf seinen Befehl wurden mit jener, den Sarazenen eigenen Thätigkeit eine Menge Schiffe in Afrika erbauet und ausgerüstet, überall zahlreiche Truppencorps eingeschifft, und die Häfen Sardiniens zum Sammelplatze der Flotte bestimmt. Die Kunde davon verbreitete Schrecken durch ganz Italien. Aber offenbar waren es Rom und die Römer, über deren Häuptern die größte, nichts Geringeres als Vertilgung drohende Gefahr schwebte. Daß es dem Aglabiten diesmal nicht blos um Plünderung und reiche Beute zu thun war, sondern dessen Absichten auf Eroberung und bleibenden Besitz gerichtet waren, dies bewieß die Stärke seines Heeres, und besonders die Auswahl der, mit allem zu einer Belagerung Nöthigem reichlich versehenen

lich erhob, und die beiden Flotten von einander trennte. Die der Christen fand in den nahen, gastfreundlichen Häfen Italiens Schutz und Sicherheit. Aber jene der Sarazenen, fern von dem heimathlichen Gestade, ward furchtbar von den Winden herumgeworfen. Viele ihrer Schiffe wurden von den Wellen verschlungen, andere an Felsenriffen zerschmettert, und wieder viele andere, die nahe an dem Ufer strandeten, fielen in die Hände der Christen. Die Anzahl der Gefangenen war so groß, daß sie selbst bei den Siegern Besorgniß erregte; aber dieser machten Schwerdt und Galgen, welche jene Anzahl schnell um vieles verminderten, bald ein Ende; und nun wurden alle, die aus dem Schiffbruch sich gerettet, und deren Leben das Schwert der Sieger geschont hatte, in Fesseln geschlagen, nach Rom gesandt, und dort zur Erbauung und Befestigung gerade jener heiligen Orte verwendet, welche zu zerstören sie über das Meer gekommen waren. Der Sturm hatte also nicht den Sieg, sondern blos den Ruhm und die Ehre des Sieges den Christen entrissen *).

*) Mit dem Ruhm und der Ehre des Sieges ist es überhaupt eine so ziemlich mißliche Sache. Könnte man, was jedoch völlig unmöglich ist, in das ungeheure Detail der unzählig vielen kleinen, jedoch im engsten Verbande mit einander stehenden Ereignisse einer Schlacht eingehen; so würde man sich schon eben so oft bis zur Evidenz überzeugt haben, daß der Gewinn oder Verlust einer Schlacht beinahe stets an einem ganz dünnen und blos, wie man zu sagen pflegt, von dem Zufalle gesponnenen Faden hing. Freilich werden nach gewonnener Schlacht, besonders von Seite der Sieger die Berichte stets so gemodelt, daß alles vollkommen nach den schulgerechten Regeln der Strategie und Taktik hergegangen seyn muß. Gewöhnlich wird in einem solchen Bericht das Schlachtfeld zu einem Schachbrett gemacht, worauf alles mathematisch ge-

9. Durch diesen entscheidenden, Afrikas See-
ht für jetzt völlig lähmenden Sieg ließ jedoch
sich in keine falsche Sicherheit einwiegen. Aus
, durch die Schlacht gewonnenen Beute wurden
zehn arabische Bogen aus dem reinsten, gedie-
sten Silber um das Grab des Apostelfürsten auf-
ängen; und hierauf nur mit noch größerer Thä-
'eit an dem Festungsbau fortgefahren. Durch alle
hrszeiten, durch alle Tage und Stunden ward
nterbrochen daran fortgearbeitet. Täglich erschien
Pabst selbst in der Mitte der Arbeiter, überzeugte
von den Fortschritten ihrer Arbeit, lobte und
ohnte die Fleißigen, ermunterte die Trägen, über-
ite, ordnete und schlichtete alles sogleich auf der
lle; kurz Leo war die Seele des ganzen Unter-
mens. In der That wirkten auch jetzt sein Geist
r seine Thätigkeit Wunder; denn schon nach dem
rten Jahre war der kühne und große Bau voll-
et, und eine neue Stadt stand da, wo man
h vor ein paar Jahren nur zwei Kirchen und ei-
e, von Fremden bewohnte Häuser erblickte. Seine
e Stadt bevölkerte Leo mit ausgewanderten Ein-
hnern aus Centumcellä *), die mit dem Bürger-

---

nau berechnet ward und berechnet werden mußte; weil hier — (nämlich auf dem Schachbrett) — nur durch richtigen, mit schnellem und festem Ueberblick, gemachten Calcül die Parthie gewonnen werden kann. Wollte man jedoch etwas aufrichtiger seyn, und das laut aussprechen, was gewiß auch schon die meisten Feldherren in sich gefühlt haben; so würden sie sämmtlich nach jedem erfochtenen Sieg dasselbe sagen, was auch die beiden großen Kaiser Franz II. und Alexander I. nach der gewonnenen Schlacht von Leipzig sagten, nämlich: Nur Dir, Herr der Heerschaaren! gebührt ausschließlich und allein aller Ruhm und alle Ehre des Sieges!

*) Centumcellä (jetzt Civita Vecchia) war von den Sara-

recht zugleich auch die Pflicht der Vertheidigung ihrer Mauern und Thürme übernahmen. Aber an dem feierlichen Einweihungstage begab sich der Pabst an der Spitze der ganzen hohen und niedern Clerisei, sämmtlich barfuß, in Sackleinwand gekleidet, und das Haupt mit Asche bestreut, in die neue Vatikans-Stadt. Unter Triumphgesängen, nach Psalmen und Litaneien modulirt, und unter mehrern andern heiligen und bedeutungsvollen Ceremonien, wurden Mauern, Thürme und Thore mit Weihwasser besprengt, und nachdem der Pabst am Schluß der Feierlichkeit den großen Segen darüber gesprochen hatte, daß nämlich Gott diese neue Stadt, gleich der alten Roma stets rein von Irrthümern, blühend und den Feinden uneinnehmbar erhalten möge, gab er ihr seinen Namen, und nannte sie die leontinische Stadt *). — Ueberhaupt kannte Leo's Vatersorge, selbst blos für das zeitliche Wohl seines Volkes, gar keine Grenzen. Auch die Mauern von Ameria (Amelia) und Horta ließ er neu aufbauen, und half durch seine Freigebigkeit den verarmten Einwohnern wieder zu ihrem frühern Wohlstand. Aber vorzüglich war dieser große Pabst unaufhörlich auf die Vertheidigung Roms, seiner und der Christenheit Hauptstadt bedacht. Eine abermalige Vormauer derselben sollte nun ebenfalls die längst

---

zenen von Grund aus zerstört worden. Den unglücklichen Einwohnern wies Leo einen andern, von der zerstörten Stadt ungefähr 12 römische Meilen entfernten Platz zum Aufbauen ihrer Häuser an. Er selbst sorgte für den Bau der Kirchen und Mauern, und nahm die schon Ausgewanderten, welche nicht mehr zurückkehren wollten, in seiner neu erbauten Vatikans-Stadt auf.

*) In ihrer Sprache nannten die Griechen sie **Leopolis**; die Römer aber **civitas Leontina**.

schon verfallene und völlig verödete Stadt Porto werden. Er ließ sie größtentheils ganz neu wieder aufbauen, versah sie mit Mauern, Thürmen, Gräben, eisernen Pallisaden, und doppelten, stark mit Eisen beschlagenen Thoren. Indessen hätte es ihm beinahe an Einwohnern gefehlt, mithin auch an Vertheidigern dieses wichtigen, nunmehr so wohl befestigten Postens. Aber in dieser Verlegenheit, und gerade noch zu rechter Zeit führte ihm die Hand der Vorsehung einige tausend, von den Sarazenen aus ihrem Vaterland vertriebene Corsen mit Weib und Kind herbei. Diese nahm Leo mit wahrhaft christlicher Milde auf, sandte sie als eine Colonie nach Porto, ließ ihnen die dort neu gebauten, oder längst schon öde stehenden Häuser zu ihren Wohnungen anweisen, Gärten, Felder und Weinberge unter sie austheilen, dabei auch noch eine sehr ansehnliche Unterstützung, theils an Pferden und anderem Vieh, theils an baarem Gelde ihnen reichen; und diese armen Vertriebenen, von Allem entblößt und an Allem Mangel leidend, die aber jetzt durch die Menschenliebe Leo's ein neues Vaterland fanden, das ihnen mehr gab, als sie je in dem ihrigen gefunden hätten, schwuren, nicht blos als gehorsame Unterthanen des Pabstes in unverbrüchlicher Treue zu leben, sondern auch auf dessen ersten Ruf, sich sogleich unter den geheiligten Fahnen des römischen Stuhles zu sammeln, und im Kampfe gegen jeden Feind der Kirche glorreich zu sterben.

10. In dem Jahre 850 ward endlich Ludwig dem Zweiten in Rom von dem Pabste feierlich die Kaiserkrone aufgesetzt. Sein Vater Lothar, mit der Verwaltung seines Sohnes vollkommen zufrieden, hatte ihn im vorigen Jahre zum Mitregenten ernannt, und den Pabst ersucht, ihn zum Kaiser

zu krönen. Ludwig berief hierauf einen Reichstag, und erklärte auf demselben seine Vermählung mit Engelberga, der er zugleich nach fränkischer Weise die Morgengabe anwieß *). Den Antritt seiner kai-

*) Diese bestand in zwei sehr ansehnlichen Landgütern mit vielen Leibeigenen. Das eine davon lag in der Grafschaft Modena, das andere in der Herrschaft Reggio. Nachher schenkte ihr Ludwig noch die Stadt Guastalla. Wer diese Engelberga gewesen sey, dieß ist unbekannt. Einige machen sie zur Tochter eines Herzogs von Spoleto; andere sagen, Ethico, Herzog von Schwaben sey ihr Vater gewesen. Die Sache ist höchst gleichgültig. Wie es scheint, war Engelberga eine sehr kluge, einsichtsvolle, unternehmende Fürstin. In allen Regierungsgeschäften ließ Ludwig ihr einen großen Einfluß; gewöhnlich bediente er sich ihrer Klugheit und Geschäftskenntniß bei wichtigen auswärtigen Verhandlungen, besonders mit seinen beiden Oheimen, den Königen Carl von Frankreich und Ludwig von Deutschland. Unter den italiänischen Großen, die sie stets in einer gewissen Entfernung und Unterwürfigkeit zu erhalten wußte, hatte Engelberga viele Feinde. Diese machten ihr mancherlei Vorwürfe; beschuldigten sie auch vorzüglich des Geizes und der Habsucht, an welcher letzteren Beschuldigung auch in der That etwas Wahres gewesen seyn mag. Einst, als Engelberga in Angelegenheiten ihres Gemahles von demselben entfernt war, gelang es ihren Feinden, dem Kaiser gegen eine junge, sehr schöne italiänische Grafentochter eine zärtliche Neigung einzuflößen, und hatten es schon so weit gebracht, daß Ludwig entschlossen war, sich von seiner Gemahlin zu trennen, und da diese gerade auf der Rückreise begriffen war, schickte er ihr Befehl, ihre Reise nicht fortzusetzen, sondern an dem Ort, wo sie sich gerade befände, zu bleiben und seine weiteren Befehle abzuwarten. Aber Engelberga, die ihren Gemahl, dessen Hof, wie auch ihre unmächtigen Feinde wohl kannte, kehrte sich nicht an diesen Befehl, beschleunigte im Gegentheil nur noch um so mehr ihre Reise und wußte so bald sie bei dem Kaiser angekommen war, diesen,

ferlichen Regierung wollte nun Ludwig durch eine ruhmvolle, ganz Italien heilbringende That verherrlichen. So lange die Sarazenen im Besitz von Bari waren, war auch für ganz Unteritalien weder Ruhe noch Sicherheit zu hoffen. Gelang es auch bisweilen ihren Raubzügen ein Ziel zu setzen, und einzelne feindliche Haufen zu zwingen, hinter den Mauern jener Stadt sich zu verkriechen; so brach doch bald darauf der Sturm desto heftiger wieder los. An der Spitze eines zahlreichen, mit allem was zu einer Belagerung erfoderlich war, trefflich versehenen Heeres brach demnach Ludwig von Mantua auf, und rückte vor Bari. Die Sarazenen, die kurz vorher von ihren Landsleuten jenseits des Meeres Verstärkung erhalten hatten, leisteten tapfern Widerstand. Bei allen ihren Ausfällen wurden sie jedoch stets mit großem Verlust zurückgeschlagen. Kein Sarazen wagte es mehr, sich außerhalb der Festungswerke sehen zu lassen. Endlich gelang es gar Ludwig, durch seine, unter der Leitung geschickter Officiere, Tag und Nacht gegen die Feste spielenden Wurfmaschinen, eine ungemein geräumige Bresche in der Mauer zu machen. Ließ Ludwig jetzt auf der Stelle zum Sturm blasen, so war Bari wieder eine italiänische Stadt, und er selbst mit Lorbern bedeckt. Aber leider gab Ludwig thörigten Rathgebern Gehör. Diese stellten ihm vor: Bari sey die Hauptniederlage der Sarazenen in Italien; unermeßliche Reichthümer müßten daher darin aufgehäuft seyn, die aber alle, wenn man jetzt stür-

---

der schon ganz nahe an einem gefährlichen Abwege stand, in wenigen Tagen wieder zu edlern und christlichern Gesinnungen zurückzuführen. Von der schönen Italiänerin war am Hofe keine Rede mehr, und alles kehrte dort in die vorige Ordnung zurück.

men wollte, für ihn verloren gehen, und blos eine Beute der stürmenden Soldaten seyn würden. Besser und viel rathsamer wäre es demnach, wenigstens nur noch vier und zwanzig Stunden zu warten, binnen welcher ganz gewiß die Sarazenen selbst, weil jetzt in der Unmöglichkeit sich länger in der Festung zu halten, wegen einer gütlichen Uebergabe in Unterhandlungen treten würden. Ludwig ließ sich täuschen. Aber die thätigen Sarazenen arbeiteten mit solcher Anstrengung die ganze Nacht hindurch, daß am folgenden Morgen alle Breschen nicht nur wieder ausgefüllt, sondern hinter denselben auch neue Erdwälle aufgeführt waren. Ein Sturm wäre jetzt ein zu gefährliches Wagestück gewesen, und da auch das ganze Heer sein Mißvergnügen über die, alle seine Hoffnungen vereitelnde Zögerung laut werden ließ; so verlor nun Ludwig den Muth, hob die Belagerung auf, und zog mit seinem Heere nach Haus.

11. Mit verdoppelter Wuth verheerten die Sarazenen jetzt wieder ganz Calabrien, Apulien, das Gebiet von Capuà, Benevent und Salerno. Der ehrwürdige Abt Bassacius von Monte-Cassino, in Begleitung des Abtes zu St. Vincens von Volturno eilten nun zum Kaiser Ludwig, und fleheten im Namen mehrerer kleinen Staaten in Unteritalien um Hülfe gegen den gemeinschaftlichen Feind. Bassacius versicherte dem Kaiser, daß ein sehr beträchtliches Corps capuanischer Hülfsvölker bereit sey, zu seinem Heere zu stoßen. Ludwig, stets gütig und zum helfen bereit, brach sogleich wieder mit seinem Heere auf; als er aber da, wo er die Hülfsvölker von Capua erwartete, keine fand, und blos der capuanische Bischof Landolph mit leeren Entschuldigungen bei ihm erschien, entbrannte Ludwig in gerechtem Zorn, überließ Unteritalien und die

; und wortbrüchigen Städte ihrem fernern
iksal und kehrte nach Pavia zurück. Niemand
fand darüber tiefere Trauer, als Pabst Leo.
: Thätigkeit und Sorgfalt, womit er über ganz
lien wachte, wurden jedoch dadurch noch lange
t ermüdet. Wohl sah er ein, daß bei der wan-
den Treue der Fürsten und freien Städte Itali-
, und bei der schleichenden unsichern Politik des
chischen Hofes, Ludwigs eigene Kräfte nicht hin-
hten, das Land von den Sarazenen zu befreien,
, weil immer durch neue Schaaren aus Sicilien
Afrika verstärkt, endlich gleich einer wilden Fluth
z Italien überschwemmen würden. Leo glaubte
r auch jenseits der Gebirge Hülfe suchen zu müs-
, und sandte demnach, nach einer mit Ludwig
Ravenna gepflogenen Unterredung und mit dessen
stimmung, Abgeordnete an den Kaiser Lothar,
dringend bittend, dem so sehr bedrängten Unter-
ien zu Hülfe zu kommen. Leider war bei Lo-
: längst schon jeder Funke seiner frühern Ruhm-
e und seines ehemaligen Ehrgeitzes erloschen, und
einen Zustand völliger Abspannung versunken,
mochte jetzt nicht leicht mehr irgend Etwas, ihn
s seinem Schlummer zu wecken. Zudem muß
n auch gestehen, daß gerade um diese Zeit Lothar
ost in seinen diesseits der Alpen gelegenen Staa-
alle Hände voll auf zu thun hatte. Die Sa-
enen plünderten und verheerten die Küsten von
Provence bis Arles. Noch wüthender verheerte
, auf zwei hundert und fünfzig Schiffen aus
nemark gekommenes Heer Normänner Lothars
dliche Grenzen. Nachdem es ganz Friesland und
lland raubend und zerstörend durchzogen hatte,
ng es bis Aachen vor, plünderte den kaiserlichen
alast, und verwandelte ihn in einen Steinhaufen.
on Aachen zogen die Normänner nach Cöln und

Trier, ermordeten alle Einwohner, die nicht durch die Flucht sich gerettet hatten, plünderten dann beide Städte rein aus, und steckten sie hierauf in Brand. Dergleichen verheerende, stets mit den größten Grausamkeiten verbundene Einfälle wiederholten die nördlichen Barbaren beinahe jedes Jahr, und dennoch finden wir bei keinem fränkischen Chroniker auch nur die mindeste Spur, daß Lothar Etwas gegen sie unternommen, oder zu unternehmen im Stande gewesen wäre. Bei einer solchen Ohnmacht waren nun auch freilich des Pabstes Bitten und Vorstellungen bei dem alten Kaiser völlig fruchtlos, und Italien blieb sich selbst und seinem Schicksale überlassen.

12. Aber bei den Römern war auch jetzt alle Achtung für den fränkischen Namen verloren. Man sagt sogar, Vielen wäre damals der Gedanke nicht fremd gewesen, die römische Kaiserwürde und mit dieser die Schutzherrschaft über Rom und die römische Kirche dem Kaiser von Constantinopel auf das neue wieder zu übertragen. Wirklich eilte auch ein gewisser Daniel, Befehlshaber der römischen Miliz nach Pavia zu Ludwig, und klagte bei ihm den Superista *) Gratian einer diesfalls angesponne-

*) Welches Amt und welche Würde ein Superista an dem päbstlichen Hofe mag bekleidet haben, konnten wir nirgends finden. Indessen erhellt aus dem Anastasius and aus mehrern Fragmenten anderer Schriftsteller, daß es eine der ersten und höchsten Würden gewesen seyn muß. Der anonyme Lebensbeschreiber Leo IV. nennt den Gratian **Romani Palatii egregium Superistam ac Consiliarium**, und sagt, er sey **Magister militum**, mithin oberster Befehlshaber der römischen Truppen gewesen. Die Meinung derjenigen, welche statt **Superista Sphaerista** lesen, dessen Amt es gewesen sey, die

nen Verrätherei an; er beschäftiget sich, sagte Daniel, mit dem Plan, Euch und die Franken aus Rom und dem römischen Gebiete zu vertreiben, die Griechen herbei zu rufen, und mit dem Kaiser in Constantinopel neue Verträge zu schließen. Ludwig legte dieser unbestimmten Anklage eine weit größere Bedeutsamkeit bei, als sie wirklich verdiente. An der Spitze einiger Kriegsvölker zog also Ludwig eiligst nach Rom, und zwar ohne vorher, was doch bis jetzt stets geschah, dem Pabst und den Römern von seiner nahen Ankunft Kunde zu geben. Da Gratian einer der ersten und einflußreichsten päbstlichen Räthe war, so traf jetzt einiger Verdacht auch selbst den Pabst. Leo, stark in dem Bewußtseyn seiner Unschuld, empfing jedoch den Kaiser wie gewöhnlich mit allen, dessen hohen Würde gebührenden Ehrenbezeigungen. Der ganze römische Adel und Roms sämmtliche Magistraturen wurden nun unverzüglich zusammen berufen. Vor dieser zahlreichen und erlauchten Versammlung, welcher der Pabst und der Kaiser ebenfalls beiwohnten, mußte Daniel seine Anklage öffentlich wiederholen. „Iste Gratianus", sagte nun der Ankläger, habuit mecum consilium, hanc romanam terram de vestra tollere potestate, et Gräcis tradere illam" *). — Aber augenblicklich erhoben sich jetzt

Geistlichen in ihren Verrichtungen zu üben, ist zu ungereimt, als daß sie eine nähere Erwähnung verdiente.

*) Jede wörtliche Uebersetzung würde hier zu ganz falschen Begriffen führen. Die Kaiser, als Roms Schutzherren und Schirmvögte der römischen Kirche, hatten nothwendig in Rom sehr bedeutende Rechte und eine, mit diesen im Verhältniß stehende Gewalt. Dieser, die ihnen doch durch mehrere mit den Päbsten mündlich und schriftlich eingegangene Verträge

alle Edeln Roms mit dem Gratian und sämmtlichen obrigkeitlichen Personen, warfen sich dem Kaiser zu Füßen, und beschwuren ihn, solchen offenbaren Lügen eines niederträchtigen Verläumders keinen Glauben zu schenken. Daniel ward zum Beweis seiner Anklage aufgefodert, und da er diesen zu führen nicht vermochte, indem er weder Zeugen, noch irgend eine schriftliche Urkunde vorzuzeigen hatte, so ward er einstimmig von der ganzen Versammlung zum Tode verurtheilt, das heißt, nach den römischen Gesetzen ward der, einer boshaften Verläumdung überführte Verläumder dem Verläumdeten zu dessen willkührlichen Bestrafung übergeben. Da des Daniels Verbrechen, seiner Tendenz und innern Natur nach offenbar auch eine Art von Hochverrath gegen

---

zuerkannt und vollkommen gesichert waren, würde man sie nun natürlicher Weise beraubt haben, sobald man die römische Kaiserwürde, die Quelle eben dieser Rechte wie dieser Gewalt, von dem fränkischen Hause genommen und an die byzantinischen Kaiser übertragen hätte. Nichts anderes, als dieses konnte und wollte Daniel mit den Worten sagen: „hanc romanam terram de Vestra tollere potestate“ und Alles, was Le Bret und noch einige andere, gleich ihm, mit den gröbsten Vorurtheilen gegen den römischen Stuhl voll gepfropfte neuere Schriftsteller daraus herleiten wollen, ist offenbar eitle Consequenzenmacherei. — Unstreitig ist Le Brets Geschichte der italiänischen Staaten nicht ohne großes Verdienst. So oft es aber dem übrigens sehr gelehrten Verfasser einfällt, von den Päbsten, deren politischen Stellung und Verhältnissen zu dem Kaiser, so wie überhaupt von Hierarchie und hierarchischen Institutionen zu sprechen, dann findet er sich stets in einem, ihm völlig unbekannten Lande, zu dessen, obgleich oft so herrlich beleuchteten Höhen sein, durch die grassesten, und leidenschaftlichsten Vorurtheile seiner Confession völlig gelähmter Geist sich emporzuschwingen durchaus nicht vermag.

die Römer und den römischen Stuhl war; so würde er, wollte man ihn auch noch so schonungsvoll behandeln, wenigstens seiner Augen beraubt worden seyn. Aber Ludwig erbat sich von der Versammlung die Auslieferung des Verurtheilten. Das Begehren des Kaisers konnte man mit Anstand nicht wohl zurückweisen, und so ward nun dem elenden, wahrscheinlich geheimen Spion des Kaisers zwar das Leben, aber gewiß nicht dessen Ehre gerettet.

13. Ludwig kehrte nach Pavia zurück, wo er gleich nach seiner Ankunft einen Reichstag hielt, dessen Verhandlungen aber blos in Hinsicht auf die damaligen Formen und Gebräuche einiges Interesse haben. So z. B. ward genau untersucht, festgesetzt und allen geistlichen wie weltlichen Behörden die Weisung ertheilt, wo und wie der Kaiser, wenn er bei einer Stadt vorbeizöge, zu empfangen sey; wie man dessen Abgeordnete aufnehmen, welchen Unterhalt ihnen reichen, und wie viele Fuhren ihnen verschaffen müsse. Die dem Könige jährlich zu übergebenden Geschenke und Tribute, und deren Erhebung wurden auf das neue geordnet, und dann auch Verschiedenes über die Unterhaltung und Ausbesserung der Brücken und Straßen verfügt.

14. Bald darauf, nämlich am 17. Julius des Jahres 855 ward der große und heilige Pabst Leo IV. von Gott aus diesem Leben abgerufen, und schon am 24. September Benedikt III. auf den kaum zwei Monate lang verwaisten Stuhl des heil. Petrus erhoben. Ueberhaupt war das Jahr 855 für die römische Kirche, wie für das ganze römische Reich ein Jahr allgemeiner Trauer; denn bald darauf starb in demselben Jahre auch noch Kaiser Lothar I. Oede und freudenleer waren die beiden

letzten Lebensjahre dieses Monarchen. Alle Gefährten seiner Jugend wie seines reifern Alters waren längst schon vor ihm hingegangen. Die Welt war für ihn gleichsam ein weiter, trauriger Kirchhof, in welchem Alles, was ihm einst werth war, so wie alle seine Entwürfe, Hoffnungen und Wünsche begraben lagen. Verlassen und allein stand er jetzt da, und aus der Vergangenheit schwebten nicht selten eine Menge düsterer, ja wohl schreckender Bilder vor seiner geängstigten Seele. Gegen die Vorwürfe seines Gewissens vermochte der Purpur ihn nicht zu schützen, und bei sichtbar dahinschwindenden Kräften, und zunehmender Abgestumpftheit der Organe, auch der Kelch sinnlicher Freuden und Genüsse ihn nicht mehr zu ergötzen. Da also die Welt ihm nichts mehr zu bieten, er nichts mehr von ihr zu hoffen hatte, richtete er seine Blicke gegen den Himmel, und wünschte hinter einsamen Klostermauern nun zu büßen, was er in dem Rausche seines Lebens gesündigt hatte. Indessen eilte er doch nicht allzu sehr mit Ausführung dieses frommen Entschlusses. Als er aber im Anfange des Jahres 855 von einer sehr bedeutenden Krankheit überfallen ward, die geschicktesten Aerzte, deren Verordnungen er sich mit der größten Folgsamkeit hingab, ihre ganze Kunst fruchtlos erschöpft hatten, und ein schleichendes Fieber ihn mit jedem Tage dem Grabe näher führte, dann erst dachte er ernstlich daran, der Welt und ihrer Herrlichkeit auf immer zu entsagen, theilte seine, diesseits der Alpen gelegenen Länder zwischen seine beiden jüngern Söhne Lothar und Carl, ließ sich hierauf den Kopf scheeren, und vertauschte in dem Kloster zu Prüm seinen Königsmantel gegen das demüthige Gewand eines Mönchen. Beinahe möchte man befürchten, daß Gott ein so späte gebrachtes Opfer verschmäht habe; denn Lothar, un-

gefähr 60 Jahre alt, starb schon am sechsten Tage nach seinem Eintritt in das Kloster. In ihrer frommen Einfalt wollten die Mönche in Prüm ihn schon den Heiligen beizählen. Freilich würde eine solche Heiligsprechung weder in dem römischen noch irgend einem andern Martyrologium Anerkennung gefunden haben. Indessen dürfen wir doch hoffen, daß sein schwer belastetes Herz auch da noch Heilung und Beruhigung fand, wo selbst der größte Missethäter, wenn er sie aufrichtig sucht, und aufrichtig zu suchen ihm noch die Zeit gelassen ward, sie auch stets noch gefunden hat. Wir dürfen dies mit um so größerer Zuversicht hoffen, da Lothars Leben zwar eine Kette großer und oft schrecklicher Verirrungen, jedoch nicht gerade jenes höllische Gewebe von Lastern war, die, nachdem sie in dem Menschen jeden Funken des Göttlichen erstickt, und ihn in dem finstern Labyrinth des Unglaubens zu einem, Religion und alles Heilige höhnenden Verräther gemacht haben, ihm dann auch am Ende seines Lebens alle Pforten der göttlichen Gnade schließen, und den Unglücklichen, von Gewissensbissen zerrissen und allen Schrecken der Hölle gefoltert, einer die Barmherzigkeit Gottes lästernden Verzweifelung, und in dieser dem furchtbaren, über Zeit und Ewigkeit entscheidenden Gerichte überliefern.

15. Die von dem sterbenden Lothar unter seinen beiden nachgebornen Prinzen, Lothar und Carl, gemachte Vertheilung seiner sämmtlichen cisalpinischen Staaten war offenbar ein Werk der Uebereilung. Der älteste Sohn Ludwig, dem der Vater nur den Besitz von Italien auf das neue wieder bestätigte, ward gänzlich übergangen, und das väterliche Erbe blos unter Lothar und Carl getheilt. Der Erstere erhielt alle Länder zwischen dem Rhein

und der Maas. Man nannte es jetzt das lotharingische Reich, wovon jedoch das heutige Lotharingen nur einen sehr kleinen Theil ausmacht. Lothars jüngstem Sohne wurden unter dem Titel eines Königs von Provence alle zwischen der Rhone und den Alpen gelegenen Länder. Carl war ein an Geist und Körper schwacher, wiederholten epileptischen Anfällen ausgesetzter Prinz *). Er starb unbeerbt schon in dem Jahre 863. Während seiner kurzen Regierung von kaum acht Jahren wurden die Großen seines Reiches noch ungleich trotziger und unabhängiger, als selbst die stolzen Vasallen seines Oheims, Carls II. in Frankreich. Er hatte keine bestimmte Residenz in irgend einer der größern Städte seines Reiches; sondern zog nach Weise der alten fränkisch-merovingischen Könige von einem Schloß in das andere, je nachdem entweder seine Jagdlust in dem einen oder andern größere Befriedigung fand, oder auch die auf einer Domaine erschöpften Vorräthe ihn auf eine andere zu ziehen nöthigten. Die wenigen von ihm ausgestellten, und auf uns gekommenen Diplome sind von Schlössern in der Nachbarschaft von Lyon und Vienne datirt. Nach seinem Tode theilten sich seine beiden ältern Brüder, Kaiser Ludwig und Lothar, in die Länder des Verstorbenen. Der Erstere erhielt die Dauphinee, Savoyen und die eigentliche Provence, und verband nun mit seinem Titel als Kaiser und König von Italien auch jenen eines Königs von Provence.

*) Schon sein älterer Bruder Lothar wollte ihm den Kopf scheeren und in ein Kloster stecken lassen. Nur durch einen glücklichen Zufall entging er den Nachstellungen seines, zwar an Geist und Körper stärkeren, jedoch im Ganzen genommen noch ungleich unwürdigeren Bruders.

Das diesseits des Jura gelegene Burgund, nebst dem Gebiete von Lyon, Vienne, einem Theil der Provinz Vivarez, sammt dem Lande Usez behielt Lothar unter dem Titel eines Königs von Burgund. — Unter allen carolingischen Prinzen bis zur völligen Erlöschung ihrer Dynastie, ist unstreitig dieser Lothar der allerunwürdigste. Sein, viele Jahre dauernder Ehescheidungs-Prozeß gegen seine tugendhafte Gemahlin Thietberga, die er, weil von leidenschaftlicher Liebe gegen Waldrada, einer Schwester des Erzbischofes von Cöln, entflammt und verblendet, mehrerer boshaft ersonnener Verbrechen anklagte; ferner die äußerst verdrüßlichen Händel, die er sich dadurch mit dem römischen Hofe zuzog, und in welche verschiedene Bischöfe und Erzbischöfe seines Reiches hineingezogen wurden; seine, allen göttlichen und menschlichen Gesetzen trotzende Vermählung mit Waldrada; der hierauf von dem römischen Stuhl gegen ihn geschleuderte Bannstrahl; seine vielen, stets fruchtlosen Bemühungen, durch Intriguen und Bestechungen den Pabst zu besänftigen, und von Rom ein, für die Befriedigung seiner Leidenschaft günstiges Urtheil zu erschleichen; seine in Rom geheuchelte Aussöhnung mit dem Pabste, und endlich sein plötzlicher, auf der Rückreise aus Italien, zu Piacenza erfolgter Tod*) füllen einzig und allein alle Blätter der thaten- und ruhmlosen Lebens- und Regierungsgeschichte dieses, durch Mangel an Selbstbeherrschung so tief gefallenen, und trotz dem, ihn umgebenden Glanz des Diadems,

*) Von allem diesem wird in der speciellen Kirchengeschichte, unter dem Pontificate Nicolaus I. und Hadrians II. noch weit umständlichere, in das ohnehin nicht uninteressante Detail mehr eingehende Kunde den Lesern gegeben werden.

dennoch sogar seinen Zeitgenossen schon verächtlich gewordenen Prinzen. Er starb unbeerbt in dem Jahre 869, und in das lotharingische Reich, welches offenbar Lothars ältestem Bruder, dem Kaiser Ludwig II. gebührt hätte, theilten sich nun höchst ungerechter Weise dessen beide Oheime, Carl II. von Frankreich und König Ludwig von Deutschland, welcher Letztere jedoch seinen Antheil an diesem Länderraub, auf des Pabstes väterliche Ermahnung, schon im folgenden Jahre seinem Neffen, dem Kaiser wieder zurückgab.

VI.

1. **Ludwig II., alleiniger Kaiser und Beherrscher von Italien.** — Ludwigs durch den Tod seines Vaters erlangte Alleinherrschaft vermehrte weder seine Macht, noch den Glanz seiner Regierung, und am allerwenigsten das Glück und die Ruhe seines Lebens. Schon die Ansprüche, welche er auf einen Theil des väterlichen Erbes machte *), zogen seine Aufmerksamkeit jetzt öfters auch auf das, was jenseits der Alpen geschah. Aber auch in Oberitalien, bisher weit ruhiger und glück-

*) Ludwig behauptete nämlich, sein Großvater Ludwig der Fromme habe ihm schon Italien als ein besonderes Vermächtniß hinterlassen; dasselbe gehöre daher nicht mehr zu der väterlichen Erbmasse, an welcher ihm daher, wie seinen beiden jüngern Brüdern, gleicher Antheil gebühre. Er hatte diesfalls auch, gleich nach seines Vaters Tode, eine Unterredung mit seinem Oheim, dem König Ludwig dem Deutschen, von welchem er zwar sehr freundschaftlich schied, der ihm aber nicht helfen konnte; so daß alle vielleicht auch nicht sehr gegründete Klagen des Kaisers fruchtlos blieben.

licher, als alle übrigen carolingischen Reiche, ward jetzt ebenfalls unter den Großen der nämliche Geist des Ungehorsams, und des unbestimmten Strebens nach Unabhängigkeit rege, der schon Frankreich beinahe einer völligen Auflößung entgegen geführt hatte. In dem Herzogthum Spoleto brach sogar unter der Leitung des schwungsüchtigen Grafen Hildebrands von Kamerino eine Empörung aus. Diese ward zwar bald wieder gedämpft; auch entgingen weder Hildebrand, noch der Herzog von Benevent, welcher jenen zum Aufruhr ermuntert, und darin heimlich unterstützt hatte, Ludwigs Zorn und gerechter Bestrafung. Indessen vermochte der Kaiser dennoch nicht, das immer mehr zunehmende Umsichgreifen der Großen, obgleich er mit ziemlich vieler Energie sich demselben entgegensetzte, ganz zu verhindern, und in Italien die allmähliche Entwickelung jenes Verderbens, welches die, unter den Nachfolgern Carls des Großen, völlig entartete und ausgeartete Lehnsverfassung über andere Reiche, und besonders über Frankreich herbeigeführt hatte, in seinem Keime zu ersticken. Aber außer dieser, an sich schon gefährlichen Stellung gegen die Großen seines Reiches, gab es jetzt noch eine Menge anderer Sorgen, welche Ludwigs ganze Thätigkeit in Anspruch nahmen. Die Slaven machten öftere Einfälle in Friaul, und obwohl die kaiserlichen Feldherren größtentheils mit glücklichem Erfolge gegen sie fochten, zwangen sie doch den Kaiser, seine Streitkräfte zu theilen. Slavische und sarazenische Schiffe landeten oft an der tuscischen Küste, und obgleich es den dort angestellten Grafen weder an Wachsamkeit noch Tapferkeit fehlte, so konnten sie aus Mangel an einer Flotte, öftere Plünderungen kleiner Küstenstrecken durchaus nicht verhindern. Am allergrößesten war die Verwirrung in Unteritalien, im

buchstäblichen Sinne ein Krieg Aller gegen Alle. Sarazenen, Griechen, Neapolitaner, Capuaner, Beneventaner, Salernitaner 2c. kämpften gegen und untereinander; aber unbekümmert um das Wohl und die Erhaltung Italiens, kämpfte jede Partei blos für ihr Interesse, und so wie dieses sich änderte, stritt man heute gegen die Sarazenen, und trat morgen wieder mit ihnen in Verbindung gegen die Christen. Dieser wahrhaft Hobbesische *) Naturzustand aller Staaten Unteritaliens brachte niemand größere Vortheile als den Sarazenen, deren Superiorität jetzt vorzüglich in dem getheilten Interesse der, in ewiger Fehde mit einander begriffenen italiänischen Fürsten und freien Städte bestand. Als endlich das Uebel den höchsten Grad erreicht zu haben schien, vereinten einmal die Fürsten von Salerno und Benevent ihre sämmtlichen Streitkräfte, um die Stadt Bari, die in dem wahren Sinne des Wortes nichts als eine großartige und desto furchtbarere Räuberhöhle geworden war, den Sarazenen zu entreißen. Aber die wilden Afrikaner zogen dem Christenheere kühn entgegen. Es kam sogleich zu einer entscheidenden Schlacht. Lange ward von beiden

*) Der bekannte Engländer Hobbes blühete in der Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts. Ein ganz eigener, sonderbarer Mann. In seinen Büchern **de cive** und **de civitate ecclesiastica** gründet er sein System des Staatsrechts auf die Voraussetzung, daß allen staatsgesellschaftlichen Verhältnissen ein sogenannter — (das heißt, vom Dünkel falscher Wissenschaft erdachter, jedoch nie existirender) — Zustand der Natur vorausgegangen sey, in welchem unter den Menschen zwar die strengste, vollkommenste Freiheit, aber eben daher auch weder Recht noch Sicherheit, sondern nur Streit und Zank und ein ewiger Krieg zwischen allen und jeden geherrscht hätten.

Seiten mit der größten Erbitterung gefochten. Endlich neigte sich der Sieg auf die Seite der Christen, und schon fingen die Sarazenen auf allen Punkten an zu fliehen, als ganz unerwartet ein starkes sarazenisches Hülfscorps herankam, das Treffen erneuerte, und die, durch den langen Kampf ohnehin schon sehr ermüdeten Christen nach einem ungeheuern Verlust an Todten, Verwundeten und Gefangenen in die Flucht schlugen. Schrecklich waren für die Völker Unteritaliens die Folgen dieser verlornen Schlacht. Jetzt nicht blos von Raubsucht, sondern auch von Rachgier getrieben, streiften die Sarazenen bis vor die Thore von Neapel, Capua, Benevent und Salerno. Wo sie hinkamen, mordeten sie, bis sie ihre Mordlust gesättigt hatten, und führten dann die Uebrigen, Männer und Frauen, als Sclaven mit sich fort. Auf der Ost-, wie auf der West-Küste von Unteritalien sah man überall nichts als blutige, schauderhafte Spuren der grausamen Verheerungen dieser gegen jedes menschliche Gefühl verhärteten Barbaren.

2. Seit seinem letzten unglücklichen Zug gegen Bari hielt sich der Kaiser größtentheils in Oberitalien auf. Um vieles verlängert ward Ludwigs Aufenthalt in den nördlichen Provinzen seines Reiches, durch die so sehr bedeutende Acquisition der schönsten Provinzen des Königreichs Provence nach dem Tode seines Bruders Carl; zum Theil auch durch die Mißverständnisse, welche seines Bruders, des Königs Lothars unselige Verhältnisse zur Kirche, zwischen Ludwig und dem Pabste herbeigeführt hatten. Aber gerade diese lange Entfernung von den südlichen Provinzen trug nicht wenig zu der allgemeinen darin herrschenden Verwirrung bei, größtentheils erzeugt durch das eigenmächtige, gewaltthätige und

gesetzwidrige Verfahren der Fürsten und freien Städte. Dieses ging endlich gar so weit, daß weder Verträge noch Friedensschlüsse mehr bindende Kraft hatten, mithin auch alle staatsrechtlichen und völkerrechtlichen Verhältnisse völlig unter ihnen aufhörten. Unter einer Menge Beispiele eines völlig verwilderten Naturzustandes wollen wir nur folgendes hier anführen. Lando, Graf oder Fürst von Capua, schon weit in Jahren vorgerückt, lag an einer, alle Glieder seines Körpers, wie alle seine geistigen Kräfte lähmenden Krankheit darnieder. Zu seinem Aufkommen hatte man keine Hoffnung, und sein Sohn und Nachfolger fing gerade erst an, zum Jüngling zu reifen. Kaum erfuhr dieß der Herzog von Neapel, als er sogleich mitten im Frieden ein Heer gegen Capua sandte, um durch plötzliche Ueberrumpelung sich der Stadt zu bemächtigen, und dann Neapels veraltete, längst schon erloschene Ansprüche auf Capua und dessen Gebiet wieder geltend zu machen. Zum Glück wurden die Capuaner noch zu rechter Zeit von dem Anrücken der Feinde benachrichtigt. Sie schloßen ihre Thore und besetzten ihre Mauern, und der junge Lando zeigte eine, seine Jugend übersteigende, selbst eines reifen, erfahrnen Feldherrn würdige Entschlossenheit. Mit sicherm und ruhigem Blicke beobachtete er einige Zeit die Bewegungen in dem feindlichen Heere, und als er den erwünschten, günstigen Augenblick gefunden zu haben glaubte, machte er an der Spitze seiner Capuaner einen wüthenden Ausfall, den er zugleich mit so vieler Einsicht und Besonnenheit leitete, daß das neapolitanische Heer völlig geschlagen, und der, bis jetzt gegen die Sarazenen stets siegreiche Prinz Cäsarius mit achthundert seiner Leute zu Gefangenen gemacht wurden. Diese völkerwiderrechtliche Schilderhebung hatte weiter keine andere Folgen, als daß

sie den Herzog von Neapel für die Zukunft von einem ähnlichen Versuch abschreckte, und man nun die zwischen beiden Staaten bisher bestandenen Verträge wieder erneuerte, jedoch höchst wahrscheinlich von beiden Seiten mit dem festen Vorsatz, sie, sobald es das Interesse des einen oder andern Theils erfordern würde, auch sogleich wieder zu brechen.

3. Indessen blieb der edle Kaiser Ludwig gegen die Leiden Unteritaliens nichts weniger als gleichgültig. In dem Jahre 865 schickte er dem Herzog Lambert von Spoleto und dem Grafen Gerhard von Marsi Befehl, den Verheerungen der Sarazenen in den südlichen Provinzen Einhalt zu thun. Die beiden kaiserlichen Feldherren zogen sogleich ihre Truppen zusammen und setzten sich in Marsch. Unter Weges wurden sie noch mit einigen Schaaren, die zwei Gastalden aus Benevent ihnen zuführten, verstärkt. Die Sarazenen hatten so eben das ganze Gebiet von Neapel und Capua schrecklich verheert und geplündert, und waren schon wieder auf ihrem Rückmarsch nach Bari begriffen, als sie von dem kaiserlichen Heere nicht ferne von der großen Räuberstadt ereilt wurden. Die Longobarden griffen mit ihrer gewöhnlichen Tapferkeit an, aber der Erfolg entsprach nicht ihren Anstrengungen. Die beiden kaiserlichen Feldherren wurden auf das Haupt geschlagen. Der größte Theil des christlichen Heeres fiel in dem Treffen, und alle, welche das Unglück hatten, in die Gefangenschaft zu gerathen, wurden, sobald die Sarazenen wieder in Bari angekommen waren, vor den Thoren der Stadt hingerichtet. Die Insolenz der Barbaren kannte nun gar keine Schranken mehr; und war das Elend der Einwohner vorher groß, so ward es jetzt noch ungleich größer.

4. Indessen konnten bei allem dem dennoch die Seufzer und blutigen Thränen aller Völker Unteritaliens nicht die Fürsten von Benevent, Salerno und Capua bewegen, ihren Privatzwist zu vergessen. Statt daß die allen gemeinsame Gefahr sie hätte einigen sollen, ward durch den gegenseitigen, nie schlummernden Argwohn der unselige Bruch zwischen beiden Staaten mit jedem Tage nur noch größer; und besonders war es der elende, ränkesüchtige Bischof Landulph von Capua, der, um durch trügerisches Hin- und Herschwanken zwischen den beiden Partheien seine usurpirte Herrschaft in Capua immer mehr zu befestigen, sich alle Mühe gab, das Feuer unaufhörlich zu schüren, und jeden unter der Asche glimmenden Funken sogleich wieder in helle Flammen auflodern zu machen. Aber die gequälten, blutig gegeiselten Völker Unteritaliens waren es endlich müde, das Spiel der gehässigen Leidenschaften ihrer Fürsten zu seyn, und vollkommen überzeugt, daß sie von diesen weder Schutz noch Hülfe zu erwarten hätten, wandten sich beinahe alle angesehenen Städte, besonders Neapel, Capua, Benevent und Salerno, durch zahlreiche Deputationen unmittelbar an den Kaiser selbst. Ludwig erschrack, als er jetzt die endlose Reihe der schrecklichsten, bisher von den Sarazenen verübten Greuelthaten vernahm. In einer edeln Aufwallung seines Zornes faßte er den großmüthigen Entschluß, seine ganze Macht aufzubieten, um Italien, es koste, was es wolle, von der furchtbaren Geißel der Sarazenen zu befreien. An der Spitze eines zahlreichen Heeres rückte demnach der Kaiser im Frühjahre 866 in Begleitung seiner Gemahlin der Kaiserin über Sora in das Herzogthum Benevent. Gegen Ende des Junius kam er in der Gegend von Monte-Cassino an, fand bei dem damaligen verdienstvollen Abt Bertharius königli-

che Bewirthung, und bestätigte dem Kloster die demselben von seinen Vorfahren ertheilten Privilegien. Von Landulph, dem Bischofe und jetzigen Herrn von Capua geführt, stießen hier auch die capuanischen Hülfsvölker zu dem kaiserlichen Heere. Aber wo immer dieser Bischof auch seyn mochte, war und blieb er doch stets derselbe arge Schalk. Es dauerte nicht lange, so fingen die capuanischen Truppen an auszureißen und zwar ganze Schaaren auf einmal, so daß nach wenigen Tagen auch nicht ein einziger Capuaner sich bei dem kaiserlichen Heere befand. Offenbar war dieß wieder ein Werk der Arglist des ränkevollen Bischofes. Aber demungeachtet blieb er für seine Person dennoch bei dem Kaiser, in der zuversichtlichen Hoffnung, durch freche Lügen und schmeichelnde Reden den arglosen Monarchen zu täuschen. Der erzürnte Ludwig kehrte sich jedoch nicht an das Geschwätz des Elenden, wandte sich mit seinem Heere plötzlich gegen Capua, belagerte die Stadt und zwang sie nach dreimonatlicher Belagerung sich auf Gnade oder Ungnade zu ergeben. Ludwig legte Besatzung in die Stadt, und die ziemlich lange Zeit hart mitgenommenen und gezüchtigten Einwohner büßten nun für die Treulosigkeit ihres weltlichen und zugleich geistlichen Herrn. Ludwig ging hierauf nach Salerno, von da nach Amalfi und Pozzuolo, gebrauchte allda die warmen Bäder und begab sich hierauf gegen das Ende des Spätjahres nach Benevent, wo Herzog Adelchis ihn, als seinen Oberherrn mit aller nur möglichen Pracht empfing.

5. Sobald die Jahreszeit die Eröffnung des Feldzuges erlaubte, zog Ludwig sein Heer bei Nocera zusammen, und rückte gegen Bari vor, mit dem festen Vorsatz, es zu belagern und den Sara-

zenen zu entreißen. Leider entsprach der Erfolg nicht der allgemeinen Erwartung. Die Barbaren hatten indessen bedeutende Verstärkung erhalten, marschirten kühn dem kaiserlichen Heere entgegen, griffen es an, und schlugen es in die Flucht. Ludwig kehrte nach Benevent zurück. Sein großmüthiger Entschluß, der Retter Italiens zu seyn, ward jedoch durch den Verlust einer Schlacht nicht wankend gemacht; und zu seinem eifrigen Verlangen, die Ungläubigen aus Italien zu vertreiben, gesellte sich nun auch der sehnliche Wunsch, die durch die letzte Schlacht seinem Waffenruhm zugefügte Schmach durch desto glänzendere Siege wieder zu tilgen. Den Heerbann von ganz Italien, von den Alpen bis zur Meerenge bot Ludwig jetzt auf, und noch nie ward bei ähnlicher Gelegenheit ein so strenges, allgemein bindendes Edikt erlassen. Alles, was Waffen führen konnte, sollte sich erheben, ganz Italien sich gleichsam entwurzeln, um unter seiner vereinten, schweren Masse die grausamen Feinde des christlichen Namens zu erdrücken. Jeder, der soviel Vermögen besaß, daß er das Wehrgeld für einen Erschlagenen bezahlen konnte, mußte Heeresfolge leisten. Wo zwei Brüder waren, mußten beide zu Felde ziehen. Hatte ein Vater auch noch so viele Söhne, so wurde dennoch nur einer und zwar stets der schwächlichste, zum Krieg untauglichste in dem väterlichen Hause gelassen. Blos der Arme ward frei gesprochen, jedoch so, daß jene Armen, welche noch zehn Solidos an Werth besaßen, das Innere des Landes und die Meeresküsten besetzen mußten. Ganz frei blieb nur der, welcher nicht einmal ein Vermögen von zehen Solidos hatte *). Bei Strafe des Verlustes ihrer

---

*) Merkwürdig ist in diesem Edikt die daraus sich ergebende Stufenleiter der, von den Zeiten des Kaisers

Würden und Aemter war den Grafen und Guastalden verboten, irgend jemand vom Kriegsdienst frei zu sprechen, blos mit Ausnahme eines Dieners für sie selbst und zweier anderen für ihre Gemahlinen. Auch die Bischöfe, Aebte und Aebtissinen wurden unter Androhung großer Strafen verpflichtet, zu dem Heere des Kaisers alle ihre Vasallen zu schikken, und diese, im Fall sie sich nicht stellen würden, mit dem Verlust ihrer sämmtlichen Allodial- wie Lehn-Güter bedrohet. Auch von seinem Bruder, dem König Lothar von Lothringen, begehrte Ludwig Hülfsvölker und Lothar, um sich dadurch dem Pabste gefällig und diesen sich dann desto geneigter zu machen, brachte in aller Eile ein ansehnliches Heer zusammen und führte es selbst über die Alpen *).

6. Sobald Ludwig alle seine Zurüstungen beendiget und über alles die nöthigen Vorkehrungen getroffen hatte, brach er mit seinem Heere in den ersten Monaten des Jahres 868 gegen die Sarazenen auf, und rückte vor Bari. Die Belagerung der Stadt sollte sogleich mit der größten Thätigkeit betrieben werden, aber aus sehr guten Gründen än-

---

August bis auf Kaiser Ludwig II. zunehmenden Verarmung Italiens. Unter August wurde schon der für arm gehalten, welcher nur tausend Solidos besaß. Unter der Regierung des Justinian war derjenige erst arm, der hundert Solidos an Vermögen hatte, und jetzt gar nur der, welcher blos zehen Solidos, oder selbst nicht einmal diese an Werth besaß.

*) Lothar kam jedoch nicht zu seinem Bruder, dem Kaiser nach Benevent, sondern begab sich nach Monte-Cassino, wo er eine Unterredung mit der Kaiserin Engelberga hatte, und hierauf seiner Angelegenheiten wegen nach Rom reißte.

derte Ludwig bald darauf seinen Plan und verwandelte die Belagerung in eine, jedoch äußerst strenge Blokade. Um keine Zeit nutzlos zu verlieren, bemächtigte sich Ludwig mit einem Theile seines Heeres beinahe aller den Sarazenen in der Gegend gehörigen Schlösser, nahm die von ihnen sehr befestigte Stadt Matera mit Sturm und verwandelte sie in einen Steinhaufen, eroberte auch Venosa und Canosa, in welche beide Oerter er eine starke Besatzung legte, wodurch nicht blos das westliche Benevent gegen die Einfälle der Barbaren gesichert, sondern auch Bari noch enger eingeschlossen ward. Indessen sah Ludwig wohl ein, daß die wenigen dalmatinischen und ragusanischen Schiffe, ohnehin des Seekriegs ungewöhnt, und den, nun schon lange Zeit alle Meere befahrenden, mit dem stürmischen Elemente daher sosehr vertrauten Sarazenen bei weitem nicht gewachsen, ihm unmöglich den Mangel einer Flotte ersetzten, ohne welche er doch sich der Stadt Bari entweder gar nicht oder nur mit einem ungeheuern Aufwand von Zeit und Menschen würde bemächtigen können. Ludwig suchte also mit dem griechischen Hofe sobald möglich wieder in nähere Verbindung zu treten. In Constantinopel herrschte jetzt Kaiser Basilius. Durch Ermordung seines Vorfahrers, des unwürdigen Michaels hatte er den Thron erst unlängst, nämlich in dem Jahre 867 bestiegen, und da es ihm sehr darum zu thun war, sein Haus auf demselben zu befestigen, so glaubte er in einer Verbindung mit dem abendländischen Kaiser diesfalls keine kleinen Vortheile zu erblicken. Von beiden Seiten wünschte man also sich zu nähern, und so kam nun bald, wahrscheinlich durch Vermittelung der damals gerade in Constantinopel sich aufhaltenden päbstlichen Legaten ein förmliches Bündniß unter beiden Monarchen zu Stande. Um

das neu geknüpfte Band der Freundschaft desto mehr zu befestigen, versprach Ludwig auf Antrag des griechischen Kaisers, dessen ältestem Sohne Constantin seine Tochter, die Prinzessin Ermengarde; wofür Basilius sich verbindlich machte, dem fränkischen Heere unverzüglich eine Flotte von 400 Segeln zu schicken, und dadurch den in Bari belagerten Sarazenen alle Zufuhr an Truppen und Lebensmitteln von der Meeresseite abzuschneiden. Wirklich erschien auch bald darauf, unter der Anführung des Prinzen Constantin selbst, eine griechische Flotte auf der Höhe von Bari. Sie war zwar nicht so stark, als sie dem Vertrage zu Folge hätte seyn sollen, und zählte höchstens etwas über zweihundert Segel; aber demungeachtet zeigten die Griechen großen Eifer, leisteten den Franken gute Dienste, und erwarben sich wohlverdienten Ruhm. Als jedoch Ludwig mit der Verlobung seiner Tochter immer zögerte, und der schlaue griechische Admiral Nicetas endlich einsah, daß der Kaiser und dessen Gemahlin Engelberga mit der Prinzessin Ermengard ganz andere Absichten hätten, daher seinen Herrn blos zu täuschen, und der Erfüllung ihres Versprechens unter stets neu ersonnenem Vorwand auszuweichen suchten; so erkaltete auch der Eifer der Griechen; ihre bisherige Freundschaft verwandelte sich in Groll, und ehe Ludwig es sich versah, kehrten Prinz Constantin und Nicetas mit ihrer Flotte wieder nach Constantinopel zurück. Um die dem griechischen Kaiser zugefügte Beleidigung zu rächen, landete Nicetas mit seiner zurückkehrenden Flotte auf einer östlichen, von einem, Ludwigs Scepter unterworfenen slavischen Volksstamm bewohnten Küstenstrecke des adriatischen Meeres. Da die sämmtliche waffenfähige Mannschaft dieser Slaven jetzt bei dem kaiserlichen Heer vor Bari stand; so war es den Griechen ein leichtes,

die wehrlosen Küstenbewohner zu überfallen, ihre Besitzungen zu plündern und zu verheeren und eine Menge derselben als Sclaven mit sich fortzuführen.

7. Die ganz unverhoffte Abfahrt der griechischen Flotte störte nicht wenig den Belagerungsplan des Kaisers; auch konnte sie wahrhaftig nicht viel dazu beitragen, das schon so lange vor der Festung liegende Heer der Belagerer zu fernerer Ausdauer zu ermuntern; und da noch überdieß jetzt Ludwig die höchst unangenehme Entdeckung machte, daß der Herzog von Neapel, Sergius II. in offenbarem Einverständniß mit den Sarazenen stände, und denen in Bari Lebensmittel zuführte; so ward er voll Unmuths und hob im Spätjahr die Belagerung auf. Sobald Ludwig seinen Rückzug angetreten hatte, verließen die Sarazenen Bari, folgten in einiger Entfernung dem kaiserlichen Heere und fielen, als sie einen günstigen Augenblick gefunden zu haben glaubten, den Nachtrab des Kaisers an, hieben einige Schaaren zusammen, und erbeuteten über zweitausend Pferde. Sie zogen hierauf nach der ungemein besuchten Wallfahrtskirche zum heiligen Michael auf dem Berge Gargano, plünderten und zerstörten dieselbe und führten die Geistlichen und eine Menge Christen beiderlei Geschlechts, die ihre Andacht dahin geführt hatte, in die Sclaverei mit sich fort. Um die nämliche Zeit landete auch ein räuberischer Sarazenen-Schwarm auf der Küste von Provence, die jetzt, wie wir schon erzählt, dem Kaiser Ludwig seit dem Tode seines Bruders Carl gehörte. Ludwig hatte vor einiger Zeit den Erzbischof Roland von Arles, der Hauptstadt der Provence mit der sehr begüterten Abtei St. Cäsarii belehnt. Um im Falle einer Landung der Sarazenen einen sichern Zufluchtsort zu haben, ließ der Erzbischof auf der reichen,

trefflich angebauten Insel Camargon, wo die Abtei sehr ansehnliche Güter besaß, eine Art Festung jedoch blos von Erde erbauen. Als nun wirklich Sarazenen in der Nähe von der Abtei erschienen, hatte Roland die Unvorsichtigkeit, sich in sein elendes, völlig unhaltbares Festungswerk zu flüchten, ward demnach ohne viele Mühe von den Sarazenen, nachdem sie gegen dreihundert seiner Unterthanen zusammengehauen hatten, gefangen genommen, und gebunden auf eines ihrer Schiffe gebracht. Nicht nur in seinem Kloster, sondern auch in der ganzen Gegend war der Erzbischof ungemein beliebt. Alles vereinte sich daher jetzt, ihn aus der Gefangenschaft zu befreien. Man trat in Unterhandlung mit den Sarazenen und bot ihnen als Auslösungs-Summe hundertundfünfzig Pfund Silbers, und eben so viele Mäntel, Säbel und Sclaven. Leider hatte der Schrecken auf die Gesundheit des Bischofes sosehr gewirkt, daß er gleich erkrankte und wenige Tage nachher starb. Um so williger nahmen jetzt die Barbaren den ihnen gemachten Vorschlag an, verschwiegen trügerischer Weise den Tod des Erzbischofs, legten dem entseelten Körper die nämlichen priesterlichen Kleider an, in welchen der Verstorbene war gefangen worden, setzten ihn in eine Sänfte, banden ihn darin fest, trugen ihn dann über das Wasser und ließen die Sänfte mit allen äußern Merkmalen der Ehrerbietung ganz sanft auf dem Ufer nieder. Denen, welche ihnen die Auslösungssumme und übrigen Effekten zu überliefern hatten, gingen sie nun schon von weitem entgegen, empfingen alles, worüber man in dem Vergleich übereingekommen war, und liefen dann unter dem Vorwand, daß ihre Schiffe augenblicklich abzusegeln Befehl erhalten hätten, eiligst auf dieselben zurück. Die Abgeordneten, welche mit der Auslösung des hohen Ge-

fangenen beauftragt waren, näherten sich nun der Sänfte, begrüßten ehrfurchtsvoll ihren geliebten Bischof und wünschten ihm von Herzen Glück über seine Befreiung. Als sie aber auf alle ihre freundlichen Reden keine Antwort erhielten, auch nicht einen Laut aus dem Munde ihres geliebten Bischofs vernahmen, traten sie ganz erschrocken näher hinzu, und sahen nun zu ihrem größten Leidwesen, daß der Erzbischof todt und das Sarazenenvolk — was sie längst schon hätten wissen können — ein bodenlos schlechtes, treuloses Gesindel sey.

8. Der Verlust auf seinem Rückzug vor Bari, die Zerstörung der in ganz Italien berühmten Kirche auf Monte-Gargano, und die erst neuerdings geschehene Plünderung eines Theils der nördlichen Küste seines Reiches kränkten nicht wenig Ludwigs edles Herz, bestärkten ihn aber um so mehr in dem großmüthigen Entschluß, Italien, welche Opfer und Anstrengung es auch kosten möge, von den Sarazenen auf immer zu säubern. Ludwigs wahrhaft edle, über den kleinlichen, schmutzigen Charakter seines Jahrhunderts weit erhabene Denkart verdient jetzt unstreitig im höchsten Grade unsre Bewunderung. Wichtige Veränderungen nämlich hatten sich indessen zugetragen, ganz dazu geeignet, des Kaisers Aufmerksamkeit nun ausschließlich auf ganz andere Gegenstände zu lenken. Sein Bruder Lothar war gegen das Ende des verflossenen Jahres gestorben. Legitime Erben hatte er nicht hinterlassen, und nach allen göttlichen und menschlichen Rechten gebührte das lotharingische Reich offenbar des Verstorbenen ältestem Bruder, dem Kaiser Ludwig. Aber während dieser für das Wohl Italiens, Roms und des römischen Stuhles, ja für das Wohl der gesammten Christenheit sich allen Gefahren und Mühe

seligkeiten aussetzte und mit den Sarazenen einen Kampf auf Leben und Tod kämpfte, hatten seine beiden Oheime Carl von Frankreich und Ludwig der Deutsche, trotz dem väterlichen Abmahnungsschreiben des redlichen, frommen und gemüthvollen Pabstes Hadrians II. dennoch die in der Geschichte beispiellose Schamlosigkeit, sich in das, ihrem Neffen, dem Kaiser so offenbar gebührende Reich zu theilen. Jeder andere Monarch hätte in diesem Falle seine Armeen, auf deren Treue er sich ungleich mehr verlassen konnte, als seine beiden Oheime auf die Treue der ihrigen zählen durften, sogleich über die Alpen geführt. Aber der edelmüthige Ludwig dachte anders. Das allgemeine Wohl zog er seinem Privatinteresse vor, ließ sich durch das, was jenseits der Alpen geschehen war und noch geschah, in seinem Vorhaben nicht stören, setzte mit verdoppelten Anstrengungen seine Zurüstungen zu einem neuen Feldzug gegen die Sarazenen fort, und erschien im Anfange des Jahres 870 schon wieder mit einem zahlreichen Heere gegen den gemeinsamen Feind der Christenheit im Felde.

9. Die Sarazenen wagten es nicht, dem Kaiser eine Schlacht zu liefern. Sie zogen sich in ihre festen Plätze zurück, warfen aber den größten Theil ihrer Macht, wie den Kern ihrer Truppen in die, für sie und ihre fernern Entwürfe auf Italien so ungemein wichtige Festung Bari. Die Stadt ward also abermals belagert und zwar mit noch ungleich größerer Thätigkeit und Anstrengung. Den Grafen Otto von Bergamo nebst zwei Bischöfen detaschirte Ludwig mit einem sehr ansehnlichen Heerhaufen nach Calabrien. Der Graf und die Bischöfe schlugen nach einander drei sarazenische Anführer aus dem Felde, tödteten ihnen viele Leute, befreiten eine

Menge Christen aus der Gefangenschaft und machten reiche Beute. Indessen lag Ludwigs Heer jetzt schon wieder mehrere Monate vor Bari. Auf die, des italiänischen Climas ungewöhnten lotharingischen Hülfsvölker hatte dasselbe einen höchst verderblichen Einfluß geäußert. Es war beinahe völlig zusammen geschmolzen, und, wie erzählt wird, sollen sehr viele an dem giftigen Biß der Taranteln gestorben seyn. Viel Volkes hatte also die Belagerung schon wieder gekostet, und dennoch sollte die Eroberung dieser beinahe unbezwingbaren Festung durch noch größere Opfer erkauft werden. Zinzim, Befehlshaber der Sarazenen in Amathea und einer der kühnsten und erfahrensten sarazenischen Feldherren, glaubte das Christenheer jetzt ziemlich geschwächt, sammelte daher unter seine Fahnen alle im Lande zerstreuten sarazenischen Schaaren und eilte damit zum Entsatz von Bari herbei. Ludwig theilte sein Heer, ließ jedoch nur so viele seiner Leute vor Bari zurück, als nöthig war, sich den Rücken gegen einen Ausfall der Belagerer zu decken. Mit dem andern Theil ging er dem Feind entgegen, griff ihn mit der größten Entschlossenheit an und schlug ihn nach einem blutigen Treffen in die Flucht. Die Fliehenden wurden von den Christen solange und so hitzig verfolgt, daß die meisten unter dem Schwert der Sieger fielen, und Zinzim beinahe ganz allein an den Thoren von Amathea ankam. Aber eben dieser Sarazen war klug und vorsichtig genug gewesen, von der Gefahr, in welcher Bari schwebte, bei Zeiten Kunde nach Africa zu senden; und nun kam gleich ein paar Tage nach der verlornen Schlacht, gleichsam um den Zinzim über den ihm zugestoßenen Unfall zu trösten, ein vollständiges sarazenisches Entsatz-Heer über das Meer herüber. Mit diesem setzte sich der Befehlshaber von Amathea sogleich in Marsch nach

Bari. Er hatte den Plan, das kaiserliche Heer sehr frühe am Morgen des ersten Tages der heiligen Weihnachten anzugreifen. Er hoffte, es unvorbereitet zu überfallen, wohl wissend, daß die Christen am Morgen dieses hohen Festes mit der Feier desselben einige Stunden beschäftigt seyn würden. Aber durch Kundschafter ward Ludwig von dem Plane des feindlichen Heerführers unterrichtet. Lange vor Anbruch des Tages ließ er also seinem Heere die Messe lesen, hierauf die heilige Communion reichen und führte es sodann alsogleich gegen den Feind. Die, welche überfallen wollten, wurden nun selbst überfallen. Die Christen, gestärkt und begeistert durch den Empfang des heiligen Sacraments und voll der lebendigsten Ueberzeugung, daß sie jetzt entweder den Sieg oder die Märtyrerkrone erkämpfen würden, stürzten sich mit mehr als gewöhnlicher Heldenkraft auf die feindlichen Haufen. Auf keinem Punkte konnte ihnen Widerstand geleistet werden; denn in seiner Begeisterung und in dem erhabenen Gefühl freiwilliger Selbstaufopferung für die Ehre Gottes, der Kirche und seines Monarchen trotzte jeder Christ allen Gefahren wie allen Schrecknissen des Todes. Die Schlacht dauerte daher auch gar nicht lange; und schon nach einer Stunde war das Heer der Sarazenen völlig zersprengt, das Schlachtfeld mit dem Blute der Feinde getränkt, und ihre Niederlage so schrecklich, daß nur wenige entrannen, um die traurige Botschaft von dem Verlust der Schlacht und des gesammten Heeres nach Africa zu überbringen.

10. Den Belagerten war jetzt jede Hoffnung eines Entsatzes benommen. Sie wünschten daher zu kapituliren. Aber Ludwig begehrte unbedingte Uebergabe, und als man diese verweigerte, ward

Bari am 4. Februar 872 mit Sturm erobert. Nach der, zwischen Christen und Mohamedanern damals üblichen, grausamen Art Krieg zu führen, wurden alle Sarazenen niedergesäbelt. Nur dem Emir von Bari gelang es, sich mit zweien aus seiner Umgebung auf einen sehr hohen und festen Thurm zu flüchten. Diesem Anführer war vor noch nicht sehr langer Zeit eine Tochter des Herzogs Adelchis in die Hände gefallen. Mit einem Zartgefühl, welches damals von einem Africaner nicht zu erwarten war, hatte der Sarazen der Unschuld der Prinzessin geschont, mit aller, ihrer erlauchten Geburt gebührenden Ehrerbietung sich gegen sie betragen, und sobald es geschehen konnte, unter sicherm Geleite sie ihrem Vater zurückgesandt. Diese edle Handlung sollte jetzt nicht unbelohnt bleiben. Der Emir verlangte also nach dem Herzog Adelchis; nur diesem, sagte er, werde er seine Waffen überreichen, und sich ergeben; gegen jeden Andern aber sein Leben so theuer als möglich verkaufen. Der Herzog, der unter den Stürmenden sich befunden hatte, eilte nun herbei, machte den Emir und dessen beiden Gefährten zu seinen Gefangenen, und bewirkte mit leichter Mühe bei dem Kaiser, daß allen dreien das Leben geschenkt ward. Adelchis nahm den Emir mit sich nach Benevent, schenkte ihm bald darauf sein ganzes Zutrauen, und der Sarazen lebte nun an dem Hofe von Benevent mehr wie ein Freund und Günstling, als wie ein Gefangener des Fürsten.

11. Ludwig schickte nach der Eroberung Bari's einen Theil seines Heeres nach Tarent, um auch diese Stadt den Sarazenen zu entreißen, und ganz Calabrien noch vollends von diesem Räubergesindel zu befreien. Der Kaiser sah wohl ein, daß, um Italien auch für die Zukunft gegen die Sara-

zenen zu schützen, es durchaus einer Flotte bedürfte. Er suchte also, die freundlichen Verhältnisse mit dem griechischen Hof wieder herzustellen, meldete dem Basilius seine bisherigen glücklichen Erfolge und bemerkte dabei, daß, sobald er Italien völlig beruhigt haben würde, er nach Sicilien überzuschiffen, und auch diese Insel von der Herrschaft der Sarazenen zu befreien, entschlossen sey. In allen seinen öffentlichen wie Privathandlungen kannte der nur zu redlich denkende Ludwig keine andere Richtschnur, als jene der Gerechtigkeit und Billigkeit. Nie gelüstete es ihm nach fremdem Besitz, und es ist gar keinem Zweifel unterworfen, daß der Kaiser, wenn er Sicilien erobert haben würde, nicht nur diese Insel, sondern auch der Griechen übrigen Besitzungen in Unteritalien dem Basilius wieder zurückzugeben entschlossen war *). Aber für eine solche edle und unumwundene Denk- und Handlungsweise hatte ein Hof, dessen ganze Politik sich von jeher

*) Von seiner edlen, uneigennützigen Denkart hatte Ludwig schon einen auffallenden Beweis während der Belagerung von Bari gegeben. Mehrere in Calabrien unter griechischer Oberhoheit stehende Städte hatten Abgeordnete an den Kaiser gesandt, ihn bittend, sie gegen einen Haufen Sarazenen, die in ihrem Gebiete alles auf das schrecklichste verwüsteten, zu schützen. Sie erboten sich, Ludwig als ihren Herrn anzuerkennen und den bisher nach Constantinopel geschickten Tribut in Zukunft ihm zu entrichten. Ludwig erbarmte sich der unglücklichen Einwohner, detaschirte unverzüglich ein bedeutendes Corps nach Calabrien und ließ die Räuber und Mordbrenner, wovon der größte Theil jetzt zusammengehauen ward, aus der dortigen Gegend vertreiben. Das Anerbieten jener Städte nahm er jedoch nicht an, sondern ermahnte sie, zum Gehorsam unter ihrem bisherigen Oberherrn, dem griechischen Kaiser, zurückzukehren.

blos auf Lug, Trug und Arglist stützte, keinen Sinn. Ludwigs siegreiche Fortschritte hatten schon wieder die Eifersucht des griechischen Hofes erregt, und offenbar hätte Basilius weit lieber die Saracenen noch länger auf dem italiänischen Festland, als ganz Italien unter der beruhigenden, wohlthätigen Oberherrschaft eines abendländischen Kaisers gesehen. Als Antwort auf Ludwigs freundliches und offenherziges Schreiben kam also jetzt von Seite des griechischen Monarchen ein Brief, voll der albernsten, abgeschmacktesten Vorwürfe, z. B. daß Ludwig sich erkühne, den Titel eines römischen Kaisers sich beizulegen. Auch die Benennung βασιλευς gezieme nicht ihm, sondern blos dem Beherrscher von Constantinopel; höchstens möge Ludwig sich einen Imperator der Franken nennen ꝛc. Nun folgen noch andere, nicht minder ungereimte und lächerliche Vorwürfe in Beziehung auf die Belagerung von Bari. Zur Zeit nämlich, als auch eine griechische Flotte vor dieser Stadt gelegen, hätten die Griechen allein alles Ruhmvolle gethan, und die Franken den ganzen Tag über sich blos mit Zubereitung ihrer reichlichen Male beschäftiget. — — Dieses abgeschmackte Schreiben beantwortete Ludwig mit vieler Würde. Des Basilius alberne, aus der Luft gegriffene Vorwürfe erwiederte er mit ungleich gegründetern und dabei wesentlichern und ernsthaftern Klagen. Er beschwerte sich über den Herzog von Neapel, der mit den Feinden der Christenheit in offenbarem Einverständniß stehe, ihnen seine Häfen geöffnet und Lebensmittel und andere Bedürfnisse zugeführt hätte. Der Herzog sey (wenigstens dem Namen nach) ein Lehnsmann des griechischen Kaisers, und der gerechte Tadel, den jener sich zugezogen, falle demnach auch auf dessen obersten Lehnsherrn zurück. Ludwig beklagte sich ferner über das unerhörte, völkerwider-

rechtliche Betragen des griechischen Admirals Nicetas, der, anstatt die Küsten des adriatischen Meerbusens gegen feindliche Einfälle zu schützen, in das fränkische Slavonien mordend und raubend eingefallen wäre, und die wehrlosen, unschuldigen Einwohner, deren Contingente bei dem kaiserlichen Heere standen, in die Sclaverei fortgeschleppt hätte. In Beziehung auf den Titel eines römischen Kaisers antwortete Ludwig sehr vernünftig, daß, wenn er nicht römischer Kaiser wäre, er auch nicht Kaiser der Franken seyn könnte. Die Würde und Macht eines römischen Kaisers sey ihm und seinen Vorfahren von Rom selbst übertragen worden, indem die Päbste sie zu Kaisern und Königen gesalbt hätten *). Am Ende ersucht der arglose Ludwig den griechischen Kaiser noch einmal, die nöthige Anzahl Schiffe zu schicken, um die Verbindung der Sarazenen mit Africa und Sicilien zu hemmen.

12. Was aber noch ungleich mehr, als die

*) Nisi Romanorum essemus Imperator, utique nec Francorum. A Romanis enim hoc nomen et dignitatem assumsimus, apud quos profecto primo tantae culmen sublimitatis et appellationis effulsit, quorumque Gentem et Urbem divinitus gubernandam et Matrem omnium Ecclesiarum Dei defendendam atque sublimandam suscepimus, ex qua re et regnandi prius et postmodum imperandi auctoritatem prosapiae nostrae seminarium sumsit. (Epist. Lud.) — Ein schönes Geständniß in dem Munde eines fränkisch-römischen Kaisers! — Was das: „quorumque Gentem et Urbem divinitus gubernandam" betrifft; so gehörte dieß zu dem damaligen kaiserlichen Hof- und Canzlei-Styl, und aus dem, was wir schon öfters über die kaiserlichen Rechte in und über Rom gesagt haben, wird jeder Leser sehr leicht den wahren Sinn dieser Worte von selbst auffassen.

lichtscheue Politik der Griechen, Ludwig hinderte, seine großen, für Italiens Wohl so heilsamen Plane auszuführen, ja am Ende sogar alle Früchte seiner langjährigen, mit so vieler Anstrengung und so vielen Opfern verbundenen Bemühungen wieder völlig zerstörte, war die Verrätherei seiner eigenen Vasallen, und die Untreue sogar einiger kaiserlichen Beamten. Der Krieg mit den Sarazenen und der langjährige Jammer aller Völker Unteritaliens, selbst die der ganzen Halbinsel drohende Gefahr einer Unterjochung durch diese Barbaren, war den Fürsten von Neapel, Capua, Benevent, Salerno rc. nur Nebensache; eine weit wichtigere und wesentlichere Angelegenheit für sie war die Erweiterung ihrer Macht und völlige Unabhängigkeit. Um diesen Zweck zu erreichen, hätten sie Gott und seine heilige Kirche und die gesammte Christenheit Preis gegeben. Gleich dem griechischen Hofe war es also diesen trotzigen, aber leider schon zu mächtigen Vasallen ungleich erwünschter, daß die Sarazenen noch länger alle Küsten Italiens plünderten, ganze Länderstrecken in Einöden verwandelten, und unaufhörlich den römischen Stuhl und die Hauptstadt des christlichen Erdkreises bedroheten, als daß ganz Italien nur Einem, und zwar dem gerechten, gütigen Kaiser Ludwig II. gehorche. Durch ihre geheimen Umtriebe brach jetzt Empörung über Empörung aus. Beinahe zu gleicher Zeit pflanzten die meisten Städte in Samnien, Campanien und Lucanien die Fahne des Aufruhrs auf, riefen die Griechen zu Hülfe und huldigten dem griechischen Kaiser als ihrem Oberherrn. Ludwig brauchte blos sich zu zeigen, um die Aufrührer sogleich wieder zum Gehorsam zu bringen. Nur Capua, auf seine hohen und starken Mauern trotzend, wagte es dem Kaiser seine Thore zu schließen, und ward demnach wieder belagert. Ludwig betrieb die

Belagerung mit seiner gewöhnlichen Thätigkeit; und die nun bald auf das äußerste gebrachten Capuaner zogen in feierlicher Procession, die Reliquie des heiligen Germanus vor sich her tragend, aus der Stadt in das kaiserliche Lager, fielen dem Kaiser zu Füßen und flebeten um Gnade, die sie auch von dem übergütigen Monarchen mit leichter Mühe erhielten. Ludwig verzieh ihnen völlig, legte aber eine starke, die unruhigen Köpfe im Zaum haltende Besatzung in die Stadt.

13. Aber über dem schwärzesten, ruchlosesten und zugleich unerhörtesten Verrath brütete jetzt der Herzog Adelchis von Benevent. Nichts ist leichter, als wahrhaft gute, edle Seelen zu täuschen; denn um Andere zu beurtheilen, bedienen sie sich gewöhnlich blos des Maßstabes ihres eigenen Herzens, das alsdann nicht selten an ihnen zum Verräther wird, und sie gleichsam wehrlos der Bosheit und Arglist in die Hände liefert. In diesem Falle befand sich nun auch der nur zu gutmüthige, edle Kaiser Ludwig II. Mit mehr Welt- und Menschenkenntniß als ihr Gemahl, und daher auch mit dem Abgrund der Verdorbenheit menschlicher Natur mehr bekannt, war Engelberga bei weitem nicht so leicht zu berücken. Das verrätherische Gewebe, woran Adelchis schon lange Zeit im finstern spann; die Unterhandlungen, die er mit dem griechischen Hofe zum Nachtheil ihres Gemahls im verborgenen angeknüpft hatte; sein Antheil an der Empörung der Städte in Samnien und Campanien; das geheime Einverständniß, in welches er durch Hülfe des gefangenen Emirs, dem Ludwig nach der Eroberung von Bari das Leben geschenkt hatte, mit den Saracenen getreten war; alles dies und noch mehrere andere höchst zweideutige Schritte waren dem scharf sehenden Auge

der Kaiserin nicht entgangen. In Capua machte sie ihren Gemahl darauf aufmerksam, und gab ihm den Rath, jetzt wo seine siegreichen Fahnen in ganz Unteritalien drohend und gebietend weheten, einen entscheidenden Schritt zu thun, den Adelchis ohne weiteres zu verbannen, und einen treuern, ihm ergebenern Diener mit dem Herzogthum Benevent zu belehnen. Wirklich entschloß sich Ludwig, dem klügern Rath seiner Gemahlin zu folgen, brach daher von Capua auf und zog nach Benevent.

14. Von seinen geheimen Kundschaftern an Ludwigs Hofe ward jedoch der Herzog noch bei Zeiten gewarnt; sie schrieben ihm, daß allem Ansehen nach ein schweres Ungewitter sich über seinem Haupt zusammenziehe. Aber Adelchis war nicht der Mann, der sich so leicht schrecken ließ. In allen Künsten der Verstellung hatte er es bis zur Virtuosität gebracht; und voll Vertrauen auf seine eigene Gewandtheit und Ludwigs ungemeine Gutmüthigkeit eilte er nun selbst dem Kaiser entgegen, begrüßte ihn mit der Herzlichkeit und Freundlichkeit eines vollkommen schuldlosen Bewußtseyns, reichte ihm und seiner Gemahlin herrliche Geschenke, und betheuerte ihm so oft seine unverbrüchliche Treue und Ergebenheit, daß der arglose Ludwig allen Argwohn aus seinem Herzen verbannte und dem Verräther seine volle Gunst wieder schenkte *). An der Seite

*) Adelgisus adventare exercitum sentiens timore perterritus ad callida argumenta convertitur, et Benevento egressus Imperatori ultro se offert, paratum se esse et semper fuisse ad ejus obsequium profitetur, nunquam defectoribus se assensum praebuisse juramento confirmat, deinde regem muneribus se conciliat, ac mox in pristinam recipitur gratiam. (Regino Chronic. lib. secundus. Ap. Struv. p. 74.)

des Kaisers zog der Herzog in seine Hauptstadt ein, und mit größerer Pracht und lauterem Jubel als je ward Ludwig von den Beneventanern empfangen. — Da Adelchis jetzt wußte, daß die Kaiserin ihn durchschaue, auch schon einen Theil seines Geheimnisses entdeckt habe, so fühlte er wohl, daß er durchaus keine Zeit mehr zu verlieren habe. Nachdem er also das Zutrauen des Kaisers so ziemlich wieder zu erschleichen gewußt hatte, machte er ihm den Vorschlag, daß, da jetzt ganz Italien beruhiget, und für jetzt von keiner Seite ein Feind zu befürchten wäre, er, um den bisher so sehr mitgenommenen Beneventanern den Druck zu erleichtern, den Theil seines Heeres, den die in der Nähe liegenden Provinzen Italiens gestellt hätten, wieder in die Heimath zurückkehren lassen, die übrigen Truppen aber um ihnen größere Bequemlichkeit und bessere Verpflegung zu verschaffen, in ausgedehntere, daher auch viel weiter entfernte Quartiere verlegen möchte. Zu seinem eigenen Unglück befolgte Ludwig, der überall helfen, jedes Leiden mildern, und überall sich gnädig erweisen wollte, auch diesen verrätherischen Rath, entließ sein Heer und behielt nur einen kleinen Theil seiner Leibwache bei sich.

15. Alles, was dem schwärzesten, ruchlosesten Complott den erwünschten Erfolg sichern konnte, war nun geschehen, und so brach nun auch am 25. August des Nachmittags die schändlichste aller Verschwörungen los. Der Kaiser war gerade von der Tafel aufgestanden, und hatte, jedoch ohne seine Kleider abzulegen, sich wie gewöhnlich zur Ruhe begeben; als Adelchis an der Spitze einer sehr zahlreichen bewaffneten Schaar plötzlich vor dem Palaste erschien. Aber die Wache schloß schnell alle Thore, und setzte sich muthig zur Wehr, worauf

nun sogleich auch ein sehr hitziges Gefecht erfolgte. Das Geräusch der Waffen weckte Ludwig aus dem Schlaf. Furchtlos weil reines Herzens, griff der Kaiser schnell nach seinen Waffen, fest entschlossen, jeder Gefahr trotzend, den Aufrührern kühn entgegen zu treten, um vielleicht durch die Majestät seiner Person den Aufruhr gleich in seiner Geburt wieder zu ersticken. Aber in demselben Augenblick gab Adelchis, der sich von Seiten der schwachen kaiserlichen Leibwache keiner so lebhaften und tapfern Gegenwehr vermuthet hatte, Befehl, den Palast in Brand zu stecken, und Ludwig hatte kaum noch Zeit, sich mit den Seinigen in einen nahe stehenden sehr hohen feuerfesten Thurm zurückzuziehen. Drei Tage lang vertheidigte sich hier Ludwig mit mehr als gewöhnlicher Tapferkeit, stets auf Hülfe von Außen hoffend. Aber um die nämliche Zeit war auch ein sehr starkes Corps Sarazenen gelandet, höchst wahrscheinlich um jede zur Befreiung des Kaisers herbeieilende Hülfe abzuschneiden. Aus Mangel an Lebensmitteln mußte also Ludwig sich am vierten Tage ergeben. Die Landung eines feindlichen Heeres auf dem Gebiete von Salerno hatte indessen die Folge, daß die fränkischen Truppen sich von allen Seiten zusammenzogen. Adelchis sah sich demnach gezwungen, Ludwig seiner Haft zu entlassen, jedoch erst, nachdem er sämmtliche Schätze Ludwigs, mithin die ganze in Bari gemachte Beute geraubt, und seinen Kaiser und Oberherrn, ihn mit dem Tode bedrohend, gezwungen hatte, mit einem feierlichen, auf mehreren heiligen Reliquien abgelegten Eid zu versprechen, das, was jetzt geschehen, nie an dem Herzog oder dessen Nachkommen zu rächen, oder auch durch andere rächen zu lassen, und zu keiner Zeit mehr mit einem Heere den Boden

von Benevent zu betreten *). Vom 25. August bis zum 17. September waren der Kaiser, die Kaiserin und deren Tochter die Prinzessin Ermengarde die Gefangenen des Herzogs **).

16. Das Gerücht von dem Unglück des Kaisers hatte sich indessen schon jenseits der Alpen verbreitet. Alles kam darüber in Bewegung, besonders da es gar hieß, Ludwig sey von den Beneventanern ermordet worden. Den beiden Königen, Carln von Frankreich und Ludwig dem Deutschen gelüstete es sogleich nach der Kaiserkrone. Der Eine brach unverzüglich nach Besançon auf und sandte einige seiner Vertrauten nach Italien, um nähere Kunde zu erspähen und Anhänger zu werben. Der Andere schickte seinen Sohn Carl nach Burgund diesseits des Jura, um ebenfalls dort die Großen und das Volk auf seine Seite zu bringen. Diese eiteln Hoffnungen verschwanden jedoch sogleich wieder, sobald nur die Wahrheit ebenfalls einen kleinen Fußsteig über die Gebirge gefunden hatte.

---

*) Offenbar war dieß, nur mit andern Worten eine deutliche, bestimmte Erklärung und Anerkennung der völligen Unabhängigkeit des Herzogthums Benevent.

**) In dem Leben des Kaisers Basilius des Maceboniers behauptet Constantin Porphyrogeneta, der in Bari gefangen genommene, und nachher des Herzogs Günstling und Vertrauter gewordene Emir habe den Plan der Verschwörung gegen Ludwig entworfen, und durch seine Vorstellungen den Adelchis zu diesem Frevel bewogen. Den Annalen von Metz zu Folge war auch der byzantinische Hof dabei im Spiele; denn sie sagen: »Adelgisus Graecorum persuasionibus corruptus« etc. etc.

17. Am 18. September verließ Ludwig die Stadt Benevent. In Aufträgen ihres Gemahls begab sich die Kaiserin nach Ravenna, wo sie die Stände des italiänischen Reiches zusammenberief. Die Verhandlungen auf diesem Reichstag sind uns unbekannt, ein Beweis, daß sie von keiner großen Bedeutung waren. Ludwig setzte sich an die Spitze seines Heeres, und zog nach Spoleto. Auf den beiden Lamberts, wovon der eine Herzog von Spoleto war, lastete großer Verdacht, wo nicht eines unmittelbaren Antheils an der Verschwörung, doch wenigstens einer höchst straffälligen Mitwissenschaft an derselben. Als Ludwig sich näherte, entflohen beide nach Benevent. Ihr Verbrechen war also so gut wie erwiesen. Der Herzog wurde seiner Würde entsetzt, und das Herzogthum einem Andern gegeben. Von Ravenna ging die Kaiserin in die fränkischen Staaten ihres Gemahles, um mit dessen beiden Oheimen wegen der Herausgabe Lotharingens zu unterhandeln. Mit dem König von Deutschland hatte Engelberga zu Trident eine Unterredung. Ludwig war zu bieder, um die gerechten Ansprüche seines Neffen nicht anzuerkennen. Er fügte sich den Vorstellungen der Kaiserin, und trat seinen Antheil an dem lotharingischen Reiche an den Kaiser wieder ab. Aber Carl, der weder den Länderraub erstatten, noch auch eine Erklärung geben wollte, wobei eine Schamröthe sein ganzes Gesicht hätte bedecken müssen, vermied unter mancherlei Vorwänden eine Zusammenkunft mit der Kaiserin, ließ den Bischof von Parma, den Engelberga an ihn geschickt hatte, gar nicht vor, und dachte nicht von weitem daran, die auf so höchst ungerechte Weise erworbenen Provinzen je wieder deren rechtmäßigen Erben zurückzugeben.

18. Nachdem Ludwig seine Erbschaftsangelegenheiten, wenigstens doch zum Theil nach seinem Wunsche geordnet hatte, zog er im folgenden Jahre, gleich im Anfang des Sommers, mit einem wohlgerüsteten Heere nach Rom. Am Vorabend vor Pfingsten kam er allda an, hielt am ersten Tage des Festes, an der Seite des Pabstes seinen feierlichen Einzug in die Stadt, und ward von Hadrian zum König von Lotharingen gekrönt. In einer, unter dem Vorsitze des Pabstes gehaltenen, ungemein zahlreichen Versammlung von Bischöfen und italiänischen Großen, der auch alle römische Senatoren beiwohnten, ward Adelchis des Hochverraths und Majestätsverbrechens schuldig erklärt, Ludwig des gottlosen, ihm aufgedrungenen, die ganze Verfassung des römischen Reiches umstürzenden Eides von dem Pabste entbunden, und der Krieg gegen den Herzog von Benevent, als einen öffentlichen Feind Roms, des römischen Reiches und ganz Italiens einstimmig beschlossen. Wäre der Kaiser jetzt unverzüglich mit seinem Heere vor Benevent gerückt; so würde sicher der Herzog der verdienten Strafe nicht entgangen seyn. Aber ein wichtiges Ereigniß zwang den Monarchen die Ausführung seiner Entwürfe noch auf einige Zeit zu vertagen.

19. Um sich wegen des schmachvollen Verlustes von Bari zu rächen, war ein furchtbares, aus mehr als dreißig tausend Mann bestehendes Sarazenen-Heer so eben in Calabrien gelandet. Bei der gemeinschaftlichen, ganz Unteritalien bedrohenden Gefahr kam natürlicher Weise zwischen den Fürsten von Benevent und Salerno nun wieder ein Bündniß zu Stande. Sie ließen ihre Heere zusammen stoßen, und marschirten mit vereinter Macht den Ungläubigen entgegen, fest entschlossen, Unteritaliens

und ihrer eigenen Länder Schicksal durch eine Hauptschlacht zu entscheiden. Als sie aber die Sarazenen zu Gesicht bekamen, fand Adelchis nach einer vorgenommenen Recognoscirung die Stärke des feindlichen Heeres so bedeutend, und dieses so wohl geordnet, daß er es nicht für rathsam hielt, dasselbe in offenem Felde anzugreifen. Beide Fürsten kamen also mit einander überein, sich blos auf der Defensive zu halten. Jeder sollte zuerst alle festen Plätze in seinem Fürstenthum mit hinreichender Besatzung versehen, und dann alle seine übrigen disponibeln Streitkräfte in seiner Hauptstadt concentriren. — Ueber Salerno brach zuerst das Verderben schwangere Ungewitter aus; und sicher würde von dieser großen und volkreichen Stadt jetzt kein Stein auf dem andern geblieben seyn, wäre nicht schon vor mehreren Monaten der Fürst Weimar von einem gutmüthigen Sarazenen noch zu rechter Zeit gewarnt worden. Dieser Afrikaner hatte vor einigen Jahren von dem Fürsten von Salerno einige Wohlthaten empfangen, und war dankbar genug, um sich seines Wohlthäters auch noch in der Entfernung zu erinnern. Als er daher in seinem Vaterland die großen Zurüstungen zu einer Expedition nach Italien sah, und zugleich erfuhr, daß der Feldzug mit der Belagerung und Zerstörung von Salerno eröffnet werden sollte, gab er einem Bürger von Amalfi, Namens Flurus, welcher sich zufälliger Weise gerade in Africa befand, den Auftrag, unverzüglich nach Italien überzuschiffen, und den Fürsten Waimar von der ihm bevorstehenden Gefahr zu unterrichten. Alles, was in Salerno und in der ganzen Gegend Hände hatte, mußte jetzt an den Festungswerken arbeiten. Ueberall wurden die Mauern ausgebessert, an verschiedenen Orten um vieles erhöht, drei neue, die Front der Mauern bestreichende

Thürme erbauet, die Gräben erweitert, und mehrere wohl verpallisadirte Vorwerke von Erde aufgeworfen, kurz Alles geschah, was Vorsicht und Sachkunde verlangten; und so befand sich nun Salerno, als das feindliche Heer vor den Thoren desselben erschien, in einem trefflichen, vollkommen beruhigenden Vertheidigungszustande. Die Belagerung nahm sogleich ihren Anfang. Nach ihrer Gewohnheit ermordeten die Barbaren zuerst alle außerhalb der Stadt wohnenden wehrlosen Einwohner, und verwüsteten die ganze Gegend weit und breit. Indessen leistete die Besatzung, mit den Bürgern von Salerno vereint, tapfern Widerstand; alle Stürme wurden glücklich zurückgeschlagen, und die Belagerung hatte schon den ganzen Winter über gedauert, als es im Frühjahr dem Sarazenen-Anführer Abdallah einfiel, mit einem Theile des Heeres einen Raubzug in die benachbarten Provinzen zu unternehmen. Schrecklich ward jetzt ein Theil des Gebietes von Neapel, Capua und Benevent verheert. Ueberall wurden Menschen gemordet, Dörfer und Flecken niedergebrannt, die Saaten zerstört, alle Fruchtbäume umgehauen; kurz, Abdallah's Grausamkeit kannte keine Schranken, selbst jene nicht, welche bisher auch der ärgste Wütherich noch nie überschritten hatte. Besonders waren Kirchen und Klöster die vorzüglichsten Gegenstände seiner fanatischen Wuth. Um das, was den Christen das Heiligste ist, recht zu entweihen und zu schänden, war er wahrhaft sinnreich in Erfindung neuer, bisher unerhörter Schandthaten. So z. B. nahm er in dem Capuanischen, in der nach den heiligen Fortunatus und Gajus geweihten Kirche seine Wohnung, ließ auf dem Altar sein Lager aufschlagen, und befahl, daß jede Nacht ihm eines der geraubten christlichen Mädchen gleichsam zum Opfer sei-

ner viehischen Lust sollte herbeigeschleppt werden. Aber nun war auch Gottes Langmuth erschöpft, und als wirklich gleich in der ersten Nacht ein gefangenes Christenmädchen, weinend und Hände ringend, ihm zugeführt ward, und der Unmensch so eben nach dem zitternden Schlachtopfer greifen wollte, lösete sich plötzlich oben in der Kirche ein ungemein schwerer Balken, stürzte herab und zerschmetterte den Wüstling, ohne jedoch das schuldlose Christenmädchen auch nur im mindesten zu beschädigen.

20. Nach Abdallah's Tod wählte das Sarazenenheer den Abul-Melek zu seinem obersten Feldherrn. Eben so tapfer, jedoch weniger grausam, und dabei weit einsichtsvoller und des Krieges kundiger, war dieser Sarazen eben daher auch für Salerno viel gefährlicher, als sein Vorfahrer. In seiner großen Noth wandte sich Waimar nun wieder um Hülfe an Ludwig; schickte auch seinen Sohn Gaifar und seinen Schwager Petrus zu diesem Zwecke an den Kaiser nach Rom. Aber der gutmüthige Monarch, der nun schon so oft die traurige Erfahrung gemacht hatte, daß alle seine Bemühungen für das Wohl der Völker Unteritaliens, und seine größten Wohlthaten stets nur mit dem schwärzesten Undank belohnt würden, war diesmal fest entschlossen, allen diese Fürsten und Städte ihre eigene Kraftlosigkeit, so bald sie sich selbst überlassen wären, recht fühlbar empfinden zu lassen. Ohnehin überzeugt, daß Waimar dem schändlichen Complott von Benevent nicht fremd geblieben, wollte Ludwig jetzt nicht einmal das Angesicht der fürstlichen Abgeordneten schauen, ließ im Gegentheil sie verhaften und schickte beide in das Exil. Seine natürliche, durch nichts zu ermüdende Gutmüthigkeit zwang ihn jedoch bald wieder, sich wenigstens

einigermaßen der unglücklichen Salernitaner zu erbarmen. Seinem Statthalter in Amalfi, dem Herzog Marinus, sandte er daher in Geheim Befehl; wo möglich einige Verstärkung in die belagerte Stadt zu werfen, und die schon seit einiger Zeit von Hungersnoth gequälten Einwohner mit Lebensmitteln zu versehen. Marinus führte zwar diesen Auftrag mit eben so viel Glück als Klugheit aus; aber demungeachtet stieg für Salerno mit jedem Tage die Gefahr. Bei dieser verzweiflungsvollen Lage der schon auf das äußerste gebrachten Stadt entschloß sich endlich der Bischof Landulph von Capua — die einzige edle That, welche die ganze lange Lebensgeschichte dieses unwürdigen Priesters aufzuweisen hat — selbst zu dem Kaiser zu gehen. Er eilte nach Rom, warf sich zu den Füßen Ludwigs, und flehete so lange, bis endlich der gütige Monarch, durch des Bischofs Bitten gerührt, der bedrängten Stadt zu Hülfe zu kommen versprach. Wirklich brach auch Ludwig unverzüglich mit seinem Heere auf. Als er in Campanien angelangt war, erfuhr er, daß nicht weit von Capua ein sarazenischer Heerhaufen von zehentausend Mann eine feste Stellung genommen habe, die Stadt unaufhörlich beunruhige, und ihr ihre Verbindungen nach Außen ungemein erschwere. Gegen dieses Corps detaschirte Ludwig seinen Vetter, den Grafen Günther, einen noch sehr jungen, aber über alle Maßen tapfern und feurigen Ritter. Dieser ging sogleich auf die Sarazenen los, griff sie an, und schlug sie nach einem sehr hitzigen Gefecht in die Flucht. Der ganze, zahlreiche feindliche Heerhaufen ward völlig zersprengt, aber leider auch dieser Sieg mit dem Tode des hoffnungsvollen, aus königlichem Geblüte entsprossenen Jünglings erkauft. — Die Trümmer des bei Capua geschlagenen Corps warfen sich nun

auf das vor Salerno stehende Heer zurück. Aber auch hier fanden die Sarazenen jetzt nur Tod und Verderben. Herzog Adelchis, ermuthigt durch die Annäherung des unter der Anführung des Kaisers herbeieilenden Hülfsheeres, war ebenfalls an der Spitze seiner sämmtlichen Schaaren aus Benevent ausgezogen, und vor Salerno gerückt. Bevor noch der Kaiser angekommen war, griff der Herzog die Feinde an, während Fürst Waimar mit der ganzen Besatzung und allen waffenfähigen Salernitanern einen wüthenden Ausfall machte. Die Sarazenen, deren Muth der Verlust bei Capua schon sehr gebeugt hatte, wurden nicht nur gänzlich geschlagen, sondern sie erlitten jetzt eine vollständige, beinahe noch nie erhörte Niederlage. Kein Sarazen entging dem Schwert der ergrimmten Christen, und arabische Geschichtschreiber gestehen selbst, ihr ganzes Heer habe unter den Mauern von Salerno seinen Untergang gefunden.

21. Ludwig blieb den Winter über (873) in Capua. Durch die Gegenwart des Kaisers und seines Heeres geschützt, hatte Unteritalien jetzt nichts mehr von den Einfällen der Sarazenen zu befürchten. Aber demungeachtet setzte Ludwig seine Zurüstungen fort, ließ neue Werbungen anstellen, und zog verschiedene Truppencorps aus Oberitalien an sich. Die unerhörte, zu Benevent ihm zugefügte Beleidigung hatte Ludwig nicht vergessen. Er glaubte der günstige Zeitpunkt sey da, dem verrätherischen Herzog das ganze Gewicht seiner Macht fühlen zu lassen. Aber obgleich die Vorbereitungen des Kaisers und die Bewegungen seines Heeres in dichtes Geheimniß eingeschleiert waren; so entging deren Zweck doch nicht dem schlauen, auf alles aufmerksamen Adelchis. Er hatte längst schon vorausge-

sehen, daß frühe oder spät sich über seinem Haupt ein furchtbares Ungewitter zusammen ziehen werde. Um es zu zertheilen, schloß er sich noch enger an den Hof von Constantinopel an, erkannte den Basilius für seinen Oberherrn, und versprach, den bisher an den König von Italien entrichteten Tribut in Zukunft dem griechischen Kaiser zu bezahlen. — Auf einmal brach jetzt Ludwig mit seinem Heere auf, und rückte vor Benevent. Von ihren Mauern herab überhäuften die Beneventaner den Kaiser, mit den empfindlichsten Schmähungen, und zwar so oft und mit solcher Frechheit, daß endlich selbst Ludwig die Geduld verlor, und in einer Aufwallung seines Zornes laut schwur, nicht eher von Benevent zu weichen, als bis die Stadt sich auf Gnade und Ungnade würde haben ergeben müssen. Bald änderte jedoch der Kaiser wieder seinen Sinn; denn als er erfuhr, daß eine griechische Flotte von vielen Segeln mit einem zahlreichen Landungsheere in dem Hafen von Otranto eingelaufen sey, auch dabei bedachte, wie wenig er auf die übrigen Fürsten und Städte in Unteritalien, von deren Unzuverlässigkeit er schon so viele Beweise erhalten hatte, sich verlassen dürfe, sah er am Ende wohl ein, daß er etwas Unmögliches unternommen habe. Aber unverrichteter Dinge die Belagerung aufzuheben, würde seine Ehre und seinen kriegerischen Ruhm befleckt, und sie noch länger und zwar mit der gehörigen Thätigkeit fortzusetzen, ihn in einen offenbaren Krieg mit dem griechischen Kaiser verwickelt haben, wovon alsdann höchst wahrscheinlich wieder eine allgemeine Empörung der Städte in Samnien, Campanien und Lucanien, und vielleicht gar auch ein neuer Einfall der Sarazenen die ersten und beinahe unvermeidlichen Folgen gewesen seyn würden. Aus dieser peinlichen Ver-

legenheit zog ihn nun glücklicher Weise der Pabst. Aus eigenem Antriebe, oder vielleicht auch auf einen geheimen Wink des Kaisers, erschien Johann VIII., der dem unlängst verstorbenen Pabste Hadrian auf dem römischen Stuhle gefolgt war, plötzlich in dem kaiserlichen Lager. Schon seit vielen Jahren waren Johann und Adelchis durch das Band inniger Freundschaft mit einander verbunden. Für seinen alten Freund flehete also der Pabst bei dem Kaiser um Gnade, übernahm zwischen dem mit Recht zürnenden Oberherrn und dessen straffälligen Vasallen das Gott so gefällige Geschäft der Vermittelung, ging hierauf mit Bewilligung des Kaisers in die Stadt, kam aber bald darauf, den Adelchis an seiner Seite, wieder in das kaiserliche Lager zurück, und als nun auch der Herzog sich dem Kaiser zu Füßen warf, und um Verzeihung bat, vergaß der gütige Ludwig die empfangene Beleidigung, verzieh dem Adelchis, versprach dessen Empörung nie mehr eingedenk zu seyn, und hob die Belagerung auf *).

*) Ob Benevents Lehnsverband mit dem griechischen Reich nun aufgehoben, und Adelchis wieder ein Vasall des Kaisers und Königs von Italien ward; oder ob das Herzogthum jetzt aufhörte, zu dem italienischen Reiche zu gehören, und den griechischen Kaisern zinsbar blieb; dieß kann nicht bestimmt und mit voller Gewißheit angegeben werden. Das letztere ist jedoch das wahrscheinlichste. Adelchis ward auch bald darauf, eben wegen dieser von ihm vorgenommenen Staatsveränderung, von der fränkischen Parthei — denn nun herrschten zwei Partheien in Benevent, die fränkische und griechische — ermordet. Auch Gaideris, des Adelchis Schwiegersohn und Nachfolger, ward, nachdem er nach einer kurzen Regierung war gestürzt worden, den Franken, denen das beneventanische Volk ungleich geneigter, als den Griechen war, ausgeliefert, und fand nachher, als es ihm gelang, aus der fränkischen Haft zu entkom-

22. Ludwig blieb noch mehrere Monate in Capua, und seine Thätigkeit im Cabinette beschränkte sich von jetzt an blos auf die Verwaltung des obern, durch Carls des Großen Eroberung dem fränkischen Hause zugefallenen Italiens. Leider wußte der verschmitzte, selbstsüchtige Bischof Landulph sich so sehr in die Gunst des Kaisers und der Kaiserin einzuschmeicheln, daß er in allen Geschäften bedeutenden Einfluß gewann, den er jedoch blos zur Beförderung seines Privatinteresses benutzte, und dadurch den Kaiser noch in mancherlei unangenehme Händel verwickelte. Gegen Ende des Jahres ging Ludwig nach Verona, wo zwischen ihm, dem Pabste und dem König von Deutschland eine geheime Unterredung statt hatte. Da der Kaiser keine männlichen Erben hatte; so vermuthet man, die Nachfolge in der Kaiserwürde sey der Gegenstand dieser Verhandlungen gewesen. Den größten Theil des Jahres 874 brachte Ludwig auf seinem Lustschloß Olona zu. Aber nun stand der edle und fromme Monarch schon ganz nahe an dem Ziele seiner oft mit Dornen, aber auch nicht selten mit Lorbern bestreuten Laufbahn. Im folgenden Jahre begab er sich in das Gebiet von Brescia, erkrankte allda im Anfange Augusts, und starb am 12. desselben Monats. Ludwigs entseelter Körper fand anfänglich seine Ruhestätte in der Marienkirche zu Brescia, wohin ihn der Bischof dieser Stadt nach erfolgtem Tode so-

---

men, an dem Hofe von Constantinopel Schutz und die beste Aufnahme. Endlich schickten in der Folge die griechischen Kaiser, die bei der bald nach Ludwigs II. Tod, in Italien herrschenden Verwirrung und Zerrüttung ihre Macht in Unteritalien wieder in etwas zu vermehren wußten, eigene Feldherren nach Benevent, um diese Besitzung, trotz der Abgeneigtheit der Beneventaner, zu behaupten.

gleich hatte bringen lassen. Aber fünf Tage nachher kam der Erzbischof Anspert von Mailand in Begleitung der Bischöfe von Bergamo und Cremona, und deren gesammten zahlreichen Geistlichkeit in Brescia an. Sie erhoben den kaiserlichen Leichnam, ließen ihn einbalsamiren und trugen ihn in feierlicher Procession, unter ununterbrochenem, mit Gebete und Litanien abwechselnden Gesang, und unter dem Zulauf eines zahllosen, den Verlust eines so guten Monarchen laut beweinenden Volkes, nach Mailand, wo er in der Kirche des heiligen Ambrosius beigesetzt ward.

23. Von dem ganzen, so vielfach verzweigten carolingischen Hause war Kaiser Ludwig II. unstreitig der edelste und schönste Sprosse, und gewiß hat auf Würdigung und ehrendes Andenken in der Geschichte kein anderer Carolinger so große und gegründete Ansprüche, wie Er. Seine Tugenden als Mensch und Christ erhielten durch den Schimmer des Diadems nur noch einen höhern Glanz. In Ansehung der oft wahrhaft überfließenden Milde seines Charakters, so wie seines wohlwollenden, stets zum Verzeihen so sehr geneigten Gemüthes, war er ein reiner unverfälschter Abdruck seines Großvaters, Ludwigs des Frommen. Aber wie es kein Licht ohne Schatten gibt, so mußte nun auch ein Theil der Fehler und Schwächen seines Ahnherrn Ludwigs sein Erbtheil werden, und wir dürfen diese um so mehr nur mit der zärtesten Schonung berühren, als sie nicht, wie bei seinem Großvater, oft aus einer gewissen Beschränktheit des Verstandes, oder aus natürlicher Kleinmüthigkeit und geistiger Trägheit entsprangen, sondern offenbar blos die Folgen höherer Tugenden waren. — Besonders große Gaben und ausgezeichnetes Herrschertalent waren dem edeln Ludwig nicht zu Theil geworden, auch hatte, wie es

scheint, die Kunst nie Hand an seine Bildung gelegt, die ohnehin wie seine ganze Jugend in eine Periode fiel, die weder überhaupt große Fähigkeiten zu entwickeln, noch irgend eine seltne Naturanlage zu ihrer vollen Reife zu bringen im Stande war. Ein zweiter Carl der Große paßte damals auch nicht in die unerforschlichen Plane der Vorsehung; wäre es anders gewesen, so würde gewiß die schaffende Allmacht ihn in Ludwig wieder haben aufleben lassen. Derselbe war also blos, aber auch ganz, der Fürst, dessen sein Jahrhundert bedurfte, das heißt, der Fürst, wie Gott ihn jetzt haben wollte, dessen heiliges Gesetz (Religion) ihm während seiner ganzen Pilgerschaft, in trüben wie in heitern Stunden, stets der einzige, ihn sicher leitende Polarstern blieb. Leugnen kann man zwar nicht, daß es Ludwig an Welt- und Menschenkenntniß gebrach; aber gefehlt daran hat es von jeher noch jedem reinen und arglosen Gemüthe; und arglos muß und wird stets jedes Herz seyn, das die ganze Menschheit mit Liebe umfaßt *). Was endlich den eben so ungerechten Vorwurf betrifft, den man Ludwig macht, der Kaiserin nämlich in der innern, wie äußern Verwaltung des Reichs zu vielen Einfluß gestattet zu haben; so möge man doch ja bedenken, und es recht auffassen, daß die Gemahlin eines Fürsten nicht blos das Weib desselben, sondern selbst auch Fürstin seyn muß; und in diesem Falle war es gewiß für Ludwig und das Gesammtwohl des Staates ungleich heilsamer, lieber dem Rath seiner geistvollen, mit männlichem Muthe ausgerüsteten Ge-

*) Sehr schön und sinnig sagt daher der Verfasser der für Ludwig, gleich nach dessen Tod verfertigten Grabschrift gegen das Ende derselben:
»Caesar erat coelo, populus non Caesare dignus«.

mahlin zu folgen, als von irgend einem seiner stolzen, schwungsüchtigen, nur stets ihr eigenes Interesse suchenden, und daher nur zu oft in ihrer Treue schwankenden Großen sich leiten zu lassen *). — Um Italien sind Ludwigs und seiner Gemahlin Engelberga Verdienste groß und unverkennbar, und ihr Werth muß in den Augen der Nachwelt um so höher steigen, als nach Ludwigs Tod sich sogleich auch eine der glücklichsten Perioden in der Geschichte Italiens schließt, und von jetzt an innere Unruhen und anarchische Verwirrung mit allem damit ver-

---

*) In den Sprachen aller civilisirten Völker nennt man eine Fürstin Landesmutter. Es ist aber schwer einzusehen, wie sie in dem wahren Sinne die Mutter ihres Landes und Volkes seyn kann, wenn ihr ganzer Wirkungskreis sich blos auf die Erziehungsstube der fürstlichen Kinder, und zwar nur so lange, als diese noch im Flügelkleide herumlaufen, sich beschränken soll, und es ihr dann in keinem andern Zirkel sich zu bewegen gestattet wird, als nur in dem, welchen die zahllosen, oft ermüdenden Förmlichkeiten des repräsentirenden Hoflebens allenfalls ihr vorzeichnen. — Zu Folge des Buches aller Bücher, in welchem neben der Hauptsache, das heißt, neben der großen Geschichte der unendlichen Erbarmungen Gottes, auch die Elemente alles menschlichen Erkenntnisses gleichsam wie Goldkörner zerstreut sind; zu Folge dieses Buches also schuf Gott das Weib dem Manne zur Gehülfin. Unmöglich kann also den tapfern und frommen Kaiser Ludwig II. auch nur der leiseste Tadel darüber treffen, daß seine edle Gemahlin ihm nun wirklich das war, wozu Gott sie geschaffen, und ihm gegeben hatte. Und wie viele andere Beispiele ausgezeichnet großer Monarchen und Staatsmänner könnte man nicht noch zur Rechtfertigung Ludwigs hier anführen? Heut zu Tage mag es freilich anders seyn; ob aber das Glück und die Ruhe der Völker dabei gewonnen haben, oder nicht, dieß wird unstreitig ebenfalls noch eine andere Frage seyn.

bundenen Elend ebenfalls das Loos der von Carl dem Großen bis an das Ende der Regierung Ludwigs so ruhig gebliebenen italienischen Halbinsel werden *).

*) Die italienischen Geschichtschreiber machen zwar Engelberga eine Menge Vorwürfe. Aber alle ihre Anklagen und Beschuldigungen gehen nur in das Allgemeine, und beruhen auf keiner einzigen bestimmt angegebenen Thatsache. Die Sache ist leicht zu erklären. Diese Geschicht- oder vielmehr Chronikschreiber waren größtentheils Mönche, schrieben innerhalb ihrer engen Klostermauern, entfernt von den Höfen, wie von jedem Geräusche der Welt, und klaubten daher alles zusammen, was das Gerücht und die Sage ihnen zuführten, und was sie doch, vermöge ihrer völligen Unbekanntschaft mit dem Treiben der Welt, weder zu prüfen, noch gehörig zu würdigen im Stande waren. Aber nun ist nichts leichter zu begreifen, als daß die Großen an Ludwigs Hofe, wie auch die Statthalter, Grafen und Markgrafen in den Provinzen, sammt allen höhern Beamten, die Engelbergas scharfen Blick fürchteten, und wohl wußten, daß die Kaiserin ihren Gemahl sogleich aufmerksam darauf machen würde, sobald sie nur von weitem einen Versuch machen wollten, den ihnen vorgeschriebenen Wirkungskreis zu überschreiten, ihrem Unwillen und geheimen Groll gegen die Fürstin in Lästerungen mancherlei Art Luft zu machen suchten, welche alsdann Schwatz- und Schmähsucht überall verbreiteten, und die Leichtgläubigkeit für baare Wahrheit annahm. Solchem Hof-, Stadt- und Landgeklatsch aber muß die Geschichte, weil ihrer unwürdig, durchaus fremd bleiben.

VII.

1. Deutschland und Ludwig der Deutsche. — Unter den drei durch den Vertrag

von Verdün entstandenen carolingischen Reichen war und blieb in dieser Periode Deutschland noch lange das ruhigste und geregeltste, und obgleich auch hier die Verworrenheit schon ziemlich groß war, und es an gefährlichen unter der Asche glimmenden Funken nicht fehlte, begegnen wir doch für jetzt noch *nicht* in Deutschland, wie in den beiden andern *Reichen*, irgend einer in die Augen fallenden Spur einer im Innern gewaltsam gestörten Ordnung. Selbst die damals noch etwas wildern Sachsen schienen Ludwigs wahrhaft an Grausamkeit gränzende Strenge gegen die Stellinga *) schon vergessen zu haben, und der Eindruck, der in den Gemüthern davon zurückgeblieben, machte dieselben nur noch folgsamer gegen die Gebote ihres strengen und *gefürchteten Oberherrn*. Endlich hatte auch in Deutschland die Regierungsform, nicht blos den äußern Umrissen, sondern selbst dem Wesen nach, noch die meiste Aehnlichkeit mit den von Carl dem Großen in dem fränkischen Reiche gemachten Einrichtungen. Der König war immer noch Herr im wahren Sinn des Worts. Mit dem Verlust aller seiner Krongüter hatte er bis jetzt die Großen seines Reiches sich zu erkaufen nicht nöthig gehabt. Zu solcher Ungebühr

*) Die von Kaiser Lothar — (Man sehe den 19. Band der Fortsetzung Abschnitt. 17. §. 3.) — in Sachsen zur Empörung aufgemunterten kleinen Freien, Latten, Hörige rc. hatten sich den Namen Stellinga beigelegt, das heißt, alte ächte Sachsen, welches sie jetzt nicht blos der Herkunft nach, sondern ausschließlich auch deswegen wären, weil sie wieder die Religion, Gesetze, Gebräuche und alle andern alten Einrichtungen ihrer Vorfahren hätten. — Uebrigens sind über die wahre Deutung des Wortes Stellinga die Meinungen der Gelehrten sehr verschieden. Die hier angegebene scheint uns die wahrscheinlichste.

wie in Frankreich und zum Theil auch in Lotharingien, hatte man in den deutschen Ländern die Erblichkeit der Aemter und Würden noch nicht ausgedehnt, und das Lehnwesen war ebenfalls noch nicht, wie in jenen Ländern, durch so viele, die Grundlagen einer Monarchie untergrabende, und alle Ordnung im Innern zerstörende Mißbräuche entstellt. Nebst den Bisthümern, Abteien und andern reichen Pfründen hatte Ludwig also auch noch Statthalterschaften, Grafschaften und Markgrafschaften zu vergeben. Dadurch machte er die Großen seines Reiches, wie den hohen Clerus, von sich abhängig; und obgleich die gesetzgebende Gewalt in den Händen der Nation, das heißt, des Adels und der Geistlichkeit lag *); so beschränkte sich dieselbe auf den

*) Eigentliche Reichstage (**Placita**) wurden nur zweimal im Jahre gehalten. Der Erstere im Frühjahre oder Anfang des Sommers erinnerte an die alten März- und Mai-Felder; der andere im Spätjahre, oder Anfang des Winters. Dieser letztere war minder zahlreich, auch wurden auf demselben blos die das nächste Jahr auf dem Reichstag im Frühjahre vorzutragenden Gegenstände einstweilen vorbereitet. Aber auf dem Erstern wurden alle wichtigen Angelegenheiten des Reichs verhandelt; auch versammelte sich auf demselben der ganze höhere Adel, alle Gemeinfreien, und die gesammte Geistlichkeit; und zwar die Einen wie die Andern mit ihrer ganzen Arimanie, das heißt, dem Gefolge aller ihrer wehrhaften Männer: so daß ein vollständiges, zahlreiches Heer beisammen war; daher Carl der Große gewöhnlich nach einem beendigten Reichstage sogleich auch den Feldzug eröffnen konnte. Um jedem Anwachs einer Adelsaristocratie vorzubeugen, begünstigte Carl der Große den Einfluß der Gemeinfreien auf den Reichstagen, und gestattete ihnen auch, durch Deputirte auf denselben zu erscheinen. Indessen wurde die Anzahl der Gemeinfreien durch den immer un-

Reichstagen, die ohnehin der König, wann und wohin er wollte, zusammen zu berufen das Recht hatte, immer noch blos auf Bestätigung der von dem Monarchen vorgelegten Gesetzentwürfe, und auf Genehmigung aller übrigen königlichen Anträge und Foderungen. Diese Stabilität und innere Ruhe hatte Deutschland unstreitig Ludwigs gerechter und gemäßigter Regierung zu danken, zum Theil auch dem ernsten, ruhigen, störendem Einfluß sich nicht so leicht öffnenden, treuen deutschen Sinne, bis endlich auch diesen der Söhne Ludwigs empörerische Versuche gegen ihren Vater hie und da wankend machten.

---

erträglicher werdenden Druck des Heerbannes, besonders während der langen carolingischen Familienkriege, ungemein vermindert, indem viele, vorzüglich jene, welche sich durch die Heereszüge theils gänzlich, theils auch nur zur Hälfte zu Grunde gerichtet hatten, ihre Freiheit aufgaben, und hörig wurden. Als aber gar die Grafen und Statthalter, durch häufigen Ankauf von Grundstücken, in ihren Provinzen die ersten und bei weitem reichsten Grundeigenthümer geworden waren, dabei auch ihre amtliche Macht ganz ungemein erweitert, und die Könige sie größtentheils erblich gemacht hatten; so entstand zwischen diesen Großen und Mächtigen (dem hohen Adel) und den ohnehin nicht mehr sehr zahlreichen Gemeinfreien ein solches Mißverhältniß an Macht, Reichthum und Ansehen, daß die Letztern, und zwar ohne allen äußern Zwang, entweder freiwillig ihr Stimmrecht den Grafen und Statthaltern ihrer Provinzen übertrugen, oder doch wenigstens deren Meinungen und Anträgen auf den Reichstagen ohne allen Widerspruch sich fügten; daher auch der Erzbischof Hincmar von Rheims sagt, daß auf den großen Reichstagen nicht nur die Großen, sondern alle freien Leute, wenn diese **nämlich wollten**, erschienen; die Erstern um **Verordnungen zu machen**, die andern um sie **anzuneh**-

2. Eben so beruhigend war auch Deutschlands Lage nach außen. Von den Normännern, dieser damals allgemeinen Geißel aller europäischen Länder, blieb es größtentheils befreit. Die deutsche Nordküste, wo eine stets huldlose Natur den Schweiß des Landmanns nur kärglich lohnt, bot den Normännern bei weitem nicht solche reiche Beute, wie die Küstenländer Frankreichs und Lotharingiens, oder die fruchtbaren Ufer der Seine, Loire, Garonne 2c. Auch waren die Bewohner der nördlichen Küste Deutschlands wehrhafte, noch kampflustige Männer; und den Normännern gefiel es nur in solchen Gegenden zu rauben und zu plündern, wo sie wußten, daß die Feigheit der Einwohner ihnen ungestraft zu rauben und zu morden erlaubte. In dem Jahre 845 ward zwar, wie die Leser sich aus dem Leben des heiligen Anscharius erinnern werden, Hamburg von den Normännern überfallen und völlig zerstört. Als es ihnen aber einfiel, die Elbe weiter hinaufzufahren, um auch das südliche Ufer des Stroms zu plündern und zu verwüsten, fiel ein Haufe tapfrer Sachsen, unter der Anführung des Herzogs oder Grafen Cobbo über sie her, schlug sie in die Flucht, jagte ihnen den größten Theil des gemachten Raubes wieder ab, und benahm ihnen auf lange Zeit zum Wiederkommen die Lust. In dem folgenden Jahre erschienen daher auch schon normännische Abgesandte auf dem Reichstage zu Paderborn, und bald darauf erfolgte ein förmlicher unter der Vermittelung des heiligen. Ansgars mit den Dänen

---

men. (Hincm. epist. c. 32. bei Duchesne T. 2.) Auf diese Art ward nun endlich, und zwar ohne alle Usurpation von Seite der Großen, die Nation blos von dem Adel und der hohen Geistlichkeit, den Erzbischöfen, Bischöfen und Aebten repräsentirt.

zu Stande gekommener Friede. Aber dafür mach- ten die Deutschland östlich wohnenden slavischen Volksstämme, Sorben, Obotriten, Böhmen, Mäh- rer rc. König Ludwig desto mehr zu schaffen. Seine ganze Regierung hindurch hatte er mit diesen Völ- kern zu kämpfen, und, obgleich oft nur mit wech- selndem Erfolge, behielt er in der Hauptsache doch stets ein entschiedenes Uebergewicht.

3. In diesen, größtentheils ziemlich günstigen Verhältnissen ward es Ludwig immer mehr möglich, einen Theil seiner Aufmerksamkeit, obgleich nicht un- unterbrochen, auch der innern Administration seiner Länder zuzuwenden. Er durchreißte mehrmals alle Provinzen seines Reiches, besonders Sachsen, Thü- ringen und Franken, entzog sich nirgends dem Blicke seiner Unterthanen, hörte ihre Klagen, steuerte den Bedrückungen der Beamten, linderte, wo er hinkam, die Lasten des Volks, machte manche weise, zeitge- mäße Verordnung, und gewann dadurch die Liebe und das Zutrauen seiner Völker, besonders der Sachsen, die nun immer mehr anfingen, sich als Deutsche, und die Deutschen als ihre Brüder zu be- trachten. Eben so arbeitete er auch viele Jahre mit unermüdetem Eifer an der Erhaltung der Ei- nigkeit unter seinen beiden Brüdern, wohl einsehend, daß ein abermaliger blutiger Familienzwist das un- vermeidliche Grab der königlichen Macht, und viel- leicht sogar jetzt schon der Untergang dieser beiden Linien des carolingischen Hauses seyn würde. Hät- ten Lothar und Carl ihres Bruders einfache, jedem gesunden Menschenverstand sich von selbst darbietende Grundsätze, und dabei dessen Mässigung und Gerad- heit getheilt, mithin, mit Beseitigung aller in das Weite und Blaue gemachten Entwürfe, blos die Regeneration ihrer Staaten und die Wiederherstel-

lung der königlichen Gewalt zu dem ausschließlichen Gegenstand ihres Strebens gemacht, sich dieser Idee mit voller Kraft hingegeben; so hätte wahrscheinlich, da die alte Verfassung wenigstens dem todten Buchstaben nach noch immer bestand, auch jetzt bald wieder ein neuer kräftigerer Geist die noch nicht völlig zerbrochenen Formen, und nicht gänzlich erstorbenen Trümmer des fränkischen Reiches auf das neue wieder belebt; und die tiefste Erniedrigung, völlige Verarmung, Elend und schmachvolle Erlöschung würde nicht schon nach ein paar Generationen das Loos des ganzen Hauses des großen Carls geworden seyn. Aber Lothar und Carl waren nicht die Fürsten, die, da nun nach und nach das ganze Abendland ein wilder Tummelplatz zügelloser Gewaltthaten und gährender Leidenschaften ward, solchen großen und furchtbaren Krisen eine eben so gefürchtete und große Persönlichkeit hätten entgegen setzen können; und endlich ward ja sogar auch noch unser Ludwig, wie wir in der Folge sehen werden, gleichfalls durch die Erbsünde der ersten Carolinger, nämlich durch Ländergier, verführt, an sich selbst und seinen frühern, edlern Grundsätzen zum Verräther.

4. Gleich den Normännern und Sarazenen, war auch den slavischen Völkern die Zerstückelung des großen fränkischen Reiches ein Gegenstand gerechten Jubels. Ein leichtes schien es ihnen jetzt, sich auf immer der fränkischen Oberherrschaft zu entziehen; und wären wirklich diese Volksstämme klug genug gewesen, sich sämmtlich in einen allgemein großen Völkerbund zu vereinigen; so würde dieser für Deutschland noch ungleich gefährlicher geworden seyn, als es jetzt die Normänner für Frankreich und die Sarazenen für Italien waren. Aber

nur vereinzelt wagten die Slaven diesen kühnen Versuch. Gozomiuzil, König der Obotriten, war der erste, der viel zu frühe, höchst unvorsichtig schon in dem Jahre 844 den Frieden brach. Ludwig zog ihm entgegen, schlug ihn in einer mörderischen Schlacht, und unterwarf sich das ganze Land. Er zerstückte es in mehrere Theile, und setzte diesem Herzoge und Grafen aus einem andern slavischen Stamme; indem Gozomiuzil und beinahe alle seine Großen in dem blutigen Treffen waren erschlagen worden. Zu Folge einiger Chronisten unternahm Ludwig jetzt auch einen Zug nach Böhmen und Pannonien, um die dort wie überall gährenden Gemüther durch seine Gegenwart zu beruhigen und im Gehorsam zu erhalten. Wie es scheint, befand sich der König gerade in diesen Gegenden, als die Normänner Hamburg zerstörten. Um ähnliche Angriffe von seinen nördlichen Grenzen abzuwehren, eilte Ludwig mit seinem Heere nach Sachsen, hielt in der, an Carls des Großen ruhmvolle Thaten so sehr erinnernden Stadt Paderborn einen Reichstag, auf welchem außer den Gesandten seiner beiden Brüder, auch jene der Normänner, Bulgaren, einiger slavischen Völker und vierzehn böhmische Oberhäupter (Duces) erschienen, die Ludwig huldigten, Christen zu werden begehrten, und sammt ihrem zahlreichen Gefolge wirklich die heilige Taufe erhielten. Ludwig hatte eine um so größere Freude darüber, als längst schon, und noch vor Carls des Großen Zeiten, der Uebertritt zur christlichen Religion für die übertretenden Völker stets auch ein Anknüpfungspunkt an das fränkische Reich war, mithin Ludwig jetzt mit Grunde hoffen konnte, daß die Annahme des Christenthums so vieler böhmischer Häuptlinge dieses Land nun noch viel enger an ihn und seine Deutschen fesseln würde. Mit völligem Vertrauen

auf der Böhmen Treue unternahm daher der König mitten durch das böhmische Land einen Zug nach Mähren. Schon unter Carl dem Großen war das Christenthum in Mähren eingeführt worden. Es stand unter fränkischer Hoheit. Nach dem Tode des mährischen Königs Moimar war ein Streit über die Nachfolge in der Regierung entstanden; und Ludwig war jetzt dahin gekommen, um diesen Streit zu schlichten. Er ernannte den Rastitz, des verstorbenen Moimars Neffen, zum Herzog von Mähren, und ordnete mit königlicher Machtvollkommenheit alle Angelegenheiten des Landes. Aber auf einmal empörte sich jetzt Böhmen. Das ganze Land stand unter den Waffen, und ein furchtbares böhmisches Heer bedrohete die Deutschen in ihrem Rücken. Ludwig sah sich zu schleunigem Rückzug gezwungen, schlug sich auch mit ungemeiner Tapferkeit durch die böhmischen Schaaren hindurch, jedoch nicht ohne sehr bedeutenden Verlust, selbst an den angesehensten Herren in seinem Heere *).

5. Das den Böhmen so vollkommen gelungene Wagestück ermuthigte alle übrigen slavischen Völker zu ähnlichem Erkühnen. Drohender ward überall ihre Stellung und trotziger ihre Sprache.

---

*) Die bertinianischen Annalen sagen, Ludwig sey von den Böhmen geschlagen worden. Die fuldaischen Jahrbücher sprechen aber nur von einem, mit großem Verlust verbundenen Rückzug. Indessen ist dieser bisweilen schlimmer, als ein verlornes Treffen. Man kann sogar oft noch mehr Leute dabei verlieren, als eine verlorne Schlacht gekostet haben würde. Auch wird der Feind dadurch nur noch muthiger und trotziger, indem er es mit Recht als einen Beweis betrachtet, daß man es gar nicht wagen zu dürfen glaube, ihm ein Treffen zu liefern.

Ludwig mißkannte nicht das Bedenkliche seiner Lage, und überzeugt, daß es mehr als einen sehr ernsthaften Feldzug erfodern würde, um die slavischen Nationen, wo nicht sich völlig zu unterwerfen, doch wenigstens in den bisherigen abhängigen Verhältnissen zu erhalten, war er nun darauf bedacht, durch wohlberechnete, und zu rechter Zeit noch getroffene strategische Vorkehrungen seinen Waffen so viel möglich in dem nächsten Feldzug den Erfolg zu sichern. Aus diesem Grunde errichtete er gegen die westlich und nördlich von Böhmen wohnenden Sorben eine Mark, und ernannte den Thaculf, einen der angesehensten Großen seines Hofes zum Markgrafen oder Herzog. Die neue sorbische Mark lag zwischen Böhmen, dem obern Main, der Sale und der Mulde. Mit Bestimmtheit können ihre Grenzen nicht angegeben werden. Aber in Ansehung des Markgrafen, den er ihr vorsetzte, hätte Ludwig keine bessere Wahl treffen können. Des Krieges kundig, dabei tapfer und entschlossen an der Spitze eines Heeres, zeigte er eben so viele Einsicht, Milde und Gerechtigkeitsliebe in der Verwaltung einer Provinz; und da er in seinen Feldzügen gegen die Slaven den Charakter, die Gesetze, Sitten und Gebräuche dieser Völker kennen gelernt hatte; so war er ganz dazu geeignet, nicht nur durch seinen wohl errungenen Waffenruhm und die Furcht seines Namens die Sorben von jedem feindlichen Unternehmen zurückzuschrecken, sondern auch durch sein verständiges, mildes und gerechtes Betragen das Zutrauen und die Liebe dieser Völker zu gewinnen. Ludwig bekleidete ihn daher auch mit ganz ungewöhnlicher, beinahe unumschränkter Gewalt. Alle Grafen in Franken und Thüringen waren ihm untergeordnet, und der tapfere, redliche Thaculf war nun der eben so

geachtete, als gefürchtete Schirmvogt von Deutschlands gesammter östlichen Grenze.

6. Obgleich Böhmen jetzt für Deutschland auf einige Zeit wieder verloren war; so eilte doch Ludwig nicht sehr, dieses Volkes Treulosigkeit — so nannten es wenigstens die Deutschen; die Böhmen hatten freilich ein ganz anderes Wort dafür — zu bestrafen. Dringende Verwaltungsgeschäfte, Ludwigs Sorgfalt für die Erhaltung der Einigkeit unter seinen Brüdern, dann mehrere in Deutschland ausgebrochene, jedoch nicht sehr bedeutende Unruhen, wie z. B. die Auflehnung der Vasallen des Erzstifts Mainz gegen den damaligen Erzbischof Rabanus Maurus, und endlich die leider damals in der deutschen Kirche herrschende Verwirrung hielten ihn über zwei Jahre in seinem Reiche zurück. Aber in diesen friedlichen Beschäftigungen störten ihn bald wieder der Böhmen feindliche Bewegungen auf der Grenze. Stolz gemacht durch die, vor ein paar Jahren über Ludwig errungenen Vortheile, mithin nicht mehr zufrieden, ihre verlorne Unabhängigkeit wieder erkämpft zu haben, erlaubten sich jetzt die Böhmen sogar Einfälle in das deutsche Gebiet. Ludwig schickte gegen sie seinen Sohn, Ludwig den jüngern, mit einem nicht sehr zahlreichen, aber gut geführten Heere. Dieser Feldzug, eben so glorreich als kurz, war schon nach wenigen Wochen beendiget. Die Böhmen wurden in mehreren Gefechten geschlagen. Es entsank ihnen der Muth. Sie bequemten sich Geißeln zu stellen, und König Ludwig hatte das Vergnügen, auf dem, gegen das Ende desselben Jahres (848) zu Mainz unter dem Vorsitze des Erzbischofes Raban gehaltenen Concilium, welchem auch der König beiwohnte, böhmische Abgeordnete zu sehen, welche um Frieden baten, und ihn auch erhielten.

Zu diesem glänzenden Waffenerfolg des jüngern Ludwigs trugen des Vaters weise Vorkehrungen in Errichtung einer sorbischen Mark nicht wenig bei. Thaculf verhinderte die Sorben, an dem Kampf theilzunehmen, deckte dadurch dem deutschen Heere den Rücken und die linke Flanke, sicherte alle Operationen desselben, und diente ihm im Falle eines Rückzuges zum Stützungspunkte.

7. Aber so wenig als eine verlorne Schlacht vermochte auch ein mißlungener Feldzug die Böhmen aus ihrem süßen Traum von Freiheit und Unabhängigkeit aufzuschrecken; und schon im folgenden Jahre mußte Ludwig wieder gegen die Böhmen zu Felde ziehen. Diesmal wollte er sich selbst an die Spitze seines Heeres stellen; aber zum Glück für die Feinde hielt ihn eine Krankheit zurück, und er übertrug den Oberbefehl über das Heer dem bayerischen Grafen oder Herzog Ernst. Der König hatte ein allgemeines, strenges Aufgebot erlassen, das Heer war mithin sehr zahlreich, und eine Menge Grafen, Herren und Aebte fanden sich bei demselben ein. Da es jetzt auf etwas sehr Ernstes und Bleibendes, nämlich auf Bezwingung und völlige Unterwerfung der böhmischen Slaven angesehen war; so stieß auch Thaculf mit seinen Scharen zu dem königlichen Heere, jedoch ohne allen Anspruch auf Heerführers Stelle, blos als Freiwilliger den Fahnen des Oberfeldherrn folgend. Wie gewöhnlich hatte die große Gunst, in welcher Thaculf bei seinem Könige stand, auch längst schon den Neid geweckt, und dieser wollte dem edeln Markgrafen an dieses Feldzuges glänzendem Erfolge, woran keine Seele im Heere mehr zweifelte, durchaus auch nicht den kleinsten Antheil lassen. Thaculfs Meinung ward daher nie beachtet, keiner seiner Vorschläge

genehmiget, und was geschah, ward größtentheils gegen Thaculfs Rath und bessere Einsicht unternommen. Die Böhmen, geschreckt durch die Stärke des gegen sie anrückenden Heeres, hatten in einer sehr festen Stellung sich bis an das Kinn verschanzt. Mit der Einsicht eines wackern, aber auch nur blos wackern Reitersmannes beschlossen Herzog Ernst und dessen Unterfeldherren, ohne den Thaculf darum zu befragen, die feindlichen Verschanzungen auf ihrer ganzen Fronte anzugreifen. Wäre Ludwig bei dem Heere gewesen; gewiß hätte er es anders gemacht, und so ward nun auch sein Heer nach langem und blutigem Gefecht mit vielem Verlust von den Böhmen zurückgeschlagen. Indessen hatten jedoch auch die Deutschen ungewöhnliche Proben von Tapferkeit abgelegt, und die Böhmen, in bangem Zweifel, ob sie auch einen zweiten, nicht minder wüthenden Angriff eben so glücklich zurückschlagen würden, beschlossen das Gewisse dem Ungewissen vorzuziehen, sandten daher Abgeordnete in das deutsche Lager, um sogleich einstweilen einen Waffenstillstand abzuschließen, und dann über das Weitere gütlich zu unterhandeln. Wie es scheint, stand Thaculf bei allen slavischen Völkern in ehrenvollem Rufe. Nur mit ihm wollten daher auch jetzt die böhmischen Gesandten unterhandeln, denn, sagten sie, er sey besser wie jeder andere mit ihrer Verfassung, ihren Rechten und Gebräuchen bekannt, dabei ein grundredlicher Mann, der das Zutrauen aller benachbarten Völker verdiene. Thaculf hatte in der letzten Schlacht durch einen Pfeil eine sehr schmerzhafte Wunde am Knie erhalten. Als ihm aber die Ankunft böhmischer Gesandten gemeldet ward, achtete er nicht mehr seiner Wunde, setzte sich zu Pferde, und gab in dieser kriegerischen, der slavischen Sitte angemessenen Haltung den Abgeordneten Audienz. Die Vor-

schläge der Böhmen waren sehr annehmbar; auch erboten sie sich auf der Stelle Geißeln zu geben. Thaculf gab ihnen also eine sehr beruhigende Antwort mit dem Versprechen, ihre Anträge sogleich dem Oberfeldherrn bekannt zu machen. Unverzüglich begab er sich demnach zum Herzog. Ein Kriegsrath ward auf der Stelle zusammen berufen. Thaculf gab den Rath, die billigen Vorschläge des feindlichen Heeres ohne weiteres Bedenken anzunehmen. Aber dies war schon hinreichend, daß alle übrigen einer ganz andern, entgegengesetzten Meinung waren. Ludwigs beneideter Günstling sollte nun einmal an dem ruhmvoll beendigten Feldzug durchaus keinen Antheil haben. Ohne ihm also etwas davon zu sagen, kamen sie mit einander überein, die Böhmen, die wegen der angeknüpften Unterhandlungen sich keines Ueberfalls vermuthen würden, in nächtlicher Stunde plötzlich zu überfallen; und gleich in der darauf folgenden Nacht ward wirklich dieser ehrlose Beschluß zur Ausführung gebracht. Aber nun entflammten auch die Böhmen über der Deutschen Treulosigkeit in furchtbaren Zorn. Ihre grenzenlose Wuth gab ihnen übermenschliche Kräfte. Sie schlugen nicht nur Ludwigs Heer mit ungeheuerm Verlust zurück, sondern gingen jetzt selbst aus ihren Verschanzungen heraus, verfolgten die Fliehenden bis an deren eigenes Lager, und umringten dasselbe von allen Seiten. Als das bayerische Heer sich in seinem eigenen Lager belagert sah, verlor es allen Muth und alles Zutrauen zu sich und seinen Anführern; dem wüthenden Andrang der im höchsten Grade aufgeregten, zornmüthigen Böhmen glaubte es nicht länger widerstehen zu können, und begehrte einstimmig den Abschluß eines gütlichen Vergleichs. Abgeordnete eilten also in das böhmische Lager, und nun erbot man sich, Geißeln denen zu geben, von

welchen Geißeln zu empfangen man noch vor vier- undzwanzig Stunden so trotzig verschmäht hatte. Aber die erbitterten Böhmen hatten dem ganzen Heere den Untergang geschworen. Nur mit größter Mühe kam also ein Vergleich, und zwar einer der schimpflichsten, die je noch abgeschlossen wurden, zu Stande. Die Deutschen mußten nicht nur ihr gan- zes Gepäck, alle Pferde und Wagen, sondern selbst ihre Waffen dem Feinde übergeben; sogar die Wege, die sie einschlagen, und die Zahl der Mei- len, die sie täglich zurücklegen sollten, wurden ihnen genau vorgeschrieben; und so ward nun das ent- waffnete, mit unerhörter Schmach bedeckte deutsche Heer von den siegtrunkenen, jubelnden Böhmen un- ter ununterbrochenem Hohne und lautem Gespötte bis an die Grenzen seines Gebietes geleitet *).

*) Die fuldaische Chronik drückt sich über diese Nieder- lage der Deutschen in ungleich mildern Worten aus, als die bertinianischen Annalen. Der Grund dieser Verschiedenheit ist leicht zu errathen. Die Verfasser der bertinianischen Jahrbücher waren Franzosen, die dasjenige ganz gerade und unumwunden erzählten, was die Fuldaer aus einer sehr verzeihlichen Vorliebe für ihre Nation beschönigen zu müssen glauben konnten. Uebrigens drücken sich hier die **Annal. Bertin.** wie gewöhnlich wieder sehr kurz aus: „**qui (exercitus) turpiter profligatus, quid dispendii sibi absentia Ducis intulerit, cadendo fugiendoque expertus est.**“ In diesen Worten schien uns aber alles das enthalten, was wir hier oben etwas umständlicher und specifischer auseinander setz- ten. Da das deutsche Heer, das so **turpiter pro- fligatus** war, nicht in einem Athemzuge mitten aus dem Böhmerlande bis an die deutsche Grenze laufen konnte; so mußte nothwendig erst ein Vergleich mit den Böhmen abgeschlossen werden, und da ist es nun ganz natürlich, daß die Sieger die härtesten Bedingungen vorgeschrieben haben werden, die man

nach damaliger Kriegssitte einem völlig geschlagenen, der Willkühr seines Feindes gleichsam schon preisgegebenem Heere vorzuschreiben pflegte, nämlich Auslieferung alles Gepäckes, aller Pferde und Waffen. — Daß den Zurückgehenden die Marschroute vorgezeichnet ward, dies gestehen selbst die Fuldaer: „ut illaesi ab hostibus, et via tantum publica pergentes etc. Sie durften also weder rechts noch links von der Heerstraße abweichen; und damit dieses auch nicht geschehe, und überhaupt kein Unfug im Lande mehr verübt werde, mußte natürlicher Weise wenigstens ein sehr beträchtliches Corps Böhmen die Zurückziehenden bis an ihre Grenzen begleiten. — Wir wurden in der hier oben gegebenen Deutung jener bertinianischen Stelle um so mehr bestärkt, als auch der gelehrte und scharfsinnige Herr Professor Luden sie auf ähnliche Weise interpretirt zu haben scheint.

8. Aus der wahren Ursache dieser unerhörten Niederlage wird wahrscheinlich Thaculf seinem Herrn kein Geheimniß gemacht haben. Ludwig gab also auch Böhmen nicht für immer verloren. Indessen mußte er doch für jetzt die seinem Heere angethane Schmach geduldig hinnehmen; denn eine schreckliche Hungersnoth, deren nächste unmittelbaren Folgen gewöhnlich Pest und mörderische Seuchen sind, brachte in dem folgenden Jahre (850) über Ludwigs Reich ungemein große Noth und Drangsale jeder Art. Alle mit dieser schrecklichen Landplage stets verbundene schauerliche Scenen erneuerten sich nun auch wieder in ganz Deutschland. Mütter mit ihren, an vertrockneten Brüsten liegenden Säuglingen fielen todt auf den Straßen nieder, während andere, durch nagenden Hunger bis zum Wahnsinn gebracht, ihre eigenen Kinder tödteten, um ein werthloses Leben noch auf wenige Tage, oder höchstens auf ein paar Wochen zu fristen. Ueberall erblickte man nichts

als Jammer und grenzenloses Elend. Aber um so schöner und in desto größerm Glanze entfaltete sich auch jetzt wieder in dieser drangvollen Zeit der liebevolle Charakter unserer heiligen Kirche, dieser stets nicht blos um das geistige, sondern auch zeitliche Wohl ihrer Kinder so zart besorgten Mutter. Blos allein der Erzbischof Raban von Mainz speißte täglich dreihundert Menschen. Um seinen leidenden Brüdern zu Hülfe zu kommen, war ihm kein Opfer zu schwer, und der sonst so ernste und strenge Mann zerfloß jetzt ganz in Liebe und himmlischer Milde. Aehnliche Werke evangelischer Barmherzigkeit übten auch Deutschlands übrige Bischöfe, besonders die Abteien und Klöster. Wie sonst in Worten, predigten sie jetzt in ihren Handlungen Jesum Christum, und den Geist seiner, nichts als Liebe zu Gott und den Menschen athmenden Religion; und man kann ohne Uebertreibung behaupten, daß ohne das thätige, wirksame und so unendlich wohlthätige Einschreiten der gesammten höhern wie niedern Geistlichkeit Deutschland damals das weite Grab von mehr als der Hälfte seiner Bevölkerung hätte werden müssen *).

*) Als man in unsern Tagen alle Höhen des christlichen Lebens stürmte, jede Sions-Burg plünderte und zerstörte, und das neue, christliche Jerusalem mehr als zur Hälfte wieder in einen Steinhaufen verwandelte, hörte man unaufhörlich von allen Seiten: „wozu den Kirchen, Stiftern und Klöstern, wozu überhaupt der Geistlichkeit dieser Reichthum?" — Wären die Fragenden reinen Willens und lautern Herzens gewesen; so hätten sie in der Geschichte am Anfange, wie in der Mitte und am Ende eines jeden Abschnittes auf ihre Frage eine völlig erschöpfende Antwort finden können. Welchen Gebrauch z. B. der römische Stuhl von seinen Schätzen und Einkünften von den ältesten Zeiten bis jetzt un-

unterbrochen machte, davon haben wir in dem Laufe dieser Geschichte, und schon wieder selbst in diesem Bande eine Menge befriedigender Aufschlüsse erhalten; und wozu alle die andern über den Erdkreis zerstreuten Kirchen ihre Reichthümer, wenn sie wirklich dergleichen hatten, von jeher verwendeten, darüber gibt die specielle Geschichte jedes Landes in jedem Jahrhundert nicht minder genügende Belehrung. Gerade so, wie in jener schrecklichen Hungersnoth unter der Regierung Ludwigs des Deutschen, war auch in allen calamitösen Zeiten das Kirchengut stets ein Gemeingut der leidenden Menschheit; und wie oft nahmen nicht in Zeiten großer Noth, besonders in Kriegsnöthen die Völker und ihre Beherrscher zu den Ersparnissen der großen wie kleinen Stifter, der reichen Abteien, wie der weniger bemittelten Klöster ihre Zuflucht? und obgleich diese bisweilen wiederholt und ziemlich stark in Anspruch genommen wurden, ging doch immer jeder, der sich an sie wendete, mit gefüllten Händen, und nie einer leer dabei aus; und dieselben kirchlichen Institute und religiösen Corporationen, die diese Hülfe leisteten, waren es ebenfalls wieder, die auch in ganz ruhigen, gewöhnlichen Zeiten über jede Gegend, in der sich ihrer einige befanden, überall weit umher alle Fülle des Segens verbreiteten, jede Art der Industrie, besonders die des Landmanns kräftig unterstützten, Künste und Wissenschaften beförderten, täglich eine zahllose Menge vorüberziehender Armen speisten, die schöne, in den ersten Zeiten der Christenheit unaufhörlich und dringend empfohlene Tugend der Gastfreiheit so wohlwollend und menschenfreundlich übten, und endlich nicht blos ächter Frömmigkeit, sondern überhaupt jedem Unglücklichen, jedem Gedrückten und Lebensmüden eine freundliche Zufluchtsstätte und einen sichern Hafen gegen alle Stürme des, besonders jetzt nichts als Unglaube, Thorheit und Verruchtheit ausschäumenden Weltlebens darboten. — Sogar das uralte, gleich einem ächten, auch nicht durch den mindesten Zusatz verfälschten Goldstücke, so viele Jahrhunderte hindurch unter allen

Umständen, war es für Ludwig und sein Reich noch

Volksstämmen deutscher Zunge in Umlauf gesetzte und darin erhaltene Sprichwort: „unter dem Krummstab ist gut wohnen," fand auf jedes auch noch so einsame, auf dem Felde oder einer Anhöhe stehende Kirchlein seine volle Anwendung *). Jetzt gibt

---

*) In des schon einigemal rühmlichst erwähnten Herrn von Koch-Sternfelds größeren und kleineren Staatsschriften finden sich darüber eine Menge der trefflichsten, gleich Goldkörnern, zerstreuten, aus der Landescultur-Geschichte und eigener Erfahrung gesammelten, Bemerkungen. So war z. B. jedes auf dem Felde in einiger Entfernung vom Dorfe stehende Kirchlein ein Wallfahrtsort. Einfache, nach Weise ihrer Väter fromme Landleute wallten zu gewissen Zeiten dahin und legten dann gewöhnlich eine kleine Gabe, als ein Gott wohlgefälliges Opfer auf dem Altare nieder. Von diesen Gaben wurden nun nicht blos die zu dem ohnehin an solchen Orten nur höchst seltenen Gottesdienst erforderlichen Bedürfnisse angeschafft, sondern es blieb auch überall noch ein kleiner Rest von 25 bis 50 fl. in der Kasse zurück. Wenn nun ein armes Bäuerchen aus der Gegend zum Betrieb seines beschränkten, ärmlichen Hauswesens zehen oder fünfzehn Gulden nöthig hatte, die jetzt dem Armen dasselbe waren, was dem Reichen in seiner Verlegenheit fünfhundert oder gar fünftausend Gulden seyn würden, so wandte er sich an den Vorstand des Kirchleins und erhielt ohne Zinsen oder höchstens nur zu einem Procent die etlichen Gulden oder Thaler, deren er bedurfte. Froh und Gott dankend ging er nun nach Hause und an seine Arbeit; und da es im ganzen Lande und in allen Gegenden eine Menge solcher Kirchlein gab; so waren dieselben alle zusammengenommen, für die gewiß nicht unbedeutende ärmere Klasse der Landleute eine ungemein erwünschte, ihnen stets offene und zum Helfen bereit stehende Wechselbank.

ein Glück, daß die Böhmen zwar zu siegen; aber

---

es in Deutschland keine Krummstäbe mehr, unter welchen auch nur zwei Spatzen nisten, viel weniger ganze Gemeinden, oder gar Völkerschaften ruhen, sich laben und erquicken könnten. Es läßt sich in Wahrheit kein Verhältniß, wie kein Ereigniß des gesellschaftlichen Lebens denken, auf welches nicht Kirchen und Klöster wohlthätig zurückgewirkt hätten. Aber alle diese, aus dem Geiste der Religion Jesu hervorgegangenen, nicht blos das ewige, sondern auch zeitliche Wohl der Menschheit bezweckenden und befördernden religiösen Institute und Corporationen sind jetzt dahin. Verschlungen hat sie jene furchtbare Revolution in der geistigen oder Ideenwelt, welche in der Mitte des vorigen Jahrhunderts begann, und auf welche schon am Ende desselben nun auch jene, nicht minder schreckliche, alles Bestandene und Bestehende stürzende Revolution in der politischen Welt erfolgte. Aber was dabei, wie es scheint, bisher wenig oder

---

Welchen segenvollen Einfluß dieses auf einen gewissen Theil des Staatslebens hatte, wird jeder unserer Leser von selbst fühlen. — Alle diese Kirchlein sind nun ebenfalls im dichten Qualm der neuern Aufklärung größtentheils verschwunden, oder stehen, bisweilen selbst auf irgend eines Beamten Befehl, verschlossen, verödet und verlassen da; und wenn nun in die niedrige Hütte des Dürftigen jetzt plötzlich unvorhergesehene Noth einbricht; er z. B. seine Steuern nicht zu bezahlen vermag, mithin seine einzige Kuh, oft auch sein einziger Nahrungszweig ihm aus dem Stalle herausgeführt wird; so bleiben ihm nur noch zwei Auswege übrig, entweder nämlich daß er, wenn er noch christlich gesinnt und gesittet ist, mit Geduld und in Ergebung den Bettelstab ergreift, oder, wenn man ihn schon aufgeklärt und vorurtheilsfrei gemacht hat, einen Strick sucht und ohne weiters sich aufhenkt; wie wir denn, Dank sey es der immer weiter fortschreitenden Aufklärung! schon wirklich einige Beispiele erlebt haben.

nicht ihren Sieg zu benutzen wußten. Sie untern

---

gar nicht beachtet ward, und doch sehr beherzigt zu werden verdient, ist unstreitig, daß mit dem Verschwinden der Stifter, Abteien, Klöster und aller geistlichen Corporationen ungefähr zu gleicher Zeit auch alle ehemalige Würde, Herrlichkeit, Selbstständigkeit und Liebenswürdigkeit so vieler unserer frühern Fürsten verschwand. Statt ihrer herrscht und regiert jetzt leider beinahe überall blos der Staat, ein kaltes, geist- und gemüthloses Vernunftabstraktum, das, weil überall und nirgend und daher unsichtbar, nun auch ohne zu erröthen, Alles fressen, verschlingen und in seinen bodenlosen Schlund herabziehen kann; wahrhaftig des neuen modernen Heidenthums gräßlichster Götze, zu dessen Priestern, ersten Dienern, ja wohl Knechten man nun schon so viele unserer ehemaligen, einst so hochherzigen Fürsten herabgewürdigt hat und gerne, wenn es nur angehen könnte, noch weit mächtigere Monarchen herabwürdigen möchte *). Erinnert man sich nun, in wie kurzer Frist, und mit welcher unbegreiflichen, selbst die nüchternsten Zeitgenossen betäubenden Schnelligkeit das Werk allgemeiner Zerstörung

---

*) Wenn unsere alten christlichen Staatsrechtslehrer, besonders der große und liebenswürdige Hugo Grotius, der gewiß nicht leicht einer falschen Idee seinen viel bedeutenden Namen lieh, das Wort Staat definirten; so sagten sie, er sey die große Familie des Fürsten, (magna familia principis). Woraus sich dann ganz andere Verhältnisse, sowohl unter den einzeln Staatsgliedern, als des Staates selbst zu dem Fürsten ergeben, als jene sind, welche man in dem jetzt so beliebten, revolutionären, weil aus Revolutionen hervorgegangenen und zu Revolutionen führenden, neuern Staatsrecht aufstellt und auf die alberne, weil ganz naturwidrige und daher auch völlig unhistorische Voraussetzung eines, obgleich an sich unmöglichen und aus dieser Ursache ungedenkbaren, primitiven Vertrags zu begründen sucht.

nahmen daher nichts, und Deutschland, in dessen Innerm schreckliche Hungersnoth und tödtliche Seuchen herrschten, blieb wenigstens von Außen unangefochten. Auch in dem folgenden Jahre 851 hatte Ludwig noch Muße genug, um die lange schon vorbereitete Zusammenkunft aller drei Brüder in Mersen an der Maas zu Stande zu bringen. Das Resultat dieses Congresses war jener dem Leser schon bekannte Vertrag von Mersen, der jedoch weder in den Verhältnissen der drei Brüder gegen einander etwas änderte, noch auf das Schicksal ihrer Reiche den mindesten Einfluß hatte. Indessen wie es scheint, hatte doch der böhmischen Waffen letzter, glänzender Erfolg bei allen übrigen slavischen

---

vollbracht ward; so bringt sich einem nothwendig die Frage vor die Seele: warum ist denn das Zerstören eine so ungemein leichte, das Wiederaufbauen aber eine so unendlich schwere Sache, und warum geht das erstere überall so schnell und glücklich von statten, während das andere nie und nirgends mehr gelingen will? — Offenbar blos deßwegen, weil das Verneinen, Leugnen, Niederreißen und Zerstören das Werk des Satans, das Wiederaufbauen, Befestigen und Bestandgeben aber Gotteswerk ist, mithin auch, so lange der Teufel mehr Apostel und Jünger, und mehr Kirchen und Kapellen, als der liebe Gott hat, des Niederreißens und Zerstörens kein Ende seyn wird, als bis unter der immer mehr anschwellenden Sündfluth von neuen Systemen, neuen Planen, besonders von Schul- und Erziehunsplanen, neuen Doktrinen, Verfassungen und Einrichtungen das ganze illusorische einer Wasserblase ähnliche, hohle Machwerk von selbst zerplatzt, und dann Völker und Fürsten wieder gemeinsame Blicke gegen Himmel richten, und Den da oben bitten werden, weil nur Er allein es vermag, ihnen ihr altes Haus wieder aufzubauen, denn **nisi Dominus aedificaverit domum, in vanum laboraverunt, qui aedificant eam.**

Völkern ihre Liebe zur Unabhängigkeit wieder auf das neue geweckt; denn gleich nach dem zu Mersen geschlossenen Vertrag fielen die Sorben mit großer Heeresmacht in Deutschland ein. Wären die Slaven damals weniger Barbaren gewesen, als sie es wirklich waren; so hätten sie einsehen müssen, daß, so lange sie sich nicht mit einander in einen allgemeinen Völkerbund vereinten, und ihre kriegerischen Operationen in einen lebendigen, sie wechselseitig unterstützenden Zusammenhang setzten, auch jeder einzelne Volksstamm nur fruchtlos seine Kräfte zersplittern würde. Während also die Böhmen nicht die mindeste drohende, oder auch nur von weitem beunruhigende Bewegung auf ihren Grenzen machten, zog Ludwig den Sorben entgegen, schlug sie in die Flucht, verfolgte die Fliehenden in deren eigenem Lande, verheerte dieses weit und breit, und eroberte und verbrannte mehrere in demselben gelegene Städte und Festen. Um völligen Ruin von ihrem Lande abzuwenden, hatten jetzt die Sorben kein anderes Mittel, als abermalige Abschließung eines traurigen Vertrags schmähliger Knechtschaft. Sie stellten Geißeln, und erkannten deutsche Oberherrschaft auf das neue wieder an.

10. Von den Slaven hatte jetzt Ludwig für seine Grenzprovinzen auf einige Zeit nichts zu befürchten. Aber nun erhielt plötzlich und ganz unerwartet seine Thätigkeit eine neue, von der bisherigen völlig abweichende Richtung. Sein Bruder Carl nämlich hatte das Glück gehabt, seinen gefürchteten Gegner, den König Pipin von Aquitanien in seine Gewalt zu bekommen, und glaubte sich nun schon im ruhigen Besitze dieses Reiches. Aber tief schmerzte die Aquitanier der Verlust der bisher so glücklich behaupteten Selbstständigkeit ih-

res Reiches; zudem hatte Carl weder die Liebe noch das Zutrauen der Aquitanier sich zu erwerben gewußt; im Gegentheil haßte ihn der größte Theil der Nation von ganzem Herzen, theils wegen seiner harten Behandlung seines Neffen, des Königs Pipin, den Carl in ein Kloster hatte stecken lassen, theils auch wegen der, auf seinen Befehl geschehenen Hinrichtung des Grafen Gotzbert, den die ganze Nation stets ungemein verehrt hatte, und der noch immer bei allen Aquitaniern in liebevollem Andenken lebte, und da endlich auch noch Normänner und Sarazenen im vorigen Jahre die Küste von Aquitanien wieder völlig ungestraft auf das grausamste verheert hatten, so beschlossen die Aquitanier, einem andern Herrn, der ihre Liebe verdiente, und sie zu schützen vermöchte, sich zu unterwerfen. Unter seinen Brüdern war unstreitig Ludwig der Deutsche der geachteteste. An ihn ordneten also die Aquitanier eine Gesandtschaft nach Regensburg, versprachen sich ihm zu unterwerfen, und ließen ihn dringend bitten, sich in ihre Mitte zu begeben, und mit der Krone von Aquitanien die Regierung dieses Reichs zu übernehmen. Offenbar war die Annahme dieses Anerbietens eine grobe Verletzung aller, zwischen den drei Brüdern bisher geschlossenen Verträge, dabei auch noch im höchsten Grade unklug, besonders in Rücksicht auf die weite Entfernung des, von Ludwigs Staaten durch so viele lotharingische und neustrische Provinzen getrennten Landes. Aber leider verfehlte der Schimmer einer Krone auch bei dem sonst so verständigen Ludwig nicht seine Wirkung. Er nahm das Anerbieten an, zwar nicht unmittelbar für sich, jedoch für seinen zweiten Sohn, Ludwig den Jüngern, und befleckte dadurch nicht wenig in der Geschichte seinen bisher so ehrenvoll getragenen Namen.

11. Ludwig eilte nicht sehr mit Erfüllung seines den Aquitaniern gemachten Versprechens. Bald erhielt daher Carl Kunde von den, zwischen Ludwig und den Aquitaniern angeknüpften Verhandlungen, und um jenen in seinem eigenen Reiche zu beschäftigen, hetzte er gegen denselben die Bulgaren auf. Aber ein vollständiger, von den Deutschen über sie erfochtener Sieg benahm diesen Barbaren sogleich wieder auf lange Zeit alle Lust zu einem zweiten Besuch, und Ludwig, gegen Carl jetzt noch um so mehr aufgebracht, säumte nun nicht länger, seinen Sohn den Aquitaniern zu schicken. Ein Heer gab er ihm jedoch nicht mit, selbst nicht einmal ein sehr zahlreiches Gefolge; denn getäuscht durch der aquitanischen Gesandten viel verheißende Worte, war Ludwig der zuversichtlichsten Hoffnung, daß bei dem ersten Erscheinen seines Sohnes an den Ufern der Loire auch sogleich die Herzen aller Aquitanier ihm entgegen eilen, und die ganze Nation sich um seine Person und unter seinen Fahnen versammeln würde. Aber diese süße Täuschung war von kurzer Dauer. Der jüngere Ludwig machte die Reise zur See. Als er aber mit seinen wenigen Begleitern gelandet war, und die Aquitanier sahen, daß er weder ein Heer noch große Schätze mitbrächte, erkaltete auch auf der Stelle ihr Eifer. Nur wenige kamen dem Prinzen entgegen; die meisten blieben zurück, und alle nur einigermaßen bedeutende Vasallen zögerten um so mehr mit ihrer Erklärung, als jetzt von allen Seiten die Nachricht einlief, König Carl sey mit einem ansehnlichen Heere nach Aquitanien im Marsch. Aber nun erschien gar noch, und zwar ganz unerwartet, auch Pipin wieder in Aquitanien. Durch den Beistand einiger Mönche war er aus dem Gefängniß in seinem Kloster entwischt. Der größte Theil der Aquitanier sammelte sich unverzüglich wie-

der um seinen ehemaligen König, und nun ward Ludwig auch von den wenigen Anhängern, die bis jetzt bei ihm ausgeharret hatten, verlassen. Dem zwar schon enttäuschten, aber doch noch immer auf irgend einen glücklichen Incidentfall hoffenden Ludwig entschwand nun auch von dieser Seite der letzte Strahl von Hoffnung. Bei einem längern Aufenthalt in Aquitanien lief er Gefahr, entweder Pipins oder Carls Gefangener zu werden. Ohne lange zu zögern, trat er also mit seinen wenigen Begleitern wieder den Rückweg nach Deutschland an. Er machte die Reise zu Land, und obgleich dieselbe nicht ganz gefahrlos war, kam er doch glücklich und ohne widrigen Zufall zu seinem Vater nach Regensburg. An Aquitanien ward nicht weiter mehr gedacht, und so war nun nichts als Schande und Spott das Ende dieses weder klug eingeleiteten, noch gehörig vorbereiteten, und von einer ganz unbegreiflichen politischen Kurzsichtigkeit zeugenden, wahrhaft tollen Unternehmens (854) *).

*) Lothars grundsatzloser, hin- und herschwankender Charakter zeigte sich bei dieser Gelegenheit in seiner ganzen politischen Nullität. Zuerst verband er sich auf das engste mit seinem Bruder Carl. Auf heiligen Reliquien schwuren sie sich unverbrüchliche Freundschaft und gegenseitigen Schutz, im Falle Ludwig etwas auf Aquitanien unternehmen würde. Voll Eifer für die Sache Carls ging er hierauf zu seinem Bruder. Am Rhein, der Grenzscheide ihrer Länder, hatte die Zusammenkunft statt. So heftig Lothar anfänglich im Interesse Carls sprach, so wenig Mühe kostete es Ludwig, in Lothars Brust den alten Groll gegen Carl nach und nach wieder zu wecken. Bald waren sie also wieder mit einander verstanden. Die frühern Verträge wurden erneuert, und ein förmliches Bündniß ward zwischen Beiden geschlossen. Carl, als er davon Kunde erhielt, war nicht wenig darüber bestürzt, beschied daher Lothar zu einer zweiten Zusammenkunft

12. Indessen ging der Krieg mit den Slaven beinahe ununterbrochen fort; denn ein oder zwei Friedensjahre waren während Ludwigs ganzer Regierung eine höchst seltene Erscheinung. Die Reihe kam jetzt an den mährischen Herzog Rastiz. Dieser hatte sein Herzogthum, wie wir schon erzählt, dem Wohlwollen Ludwigs zu danken, ihm auch dafür feierlich gehuldiget. Aber gleich den andern slavischen Fürsten strebte er ebenfalls nach Unabhängigkeit, und entzog sich dem Gehorsam seines Oberherrn. Ludwig rückte mit einem Heere in Mähren ein, wagte jedoch das mährische Heer, das eine sehr feste, wohl verschanzte Stellung genommen hatte, nicht anzugreifen, verheerte aber dafür weit und breit das Land, und kehrte dann wieder nach Deutschland zurück. Rastiz zog ihm nach, und obgleich er, so oft er Ludwigs zurückziehendes Heer angriff, stets mit bedeutendem Verlust zurückgeschlagen ward, folgte er dennoch den Deutschen bis über die Donau, und verheerte nun eben so sehr ein Stück von Bayern, als Ludwig einen Theil von Mähren hatte verwüsten lassen. Nach seiner Rückkehr erfuhr Ludwig den Tod seines Bruders des Kaisers Lothar, hatte hierauf zu Frankfurt mit des Verstorbenen zweitem Sohne, dem König Lothar,

---

nach Attigny, wo es ihm durch sein schmeichelndes, einnehmendes Betragen nun eben so schnell gelang, seinen Bruder auf das Neue für sich zu gewinnen. Lothar wiederholte alle seine frühern Versprechungen, verband sich nun wieder mit Carl gegen Ludwig und erließ an diesen ein Abmahnungsschreiben, worin er ihn aufforderte, seinen Sohn unverzüglich aus Aquitanien zurückzurufen. Dieß Schreiben war jedoch jetzt ganz überflüssig, indem der jüngere Ludwig sich um diese Zeit schon auf dem Rückwege nach Deutschland befand.

und dann zu Trient mit dem Kaiser Ludwig dem Zweiten eine Unterredung, mischte sich übrigens aber gar nicht in die Angelegenheiten seiner Neffen, und vermochte zu ähnlichem Verhalten auch seinen Bruder Carl; ein Beweis, daß des jüngern Ludwigs abentheuerliche Fahrt nach Aquitanien schon wieder vergessen war, und beide Brüder sich ausgesöhnt hatten.

13. Im folgenden Jahre 856 bot sich Ludwig eine willkommene Gelegenheit dar, sich auf das neue in die böhmischen Angelegenheiten zu mischen, und wenigstens zum Theil seine ehemaligen Oberhoheitsrechte wieder geltend zu machen. Wiztrach, einer der mächtigsten böhmischen Fürsten, war gestorben und hatte zwei Söhne hinterlassen. Der Eine hieß Sclavitag, der Name des Andern ist unbekannt. Nach des Vaters Tod stritten die Brüder um die Herrschaft, und jeder hatte eine zahlreiche Parthei auf seiner Seite. Dem Sclavitag gelang es, die Herrschaft an sich zu reißen, und seinen Bruder aus dem Lande zu vertreiben. Dieser floh zu einem mit Ludwig befreundeten sorbischen Fürsten, Namens Czizibor. Aber damit hatten die Unruben in Böhmen noch kein Ende. Der Vertriebene hatte dort einen zahlreichen Anhang, und dieser nebst noch einigen andern böhmischen Fürsten, wie auch Czizibor und dessen Schützling wandten sich nun an Ludwig, ihn auffodernd, nach Böhmen zu kommen, und der in dem Lande herrschenden Verwirrung ein Ende zu machen. Als Ludwig diese Auffoderung erhielt, stand er gerade im Begriffe, gegen einen andern, ihm bisher fremden slavischen Volksstamm, nämlich gegen die Daleminzier zu ziehen. Diese waren der Sorben östliche Nachbarn, und hatten in deren Gebiet sich seit einiger Zeit

mehrere räuberische Einfälle erlaubt. Zu Folge dem Abhängigkeits-Verhältniß, in welchem die Sorben zu dem deutschen Reiche standen, hielt Ludwig es für Pflicht, sie gegen diese wilden, räuberischen Nachbarn zu schützen. Durch sorbische Schaaren verstärkt, zog also Ludwig in das feindliche Land. Aber die Daleminzier leisteten tapfern und hartnäckigen Widerstand, und erst als Ludwig sie in einer Hauptschlacht, und mehreren anderen nicht minder mörderischen Gefechten, in welchen er selbst einige der Großen in seinem Heere verlor, besiegt hatte, gelang es ihm endlich, dieses Volk sich zu unterwerfen, und es Deutschland zinsbar zu machen. Weil von den Böhmen gerufen und aufgefodert, nahm nun Ludwig durch das Land derselben seinen Rückweg. Sclavitags Residenz, die stärkste Feste im ganzen Böhmerlande ward erstürmt, in das Fürstenthum der vertriebene Bruder eingesetzt, und von diesem und noch einigen andern böhmischen Häuptern Ludwig auf das neue wieder gehuldiget.

14. Die verschiedenen politischen Verhältnisse, in welchen die slavischen Länder, besonders Böhmen, oder ein Theil desselben zu Deutschland standen, lassen sich durchaus nicht auch nur mit einem hohen Grade von Wahrscheinlichkeit angeben *);

*) In den alten Chroniken würde man fruchtlos die nöthigen Aufschlüsse hierüber suchen. Die Verfasser derselben sind gewöhnlich fromme, aber auch größtentheils äußerst geistlose Menschen, die vermöge dem, von Gott erhaltenen Pfund auf nichts weniger als Geschichtschreibung angewiesen sind. Von dieser haben sie auch nicht den entferntesten, mattesten Begriff. Ein so schlecht als möglich geordnetes Gemengsel unzusammenhängender, völlig isolirt stehender, unmotivirter, oft mit einem Minimum von Beurtheilungs-

welche jedoch diese auch seyn mochten, so waren sie jetzt wenigstens auf kurze Zeit wieder friedlich geordnet. Aber nun erwies es sich deutlich, daß die in diesen Ländern gegen die Deutschen feindlich gesinnte Parthei bei weitem die zahlreichste war, daher auch, sobald Ludwig Böhmen verlassen hatte, sogleich wieder überall die Oberhand erhielt. Zum

kraft gesammelter Thatsachen ist ihnen Geschichte, in der, wenn wir anders einem solchen Machwerk diesen Namen geben wollen, ihnen selbst die auffallendsten, den Leser zu hundert nun nicht mehr zu beantwortenden Fragen zwingenden Lücken stets unbemerkt bleiben. So z. B. erzählen sie in dem einen Jahr, daß Ludwig blos zum Schutz der Sorben die Daleminzier mit Krieg überzog; und gleich in dem darauf folgenden berichten sie, daß Ludwig gegen die nämlichen Sorben, mit welchen vereint, und für deren Wohl er erst im vorigen Jahre einen so hartnäckigen und blutigen Kampf gekämpft hatte, nun selbst mit furchtbarer Heeresmacht gezogen sey. Was aber diese, noch vor ganz kurzer Zeit, ganz friedliche und freundliche Stellung Ludwigs zu jenem Volke plötzlich in ganz feindliche, selbst einen mörderischen Krieg herbeiführende Verhältnisse umwandelte, davon sprechen sie auch nicht ein Wort. Ueberhaupt bleibt ihnen allen, dem Einen, wie dem Andern, alles was die höhern Interessen der Menschheit betrifft, mithin in der Geschichte gerade das wichtigste ist, stets völlig fremd; und wenn die Werke kirchlicher Schriftsteller, besonders die Biographien großer, heiliger Männer, und auch vorzüglich die Briefe der Päbste und Bischöfe, so wie die Verhandlungen der Concilien nicht oft über den religiösen und politischen Zustand der Völker, und deren öffentliches, wie häusliches Leben ein so willkommenes und erfreuliches Licht verbreiteten; so würde man aus dem ganzen, in jenen sogenannten Annalen, Chronicons, libris historiarum etc. enthaltenen historischen Wirrwarr auch nicht einen einzigen, sicher leitenden geschichtlichen Faden herauszufinden wissen.

erstenmale erwachte nun in den slavischen Völkern jener, nachher in Bildung des großmährischen Reiches den Deutschen so gefährlich werdende Gedanke, sich in einem allgemeinen Völkerbunde gegen ihren gemeinschaftlichen Feind zu vereinigen. Böhmen, Mähren, Obotriten, Sorben, Liconen rc. empörten sich jetzt zu gleicher Zeit, auch, in ganz Böhmen, Mähren, der Lausitz, in einem Theile des heutigen Obersachsens, wie an der ganzen Ober=Elbe stand alles unter den Waffen. Ludwig wollte diesmal einen entscheidenden Schlag führen. Drei furchtbare Heere stellte er auf. Eines davon, das Hauptheer, wollte er in eigener Person anführen, änderte jedoch zum Unglück für Deutschland und zum Glück für die Slaven, aus Ursachen, die wir gleich anführen werden, bald darauf wieder seinen Sinn, übergab demnach den Oberbefehl über das, gegen den mährischen Herzog Rastiz bestimmte Heer seinem ältesten Sohn Carlmann; die Anführung des zweiten Heeres, das gegen die Obotriten und Liconen ziehen sollte, übertrug er seinem zweiten Sohne Ludwig, und an die Spitze des dritten, gegen die Sorben bestimmten Heeres setzte er den wackern Thaculf. Leider war der Erfolg dieses Feldzuges bei weitem nicht so glänzend, als man zu Folge der gemachten Anstrengungen zu erwarten berechtiget war. Jedes der drei Heere besiegte zwar den ihm gegenüber stehenden Feind in offener Feldschlacht; da jener aber sich hierauf tief in sein Land zurückzog, und hinter Wäldern, Sümpfen und Morästen eine feste und dabei wohl verschanzte Stellung einnahm, welche anzugreifen die Deutschen für zu gewagt hielten: so beschränkten sich die Operationen der letztern wieder blos auf Verheerung des feindlichen Landes, worauf sie wie gewöhnlich, wahrscheinlich aus eigenem Mangel an Subsistenz wieder

nach Deutschland zurückkehrten. Am erfolgreichsten scheint Carlmanns Feldzug gewesen zu seyn. Ganz vorzüglich ehrte ihn auch von dieser Zeit an der Vater, übertrug ihm die Verwaltung von Kärnthen, und später noch jene der panonischen Mark. Ueberhaupt war Carlmann ein tapferer, kriegerischer Prinz, in dieser Hinsicht ein ächter Carolinger, der auch nachher in den Kriegen gegen die Normänner und den slavischen Völkerbund durch glänzende Waffenthaten seine carolingische Abkunft herrlich erprobte. Uebrigens blieben nach diesem dreifachen Feldzug die Verhältnisse zwischen Deutschland und den Slaven ganz dieselben, die sie vorhin waren, mithin immer noch höchst schwankend und unbestimmt; und schon in dem nächstfolgenden Jahre 859 sehen wir die Sorben, nachdem sie ihren, gegen Ludwig und die Deutschen stets gutgesinnten Herzog Czizibor ermordet hatten, auf das neue wieder unter den Waffen, und Deutschlands Grenze durch ihre räuberischen Einfälle wo nicht beunruhigt, doch wenigstens damit bedroht.

15. Wie es scheint, hatten die Lehren der Erfahrung, sogar selbst gemachter Erfahrung für Ludwig keinen sehr großen Werth; denn, und zwar noch auf eine ungleich schmähligere Art, ward er jetzt zum zweitenmale der Spielball französischer Ränke. Als nämlich zu dem so eben erwähnten dreifachen Feldzuge schon alles bereit, sogar auch der Tag, an welchem Ludwig mit dem Hauptheere aufbrechen sollte, bestimmt war, erschienen ganz unvermuthet in Regensburg aquitanische Abgeordnete. Der Zweck ihrer Sendung war derselbe, der schon früher, wie wir erzählt, eine ähnliche Gesandtschaft veranlaßte. Die Aquitanier boten auf das neue Ludwig ihre Krone an, und drangen diesmal noch

unzleich heftiger in ihn, sie anzunehmen, und ihr Land von der drückenden Knechtschaft, unter welcher es seufzte, zu befreien. Ihre Beschwerden gegen König Carl waren die nämlichen, wie vor einigen Jahren; aber auch die, auf unwandelbaren Principien der Gerechtigkeit, wie auf den Foderungen einer gesunden Politik beruhenden Gründe, ein solches Anerbieten zurückzuweisen, waren ebenfalls noch immer die nämlichen. Demungeachtet schwankte Ludwigs Entschluß. Um sich mit seinen Getreuen darüber zu berathen, trug er das Ansinnen der Gesandten den angesehensten Großen seines Hofes vor. Da diese aber bald merkten, auf welche Seite sich ihr König neige; so stimmten sie auch größtentheils ganz dessen geheimen Wünschen gemäß. Den elenden Motiven eines ganz gemeinen, gewöhnlichen Ehrgeizes wurden nun höhere Rücksichten der Staatsklugheit , und selbst die edelsten Beweggründe christlichen Pflichtgefühls untergeschoben. Es wäre nicht zu verantworten, hieß es, ein unglückliches, in der härtesten Knechtschaft seufzendes Volk hilflos zu lassen, es nicht von seinen Tyrannen zu befreien, und der in der Kirche, wie im Staat herrschenden schrecklichen Verwirrung ein Ziel zu setzen. Zudem wäre nichts natürlicher, als daß Ludwig eine Krone, die ja ohnehin für seinen Bruder verloren wäre, wenigstens in dem carolingischen Hause zu erhalten suchen müße *). Das Anerbieten der

*) Die aquitanischen Abgeordneten sollen auch gedroht haben, ihre Krone, im Falle Ludwig sie nicht annehmen würde, dem in Cordova herrschenden Kaliphen zu übertragen. Auf Ludwigs christlichen Sinn mußte dieses freilich einen starken Eindruck machen; aber blos in der Voraussetzung, daß er, — was wir jedoch durchaus nicht annehmen dürfen — wirklich beschränkt genug war, diese Drohung für etwas anders, als eine bloße Drohung zu halten.

Aquitanier ward also angenommen, und statt in eigener Person gegen die Slaven zu ziehen, übertrug Ludwig die Führung dieses Krieges seinen Söhnen, ging hierauf nach Worms, ließ dort an seine dortigen Vasallen ein neues Aufgebot ergehen, und setzte sich dann gegen Ende August des Jahres 858 an der Spitze eines sehr ansehnlichen Heeres nach Frankreich in Marsch.

16. Die erste Stadt auf französischem Gebiete, in welcher Ludwig einrückte, war Pontion. Von dort zog er nach Sens, wo er auf das angenehmste, weil unerwartetste überrascht ward. Aus Neustrien nämlich und aus Bretagne waren Abgeordnete angekommen, die ihm ebenfalls ihre Kronen anboten. Alle neustrischen Herren, sagten die Abgeordneten, seyen bereit, sich ihm zu unterwerfen und mit ihm zu vereinigen. Ludwig eilte daher jetzt nach Orleans, wo wirklich die Vereinigung vor sich ging, und viele Vasallen aus Neustrien und der Bretagne mit ihren Schaaren sein Heer verstärkten. Als Carl die Nachricht von dem feindlichen Einfall seines Bruders in Frankreich, und dem Abfall eines großen Theils seiner Vasallen erhielt, stand er gerade an den Ufern der Seine, und blokirte die von einem starken Corps räuberischer Normänner besetzte, und stark verschanzte Insel Oissel. Unverzüglich hob er jetzt die Belagerung auf, und zog seinem Bruder entgegen. Bei Brienne bekamen beide Heere einander zu Gesicht. Von beiden Seiten gingen Gesandte unaufhörlich hin und her; statt aber einen friedlichen Vergleich zu vermitteln, streueten jene, welche in das Lager Carls kamen, den Samen des Verraths mit vollen Händen darin aus. Bald war der größte Theil des französischen Heeres für Ludwig gewonnen; und

als nun eine Hauptschlacht den abermaligen Bruderzwist entscheiden sollte, verließen am Vorabend derselben die meisten, bei Carls Heer befindlichen neustrischen Herren mit ihren Getreuen die Fahne ihres Königes, und reiheten sich auf Ludwigs Seite. Mit seinem nunmehr so sehr geschwächten Heere durfte Carl die Schlacht nicht wagen, und da er auch den Zurückgebliebenen nicht recht traute; so verließ er mit wenigen Begleitern heimlich sein Lager, und floh nach Burgund; worauf auch der Rest seines Heeres zu Ludwig überging.

17. Leichter und schneller, als jetzt Ludwig, konnte man nicht wohl ein ganzes Königreich gewinnen. Nach der Flucht seines Bruders betrachtete sich Ludwig als den einzigen, rechtmäßigen, durch die vereinte Stimme der Nation auf den Thron erhobenen König Frankreichs. Man sieht, daß nichts leichter ist, als da, wo eine Krone der Preis ist, auch die ungerechtesten Handlungen in schön klingende Phrasen einzuhüllen, und wenigstens dem Scheine nach zu rechtfertigen. Zu Troyes hielt Ludwig eine zahlreiche Versammlung französischer Großen, und um sich ihrer treuen Anhänglichkeit zu versichern, schenkte er ihnen Ländereien, Schlösser, königliche Dörfer, besonders aber Abteien und Kirchengüter, bei deren Verschenkung wirklich seine Freigebigkeit gar keine Grenzen mehr kannte; und da die damaligen Franzosen in ihren Königen das Verschenken für die erste und größte Regententugend hielten; so strömten nun aus allen Gegenden Frankreichs große und kleinere Herren herbei, suchten ebenfalls noch etwas zu erhaschen, und priesen dann Ludwigs Größe, Weisheit und Macht. Nur mit den Bischöfen hatte der neue französische König nicht so leichtes Spiel, wie mit den weltlichen Großen,

Mit Ausnahme Vendillons von Sens, und Tortolds von Bayeux, beharrten alle Bischöfe Frankreichs standhaft in der Treue gegen ihren König, ermahnten in ihren Diöcesen das Volk zu gleicher Treue, und belegten Alle mit dem Bann, welche, uneingedenk ihrer Pflicht, ihren rechtmäßigen König Carl verlassen hätten, oder in der Zukunft ihn noch verlassen würden. — Um die Geistlichkeit zu gewinnen, berief Ludwig die Bischöfe; unter dem Vorwand, sich mit ihnen über das Wohl der gallischen Kirche zu berathen, auf den 25. November zu einem Concilium nach Rheims. Aber nur äußerst wenige folgten dem königlichen Rufe, und selbst diese waren nichts weniger als günstig für Ludwig gestimmt. Die übrigen versammelten sich in Chiersie, und erließen von dort aus an Ludwig ein abmahnendes, in ziemlich starken, jedoch die, einem Monarchen gebührende Ehrerbietung keineswegs verletzenden Ausdrücken entworfenes Schreiben. Sie baten ihn, er möchte mit ruhiger Besonnenheit das Innere seines Herzens durchforschen, und dann auf der Wagschale der Gerechtigkeit die wahren und eigentlichen Bewegungsgründe wägen, welche ihn nach Frankreich geführt hätten. Er möge sich prüfen, ob er auf die nämliche Weise, wie er jetzt gegen Andere (seinen Bruder) handle, ebenfalls behandelt zu werden wünsche. Er behaupte zwar, nichts als das Wohl der Kirche und des Staates zu bezwecken, und daß er blos um der darin herrschenden Verwirrung zu steuern, nach Frankreich gekommen sei; aber leider habe man die traurige Erfahrung gemacht, daß er selbst während seiner kurzen Anwesenheit in Frankreich die Kirche mehr verwirret, und ihr noch größern Schaden zugefügt habe, als selbst die heidnischen Normänner seit vielen Jahren nicht gethan hätten. Nicht in Worten, sondern

durch Thaten möchte er seine christlichen Gesinnungen erproben; daher sie ihn ermahnten, der Stimme der Gerechtigkeit Gehör zu geben, die Rechte seines Bruders nicht ferner zu kränken, besonders da man nicht diesem, sondern blos dem Stolz, dem Ehrgeitz, und der Habsucht und Gesetzlosigkeit der Vasallen den traurigen und zerfallenen Zustand Frankreichs zur Last legen müsse *).

17. Wie es scheint, achtete Ludwig, dem jetzt das Glück von allen Seiten entgegenlachte, wenig

*) Der Brief ist sehr gut geschrieben; er enthält ernste Wahrheiten, und manche, für Könige sehr nützliche Lehren. Der Erzbischof Hincmar von Rheims soll der Verfasser desselben seyn. Nur schade, daß der gelehrte Erzbischof am Ende seines Briefes auch noch die, alles Absurde an Absurdität noch weit übertreffende Fabel von der, einem Heiligen geoffenbarten Verdammniß Carl Martels, des Großvaters Carls des Großen erwähnt. In vollem Ernste und mit aller bischöflichen Gravität erzählt Hincmar dem König, daß der heilige Eucherius eine Vision gehabt, in welcher ihm gezeigt worden, wie Carl Martel, weil er in seinem Leben so viele geistliche Güter und Pfründen an Laien vergeben, nun ewig dafür in der Hölle brennen, braten und sieden müsse. Der Erzbischof vergißt sogar nicht den großen, gräßlichen schwarzen Drachen, den man in Carl Martels Grab, als man es einige Zeit nachher öffnete, darin gesehen haben sollte. Das Drolligste bei dieser Fabelei ist, daß es dem unglücklichen Erfinder derselben unbekannt war, daß der heilige Eucherius ziemlich lange Zeit vor Carl Martel gestorben war, mithin wenigstens in dieser Welt keine Vision dieser Art gehabt haben kann. — Vielleicht würde diese Albernheit gar nicht bis auf uns gekommen seyn, hätte nicht ein so berühmter Bischof wie Hincmar in seinem Briefe an König Ludwig eine so possierlich ernsthafte und umständliche Erwähnung davon gemacht.

oder gar nicht auf das Schreiben der Bischöfe. Er ging nach St. Quentin, und da die strenge Jahreszeit es nicht erlaubte, den Krieg gegen Carl fortzusetzen, er auch diesen so völlig zu Grunde gerichtet glaubte, daß er gar nichts mehr gegen ihn zu unternehmen im Stande wäre, so brachte Ludwig, unter einer Reihe von Hoffesten, die er den Großen seines neuen Reiches gab, den ganzen Winter in der größten Herrlichkeit dort zu, ohne zu ahnen, daß seine Herrschaft über Frankreich sich schon wieder ihrem Ende nahe. Den treulosen Vasallen hatte Carl in Geheim versprechen lassen, daß er ihnen nicht nur das, was sie von Ludwig erhalten, lassen, sondern noch weit mehreres hinzufügen wolle. Natürlich wandten sich nun alle wieder zu dem, der noch einen höhern Preis ihnen bot; und so wie sie vor einigen Monaten Carl an Ludwig verrathen hatten, verriethen sie nun diesen wieder an Carl. In kurzer Zeit war Ludwig auf allen Seiten von Verräthern umgeben. Einen gewissen Grafen Conrad hatte er mit Wohlthaten überhäuft. In die Söhne desselben, die sich in Burgund bei Carl befanden, setzte er demnach das größte Vertrauen. Er gab ihnen den geheimen Auftrag, von allen Entwürfen und Bewegungen seines Bruders ihm sogleich Nachricht zu geben. Sie versprachen es, thaten jedoch gerade das Gegentheil, schickten ihm lauter falsche, ihn in träge Sicherheit einwiegende Berichte, unterrichteten aber ihren König Carl auf das genaueste von Allem, was am Hofe Ludwigs zu St. Quentin vorging. Dieser that jetzt einen Mißgriff nach dem andern; und wahrscheinlich auf den Rath der ihn umgebenden verrätherischen Westfranken entließ er nun gar das deutsche Heer, das er mitgebracht hatte, seiner Pflicht, und schickte es in seine Heimath zurück. Aber kaum hatte Ludwig

diese unbegreifliche Unvorsichtigkeit begangen; als gleich darauf auch die unerwartete Nachricht einlief, König Carl rücke an der Spitze eines starken, in dem ihm treu gebliebenen Burgund gesammelten Heeres in Eilmärschen heran. Ludwig machte nun die Erfahrung, wie schwankend und unzuverlässig die Treue eines Verräthers sey. Das vor wenigen Tagen noch so starke Gedränge der Großen am Hofe zu St. Quentin verminderte sich mit jeder Stunde. Bald sah Ludwig sich einsam und von allen verlassen; und nun blieb ihm nichts übrig, als, wenn er nicht in die Gefangenschaft seines, ihm mit Recht zürnenden Bruders fallen wollte, sich so schnell als möglich aus dem Staube zu machen. Um seiner Flucht das Ansehen einer freiwilligen, wegen ganz andern Umständen nothwendig gewordenen Abreise zu geben, ließ er bekannt machen, der Sorben feindliche Bewegungen auf ihren Grenzen erfoderten seine Gegenwart in den östlichen Provinzen seines Reiches, und eilte hierauf eben so gebeugt und verlassen, wie vor einigen Jahren sein Sohn Ludwig der jüngere, nur mit noch ungleich größerer Schmach bedeckt, wieder nach Deutschland zurück.

18. Ganz anders und völlig verrückt war nun Ludwigs bisher so ehrenvolle Stellung. Durch den Versuch, Carl zu entthronen, hatte er das Zutrauen seines Bruders, seiner Neffen, wie auch der Völker verloren. Sogar die Deutschen, denen er während des schnell vorüber fliehenden Sonnenscheines seines Glückes die Franzosen so sehr vorgezogen hatte, waren im höchsten Grade mißvergnügt. Sein Einfall in Frankreich, jetzt nicht mehr von glänzendem Erfolge gekrönt, mithin auch nicht mehr mit gleisnerischen Farben ausgeschmückt, erschien nun in den Augen der Welt in seiner wahren Gestalt, nämlich

als ein offenbarer, höchst verdammlicher Treu- und Friedensbruch. Die neustrischen und lotharingischen Bischöfe versammelten sich, so bald sie von Ludwigs Gegenwart befreit waren, in einem sehr zahlreichen Concilium zu Metz, hielten über Ludwig ein förmliches Gericht, und sprachen ihm das Urtheil. Drei Erzbischöfe und sechs Bischöfe wurden von dem Concilium an den König von Deutschland abgeordnet. Zu folge der von den versammelten Vätern ihnen gegebenen, in zwölf Artikeln bestehenden Instruction sollten sie von Ludwig fodern, daß er allen Ansprüchen auf Frankreich feierlich entsage, die Kirche wegen des ihr zugefügten Unrechts entschädige, allen von seinem Heere in Frankreich verübten Unfug vergüte, die Ueberläufer ausliefere, keinen derselben in seinem Reiche schütze, seinen begangenen Fehler bekenne, und aufrichtig bereue. Würde Ludwig diese Foderungen erfüllen; so könnten sie ihm auch sogleich die Lossprechung ertheilen, obgleich, wie das Concilium sich ausdrückte, für Verbrechen dieser Art von den Canons eine mehrjährige Bußzeit vorgeschrieben wäre. — Die Gesandtschaft, an deren Spitze der Erzbischof Hincmar von Rheims stand, traf den König in Worms. Als sie dem Monarchen vorgestellt ward, nahm dieser sogleich das Wort und sagte zu den abgeordneten Bischöfen: „Wenn ich Euch in irgend einer Sache beleidiget habe, so bitte ich es mir zu verzeihen, damit ich aufrichtig und ohne Rückhalt mit Euch sprechen kann.“ — Hincmar erwiederte: „Da Eu. Majestät das von uns fodern, was wir, um es selbst Ihnen anzubieten, gekommen sind; so wird das Geschäft, das uns hieher geführt, sehr bald und zwar nach beiderseitigem Wunsche abgethan seyn.“ — Auf eine Bemerkung des Abtes Grimold, welcher Ludwigs Erzkaplan und bei dieser Audienz gegenwärtig war,

fügte Hincmar noch hinzu: „Ich für meine Person habe mich nicht über Eu. Majestät zu beklagen, nähre daher auch nicht den mindesten Groll gegen dero allerhöchste Person; denn mit einem erbitterten Herzen dürfte ich es ja ohnehin nicht wagen, mich dem Altar zu nähern.“ — Als nun einige ebenfalls anwesende deutsche Bischöfe den Erzbischof von Rheims ermahnten, das nun zu thun, was man von ihm verlange, nämlich ihrem Herrn vollkommen zu verzeihen, wandte sich Hincmar wieder zu dem König und sagte: „So weit es von mir abhängt, habe ich Eu. Majestät schon alles mir persönlich geschehene Unrecht verziehen. Was aber die der Kirche und dem christlichen Volke in Frankreich zugefügte Beleidigungen betrifft; so bin ich bereit, Eur. Majestät einen Rath zu geben, dessen Befolgung zum Heil Ihrer Seele gereichen wird.“ — Hincmar erwartete, daß der König ihn jetzt fragen werde, worin dieser Rath bestehe, in welchem Falle er sogleich die von dem Concilium erhaltene Instruction abgelesen haben würde. Aber Ludwig, der von einem der französischen Abgeordneten, nämlich von dem Erzbischof Günther von Cöln schon von dem Inhalt dieser Instruction war unterrichtet worden, wollte sich in keine weitern Erörterungen für jetzt einlassen, suchte demnach Zeit zu gewinnen, und sagte den Gesandten, daß er vor allem sich zuerst mit den Bischöfen seines Reiches darüber berathen müsse. Wie es scheint gaben ihm die Bischöfe sehr klugen Rath; denn um sich und sein Betragen in den Augen des Pabstes, wie auch seines Neffen, des Kaisers zu rechtfertigen, sandte Ludwig den Abt Thiodo von Fulda nach Italien. Des Pabstes und des Kaisers Achtung und Freundschaft waren unter den gegenwärtigen Umständen für Ludwigs Ansehen keine kleinen Stützen. Thiodo entledigte sich der

ihm gegebenen Aufträge ganz nach dem Wunsche seines Herrn. Das Ungeziemende in den Forderungen der französischen Bischöfe konnte unmöglich der Weisheit Nicolaus I. entgehen; sie hatten ja offenbar die Schranken ihrer Jurisdiction, die sich blos über ihre Diöcesen in Frankreich erstreckten, bei weitem überschritten. Die Antwort des Pabstes, obgleich sie uns unbekannt ist, muß daher für Ludwig sehr befriedigend gewesen seyn; besonders da Thiodo sehr vergnügt von seiner Reise nach Italien zurückkam, und auch der Bericht, den er seinem Herrn erstattete, demselben zu sehr großem Trost gereichte.

19. Indessen mißkannte Ludwig doch nicht das Mißliche und Zweideutige seiner Lage. Er war also selbst ernstlich darauf bedacht, sich mit seinem Bruder auszusöhnen, und die frühern freundlichen und friedlichen Verhältnisse wieder herzustellen. Eine Unterredung zwischen beiden Brüdern auf einer im Rhein bei Andernach gelegenen Insel blieb zwar ohne Erfolg. Da aber Carl, eben so sehr als Ludwig des Zankes und Haders müde war; so kam dennoch im folgenden Jahre 860 bei einer in Coblenz gehaltenen Conferenz der beiden Monarchen, der auch König Lothar von Lothringen beiwohnte, die vollkommene Aussöhnung der beiden Brüder zu Stande. Die alten Verträge wurden erneuert, und wie gewöhnlich schwuren Carl und Ludwig sich wieder brüderliche Liebe, Einigkeit, Treue und gegenseitige Hülfsleistung. Wirklich hatte auch diesmal die Einigkeit beider Brüder längern und festern Bestand; ziemlich erschüttert ward sie zwar durch Lothars, des Königs von Lotharingen im Jahre 869 erfolgten Tod, doch bald darauf wieder auf das neue befestigt, und beide würden in Frieden und Eintracht ihr Leben und ihre Regierung beschlossen

haben, wären nicht Zank und Streit gleichsam das furchtbare Vermächtniß der ganzen carolingischen Familie gewesen. Keiner beinahe sollte im Frieden sein Haupt in das Grab legen. Wir werden daher in Kurzem sehen, daß selbst in den letzten Jahren, als Carl und Ludwig schon nahe an dem Ziel ihrer Laufbahn standen, mithin zu einer Zeit, wo gewöhnlich die Flamme der Leidenschaft beinahe völlig erloschen ist, und der Ehrgeiz keine Befriedigung mehr sucht, und auch keine mehr findet, dennoch des Erstern unersättliche Ländergier auf einmal wieder einen neuen blutigen Bruderzwist erzeugte, und so gerade der heftigste Streit dem Ende ihres Lebens vorbehalten war.

VIII.

1. Empörungen der Söhne Ludwigs gegen ihren Vater. — Gleich mit dem Jahre 861, also beinahe unmittelbar nach dem im vorhergehenden Jahre zwischen Ludwig und Carl zu Coblenz geschlossenen Vertrag, beginnt einer der traurigsten Abschnitte in der Lebensgeschichte König Ludwigs des Deutschen. Schon seines Neffen Lothars scandalöser, das königliche Ansehen in den Augen der Kirche, wie der Völker so tief herabwürdigende Ehescheidungsprozeß machte ihm mit jedem Jahre neuen Verdruß, störte sogar einigemal das gute Vernehmen zwischen ihm und seinem Bruder Carl. Aber das Bitterste für ihn war, daß er für die, einst gegen seinen Vater, Ludwig den Frommen, begangenen Sünden nun durch gleichen Ungehorsam seiner eigenen Söhne büßen mußte. — Carlmanns, Ludwigs ältesten Sohnes Schwiegervater war Her-

zog Ernst, einst mit dem besondern Vertrauen des Königes beehrt, und daher einer der Angesehensten unter allen Großen des Reiches, aber seit jener schmähligen Niederlage in Böhmen tief in der Gunst seines Monarchen gesunken. Jetzt war ihm die Bewachung und Verwaltung eines Theiles der östlichen Grenze, nämlich der panonischen Mark übertragen. Wahrscheinlich war er Ludwig auf seinem letzten Zug nach Frankreich nicht gefolgt, hatte vielleicht denselben laut und öffentlich mißbilliget, dann durch unziemende Reden das Herz des Königes immer mehr erbittert, und eben dadurch gegen sich selbst endlich sogar den Verdacht der Untreue geweckt *). Wie diesem aber auch seyn mag; so war der König jetzt nun einmal im höchsten Grade gegen ihn aufgebracht. Auf dem, in diesem Jahre zu Regensburg gehaltenen Reichstag wollte daher Ludwig dem Herzog seine königliche Ungnade in ihrem ganzen Umfange fühlen lassen. Er nahm ihm nicht nur die Verwaltung der panonischen Mark, sondern entsetzte ihn und seine drei Neffen, die Grafen Uto, Berengar und den Abt Waldo, so wie noch einige andern von des Herzogs vertrautern Freunden, wie z. B. die Grafen Sieghard und Gerold, aller öffentlichen Würden und Aemter **). Die über dem Herzog

*) Die fuldaischen Annalen sagen, daß man den Herzog quasi infidelitatis reum betrachtet und behandelt habe.

**) In Ansehung des ganzes Herganges müssen wir, aus Mangel an Ueberlieferungen, uns blos Muthmaßungen überlassen. Von Ludwigs laut ausgesprochenen Beweggründen, so wie von dessen geheimen Motiven, und den wahren oder scheinbaren Ursachen, welche den tiefen Fall des damaligen ersten Fürsten des Reiches, und so vieler bedeutender, einflußreicher

gehäufte Schmach fiel natürlicher Weise nun auch zum Theil auf dessen königlichen Schwiegersohn zu.

Großen herbeiführten; von Allem diesem, was doch gewiß auf den innern Zustand des Reiches, und die auch jetzt schon in Deutschland immer schwankender werdenden Verhältnisse der großen Reichsbeamten zu dem König wieder manches sehr willkommenes Licht verbreitet haben würde, findet man in den dürren, Skelett ähnlichen Chroniken jener Zeit auch nicht das Mindeste, was nur von weitem darauf hindeutete. — Bei jedem Werke wird und muß der Meister doch stets einen gewissen Zweck haben. Wenn nun dieses, was freilich noch einigem Zweifel unterliegt, auch der Fall bei den alten Chronikern war; so konnten sie doch offenbar keinen andern vernünftigen Zweck haben, als brauchbare Materialien für den künftigen Geschichtschreiber zu sammeln. Aber nun ist es gerade für diesen die erste und wichtigste Aufgabe, nicht blos einzelne Ereignisse, so gut als es sich thun läßt, an einander zu fädeln; sondern den wahren Geist und die Natur eines Zeitalters, dessen moralische und religiöse Beschaffenheit, politische und sittliche Begriffe, Grundsätze und Ansichten in einem lebendigen und sprechenden Bild anschaulich zu machen. Aber offenbar wird hiezu eine reiche Fülle biographischer Züge und lebendiger Charaktergemälde, zu welchem letzteren jedoch blos ein mit Einsicht und Scharfsinn gegebenes historisches Detail das nöthige Colorit liefern kann, durchaus erfodert. Leider findet man aber gerade von diesem, so wie von allem, was die höhern Interessen der Menschheit betrifft, bei den alten Chronisten auch nicht die leiseste Spur. Was sie uns geben, sind blos einzelne, oft wenig wesentliche stets völlig isolirt stehende Thatsachen, ohne allen historischen Verband, stets blos in ihren äußersten Umrissen, dabei meistens von matter, unstäter Hand gezeichnet; und alles übrige was man noch, und zwar oft über allen Bedarf, in den Kauf drein bekommt, sind größtentheils an sich ganz gewöhnliche, aber durch abergläubische Volkssagen vermiraculirte Naturerscheinungen, denen die Chronisten nur durch

rück. Das Wenige, was wir in abgerissenen Bruchstücken von dem Prinzen Carlmann wissen, deutet auf eine schöne, für das Edle empfängliche, zart fühlende Seele. Vielleicht hoffte er seinen Vater, dessen natürliche Milde und Herzensgüte er aus eigner Erfahrung kannte, auch sehr bald mit dem Vater seiner Gemahlin wieder auszusöhnen. Aber welche Gedanken und Empfindungen auch seine zarte Theilnahme an dem Unglück seines Schwiegervaters in ihm erregen mochte; so riß doch offenbar sein Gefühl ihn jetzt weit über die Schranken seiner Pflicht hinaus. Als nämlich der neue, von dem König für die panonische Mark ernannte Herzog nebst den übrigen königlichen Beamten ankam, um

---

die lächerlichsten Uebertreibungen ein Interesse zu geben suchen; wie z. B. ein Winter, dessen Kälte von solcher Strenge war, daß das ganze adriatische Meer mit einer so dichten Eiskruste bedeckt war, daß die schwersten, mit vielen Zentnern beladenen Kaufmannsfuhren ganz bequem von Osten nach Westen, wie von Süden nach Norden darauf herumkutschieren konnten; Nordscheine, die die Nacht in sonnenhellen Tag verwandelten, und nicht selten eine Menge feuriger Säulen, Schwerter, Wagen rc. am nächtlichen Himmel. In der That läßt sich nicht leicht Etwas geistloseres, unfruchtbareres und in geschichtlicher Hinsicht weniger befriedigendes denken, als alle diese Chroniken sammt und sonders; und gewiß ist es demjenigen, der auf den dürren, wüsten und wasserlosen Steppen dieser Chronikschreiberei sich herumtreiben, und damit herumplacken muß, sehr verzeihlich, wenn er seinem Unmuth darüber, wie hier geschehen, bisweilen in einigen Worten Luft zu machen sucht. Das Einzige, was sich allenfalls zum Besten dieser Annalen und Chroniken sagen läßt, besteht blos in dem alten bekannten Sprichwort, nämlich: Etwas — wie schlecht es auch sey — ist doch besser, als gar Nichts.

die Verwaltung der Provinz zu übernehmen, jagte Carlmann sie sämmtlich fort, und vereinte eigenmächtig diese Mark mit dem von Ludwig ihm übergebenen Herzogthum Kärnthen: eine Handlung, die unstreitig allein schon mit dem Namen einer Empörung bezeichnet zu werden verdient. Ludwig mit Recht über das eigenmächtige, ungehorsame Verfahren seines Sohnes erzürnt, entsetzte ihn nun ebenfalls der Verwaltung des Herzogthums Kärnthen. Aber dadurch ward Carlmann nur noch mehr erbittert, und als der neue Herzog, der ihn ablösen sollte, ankam, wollte er demselben durchaus nicht weichen, wieß ihn stolz zurück, und behauptete sich gegen den Willen des Vaters auf seinem, für die Sicherheit des Reiches so ungemein wichtigen Grenzposten. Doch damit sich noch nicht begnügend, ordnete Carlmann nun noch Gesandte an den, gegen Ludwig stets so feindselig gesinnten mährischen Herzog Rastiz, knüpfte geheime Unterhandlungen mit ihm an, und suchte durch engere Verbindung mit dem Mährer sich seinem Vater furchtbar zu machen, selbst nöthigen Falls mit den Waffen in der Hand ihm trotzen zu können. Als Ludwig dieses erfuhr, und zugleich die Nachricht erhielt, daß mehrere slavische Völker, besonders die den Böhmen nördlich wohnenden Obotriten, eine drohende Stellung auf den Grenzen annahmen, zweifelte er nicht mehr an dem Hochverrath seines Sohnes, machte aber, um die Empörung in ihrer Geburt zu ersticken, so kräftige und schnelle Vorkehrungen, daß Carlmann den Muth verlor, um feierliche Zusage persönlicher Sicherheit ansuchte, sie auch erhielt, und hierauf als ein, den Befehlen seines Vaters gehorsamer Sohn, zu demselben nach Regensburg kam. Ludwig wollte den strafbaren Sohn, ohne ihn gehört zu haben, nicht verurtheilen, und nun gelang es demselben, sich über alle

gegen ihn erhobene Klagpunkte vollkommen zu rechtfertigen. Ludwig, der vermöge seiner natürlichen Güte sehr froh war, seinen Sohn nicht strafbar zu finden, vielleicht auch, weil durch eigene Erfahrung belehrt, zu klug war, ihn strafbar finden zu wollen, fand Carlmanns Rechtfertigung vollkommen gegründet *), verzieh ihm daher von ganzem Herzen, und gab ihm sogar nicht blos das Herzogthum Kärnthen, sondern auch die panonische Mark wieder zurück; nur mußte derselbe eidlich geloben, nie mehr die Grenzen der von dem Vater ihm ertheilten Vollmacht in der Verwaltung dieser Länder zu überschreiten. Auch für seinen Schwiegervater legte Carlmann öftere Fürbitten ein. Aber Ludwig blieb unerbittlich, und Herzog oder Graf Ernst starb ein paar Jahre nachher, vom Hofe auf immer entfernt, in stiller Abgeschiedenheit auf seinen Gütern in der Gegend von Fulda.

2. Die Aussöhnung zwischen Vater und Sohn war von kurzer Dauer. Das Herz des Einen wie des Andern war nun einmal dem Argwohn und falschen Verdacht geöffnet. Wie es scheint, hatte Carlmann geheime Feinde am Hofe seines Vaters, oder dieser unverständigen Leuten den Auftrag gegeben, alle Schritte seines Sohnes genau zu beobachten. Bald ward also Carlmann wieder der verderblichsten Anschläge gegen seinen Vater beschuldiget, und Ludwig glaubte sich von den verbrecherischen Entwürfen Carlmanns so sehr überzeugt, daß er in einem Augenblick der Aufwallung laut vor den ganzen versammelten Hofe erklärte, er werde seinem

*) Worin diese Rechtfertigung bestanden haben mag, ist schwer zu errathen, besonders in Ansehung der mit dem mährischen Herzog angeknüpften Unterhandlungen.

ungehorsamen Sohne nie mehr, so lange er lebe, eine Statthalterschaft, oder irgend ein anderes öffentliches Amt übertragen. Carlmann war gerade auf einer Reise nach Regensburg begriffen, als er durch warnende Briefe den Zorn seines Vaters und dessen letzte Aeußerungen erfuhr. Erschrocken kehrte er sogleich nach Kärnthen zurück. In der Mitte seiner Getreuen glaubte er sich wenigstens gegen die ersten und heftigsten Ausbrüche der väterlichen Ungnade gesichert. Auf die Güte seines Vaters sich verlassend, hoffte er in der Ferne denselben bald wieder von seiner Unschuld zu überzeugen. Aber falscher Argwohn und boshafte Verläumdung hatten das Herz Ludwigs zu tief verwundet. Er wollte von keiner Vermittelung mehr etwas hören, traf im Gegentheil sehr ernste kriegerische Vorkehrungen, zwar unter dem Vorwand gegen den mährischen Herzog Rastiz zu ziehen, setzte sich aber mit dem Heere, so bald es versammelt war, in der Richtung nach Kärnthen in Marsch. An Streitkräften war Ludwig seinem Sohne weit überlegen. Nur in den Gebirgen, wo das Terrain nicht erlaubt, große Massen zu entwickeln, konnte Carlmann hoffen, auch gegen ein weit überlegeneres Heer sich in seiner Stellung zu behaupten. Alles hing also davon ab, die in das Innere von Kärnthen führenden Engpässe mit Erfolg gegen das väterliche Heer zu vertheidigen. An den Ufern der, am Fuße der Gebirge hinfließenden Schwarza, öffnet sich eines der Hauptthore von Kärnthen. Hier stellte also Carlmann sein Heer auf; da er jedoch nicht selbst gegen seinen Vater das Schwert ziehen wollte, so übertrug er dem Grafen Gundachar, dem er längst schon sein ganzes Vertrauen geschenkt hatte, die Führung des Heeres. Dem Scheine nach zum Unglück Carlmanns, aber in der That zu dessen Glück, stand Gundachar mit

dem König in geheimem Einverständnisse. Sobald also Ludwig mit dem Heere erschien, ging der Verräther mit allen seinen Schaaren zu ihm über, und Carlmann, verlassen und verrathen, fand nur in schleuniger Flucht noch sein Heil. Ziemlich lange Zeit konnte Ludwig den Aufenthalt seines Sohnes nicht erforschen. Er schickte einen Abgeordneten an seinen Bruder Carl mit der Bitte, wenn sein Sohn zu ihm seine Zuflucht nehmen wollte, ihn nicht aufzunehmen, sondern unverzüglich dem Vater zurückzuschicken.

3. Als Ludwig seinen Sohn so gänzlich verlassen in der Irre herumwandern sah, neigte sich auch sogleich wieder sein Vaterherz zu ihm hin. Redliche Männer benutzten die Stimmung des Königs, übernahmen mit gutem Erfolg die Vermittelung, und bewirkten bei Ludwig, daß er seinem Sohne erlaubte, in voller Sicherheit vor ihm zu erscheinen. Dem Rufe des Vaters folgend, eilte jetzt Carlmann sogleich nach Regensburg, warf sich seinem Vater zu Füßen, erwies die Grundlosigkeit der frühern Anklagen seiner Verläumder, und rechtfertigte sich über seine letzte Schilderhebung so gut, als er es vermochte. Ludwig war abermals sehr erfreut, seinem Sohne verzeihen zu können. Zwischen beiden kam also eine vollkommene Aussöhnung zu Stande. Aber die Statthalterschaft an der östlichen Grenze erhielt Carlmann nicht wieder zurück. Im Gegentheil hielt ihn der Vater in einer Art anständiger Haft; und dem äußern Scheine nach völlig frei, jedoch zu jeder Stunde scharf und genau beobachtet, ward jetzt Carlmann auf allen Jagden und Reisen Ludwigs stets seines Vaters treuer Begleiter. — Zum Lohne seines Verrathes erhielt Gundachar das Herzogthum Kärnthen. — Lange

konnte es indessen Carlmann nicht entgehen, daß er im ganzen genommen jetzt blos der Gefangene seines Vaters sey; jedoch von diesem mit Anstand und vieler Liebe behandelt, ertrug er zwei Jahre lang geduldig das drückende Gefühl verlorner Freiheit. Aber von frühester Jugend auf an die Spitze eines Heeres, oder der Verwaltung einer Provinz gestellt, mithin mehr an das Befehlen, als an das Gehorchen gewöhnt, ward dem Prinzen dieser Zwang endlich unerträglich. Er sann auf Mittel, die immer drückender werdenden Fesseln abzustreifen. Den ersehnten Augenblick sein Vorhaben auszuführen bot ihm bald eine große, von seinem Vater angestellte Jagdparthie dar. Carlmann bestieg ein ungemein muthiges, feuriges Roß, dessen Stärke und Kraft er kühn Leben und Freiheit anvertrauen konnte. Unter dem Vorwand ein flüchtiges Wild zu verfolgen, sprengt der Prinz jetzt plötzlich seiner Umgebung voran, setzt über die breitesten Gräben, über Hecken und Steinmassen, entschwindet daher bald den Blicken seiner Begleiter, eilet dann nach Kärnthen, und findet dort in der Mitte seiner alten Getreuen wieder Freiheit und Sicherheit. Ludwig erzürnte nicht über die plötzliche Flucht seines Sohnes, war jedoch besonnen genug, ihm auf der Stelle nachzueilen; aber durchaus nicht in einer feindlichen Haltung; sondern blos wie ein gütiger Vater seinem, aus falscher Furcht vor der väterlichen Ungnade fliehenden Sohne nacheilt. Ludwig war zu verständig und zu gütig, um nicht die verderblichen Folgen einer zu weit getriebenen, mithin mißbrauchten väterlichen Gewalt einzusehen. Er entbot seinem Sohne sicheres Geleit, und Carlmann, der trotz seiner augenblicklichen Verirrungen dennoch in seinem Herzen den, seinem Vater und König schuldigen Gehorsam nie verletzt hatte, stellte sich auch sogleich wieder auf

den ersten Ruf seines Vaters ein. Zwischen Beiden ward nun alles friedlich und freundlich ausgeglichen. Carlmann erhielt das Herzogthum Kärnthen nebst der panonischen Mark wieder zurück, und das Band gegenseitigen Zutrauens, das Vater und Sohn jetzt auf das neue wieder umschloß; ward durch einen Zug, den Carlmann an der Spitze seiner kärnthischen Schaaren gemeinschaftlich mit seinem Vater gegen den mährischen Herzog unternahm, auf immer befestiget (865).

4. Von jetzt an machte Carlmann seinem Vater nie mehr, auch nur den mindesten Verdruß. Da aber, wie wir schon oben erwähnten, Zank und Hader nun einmal in der carolingischen Familie gleichsam einheimisch geworden waren; so kam die Reihe jetzt an Ludwigs zweiten Sohn, Ludwig den Jüngern. Dieser glaubte sein Interesse jenem seines ältesten Bruders aufgeopfert. Wahrscheinlich hatte er auf Carlmanns Ungnade bei dem Vater speculirt, und sah sich nun durch die, unter Beiden zu Stande gekommene Versöhnung in seinen selbstsüchtigen Hoffnungen getäuscht. Dies erregte seinen Grimm und führte ihn auf den unseligen Gedanken, sich ebenfalls durch Ungehorsam und Empörung seinem Vater furchtbar zu machen, und was er jetzt nicht von ihm erhalten könnte, durch Waffengewalt zu ertrotzen. Durch ganz Thüringen und Sachsen sandte er geheime Boten, um die dortigen Vasallen zu einer gemeinschaftlichen Empörung mit ihm gegen seinen Vater zu reizen, gewann auch wirklich die mehrsten derselben durch eitle Versprechungen von Macht und Reichthümern, zog alle Mißvergnügte, besonders jene, welche König Ludwig ihrer Würden und Aemter entsetzt hatte, an sich und in sein Interesse, und fand selbst in dem Gefolge Carlmanns, dem er die wie-

derverlangte Gunst seines Vaters mißgönnte, eine Menge Mitverschworner, ermunterte endlich durch seine Emissäre auch den mährischen Herzog Rastiz, seines Vaters ärgsten Feind, zur Erneuerung des Krieges, und gab sich alle Mühe, zwischen Thüringern, Sachsen, Mährern und allen übrigen noch heidnischen slavischen Völkern, die sämmtlich derselbe Nationalhaß gegen die Franken beseelte, einen furchtbaren Bund zu Stande zu bringen; kurz, er that nun wirklich alles, was seinem Bruder Carlmann gewiß nie, auch nur von weitem in Sinn gekommen war. Zum Glücke konnten alle diese verrätherischen Umtriebe nicht immer so sehr verschleiert werden, daß nicht hie und da der Verdacht redlicher und scharfsehender Männer wäre geweckt worden. Alle Schritte des unbesonnenen, pflichtvergessenen Sohnes wurden nun genauer beobachtet, einige seiner Vertrauten gewonnen, und Briefe und geheime Emissaire aufgefangen; kurz, bevor noch der jüngere Ludwig alle seine Vorbereitungen beendiget hatte, war das ganze schändliche Gewebe seines Verrathes von dem Vater schon entdeckt.

5. Aber eben so schnell als kräftig und weise waren jetzt auch die Entschließungen des Vaters. Die Sorge für Bayern übertrug er seinem ältesten Sohne Carlmann, im Falle der mährische Herzog feindliche Bewegungen gegen das Land machen sollte. Er selbst eilte in die westlichen Provinzen seines Reiches, und ließ an sämmtliche Vasallen in ganz Deutschland ein allgemeines Aufgebot ergehen, sich unverzüglich mit allen ihren Getreuen, und der gesammten waffenfähigen Mannschaft bei Frankfurt zu sammeln. Jetzt erwies es sich, wie groß und gebietend Ludwigs Ansehen in ganz Deuschland war. Von allen Seiten strömten große und kleine Vasal-

len mit ihren Getreuen herbei, und in wenigen Wochen stand unter Ludwigs königlichem Panier ein so zahlreiches und furchtbares Heer, daß dem aufrührischen Sohne der Muth gänzlich entsank. Viele aus seiner bisherigen, in das Geheimniß seiner aufrührerischen Entwürfe eingeweihten Umgebung verließen ihn, und suchten an irgend einem Ort ihre Schande zu verbergen, andere gingen zu dem König über, und bekannten reumüthig ihre Schuld, und keiner von des Prinzen entfernten Anhängern wagte es, auch nur die mindeste Bewegung zu machen. Für den jüngeren Ludwig blieb nun nichts übrig, als ebenfalls zu der Milde des gütigen Vaters seine Zuflucht zu nehmen. Den Erzbischof von Mainz bat er um Fürsprache bei dem Vater. Gerne übernahm dieser ehrwürdige Prälat das Geschäft der Vermittelung, und da er den kürzesten Weg zu dem Herzen Ludwigs kannte; so bewirkte er auch bald, daß der jüngere Ludwig noch vor Ende desselben Jahres (867) nach Worms zu seinem Vater kommen durfte, der ihm nun nicht nur aufrichtig verzieh, sondern auch noch überdieß, gleichsam als ein Unterpfand vollkommener Versöhnung, den Oberbefehl über ein bedeutendes, gegen die Obotriten bestimmtes Heer übertrug.

6. Zwar nicht für immer, aber doch auf mehrere Jahre waren jetzt Friede und Eintracht in dem deutschen Königshause wieder hergestellt. Aber wie Ludwig selbst einst daran Schuld war, daß der, welcher ihm das Leben gegeben, nur unter Kummer und Gram sein graues Haupt in die Bahre legen konnte; eben so sollte er auch jetzt, obgleich nicht gerade am Ende seines Lebens, jedoch in den letzten Jahren desselben erst die bittersten und schmerzhaftesten Erfahrungen machen. —

Ludwig hatte auf den Fall seines Todes, an welchen er durch einige schwere Krankheiten sehr ernsthaft war erinnert worden, über seine Staaten verfügt, und sie unter seine Söhne getheilt. Aber nun ging bald darauf die Rede, Ludwig habe zum Besten Carlmanns, der indessen durch seine in mehrern slavischen Feldzügen bewiesene Treue und Tapferkeit noch höher in der Gunst des Vaters gestiegen war, in seinem Testamente verschiedene neue, den beiden andern Söhnen nachtheilige Verfügungen getroffen. Dies nahm der jüngere Ludwig sehr hoch; flößte gleiche Gesinnungen auch seinem jüngsten Bruder Carl ein; und beide waren jetzt entschlossen, ihr vermeintes Recht mit den Waffen in der Hand gegen ihren Vater geltend zu machen. Da bei dem nunmehr auch in Deutschland immer mehr ausartenden Vasallenthum dem Interesse schwungsüchtiger und trotziger Großen nichts ersprießlicher seyn konnte, als Zank und Streit in dem regierenden Königshause; so fanden auch Ludwigs beide Söhne bald wieder der Anhänger in Menge, besonders unter den, dem jüngern Ludwig völlig ergebenen Sachsen und Thüringern; und bevor noch der nur allzu nachsichtige Vater von ihren aufrührischen Bewegungen die mindeste Kunde erhalten hatte, standen sie schon an der Spitze eines zahlreichen Heeres, rückten damit gegen den Rhein und besetzten die Gegend von Speier. Auf die erste Nachricht von dieser neuen Empörung verließ König Ludwig sogleich Regensburg und eilte nach Frankfurt. Aber mit welchem Rechte er auch seinen ungehorsamen und pflichtvergessenen Söhnen hätte zürnen können, wollte er dennoch, um sie wieder zum Gehorsam zurückzuführen, sich keiner gewaltsamen Mittel bedienen. In festem Vertrauen auf das in dem Herzen seiner Söhne noch nicht völlig erstorbene Pflichtgefühl

sandte er ihnen freundliche Briefe, voll Worte väterlicher Liebe und schonender Nachsicht, lud sie zu sich zu einer Unterredung ein, versprach jede ihrer gerechten Foderungen zu bewilligen, alle Ursachen künftigen Mißvergnügens auf immer zu heben. Zwischen Frankfurt und Speier gingen Boten unaufhörlich hin und her. Aber allen Liebkosungen des Vaters setzten die ungehorsamen Söhne nur Trotz und Starrsinn entgegen, konnten jedoch dadurch weder die väterliche Zärtlichkeit erkalten, noch die Geduld des, theils durch das Alter, theils durch manche trübe Rückerinnerungen aus seiner eigenen Jugend mürbe gewordenen Vaters erschöpfen. Nach vielem Aerger und Verdruß brachte es endlich der König doch so weit, daß die Söhne versprachen, auf dem im nächsten Monat Mai zu Tribur zu haltenden Reichstag sich einzufinden. Dieser Vertrag ward von beiden Seiten beschworen, worauf Ludwig nach Regensburg, und die beiden Brüder, nachdem sie ihr Heer entlassen, in die ihrer Verwaltung anvertrauten Provinzen zurückkehrten. — Zur bestimmten Zeit fand sich Ludwig zu Tribur ein. Da er aber einen Vasallen des sächsischen, bei seinen Landsleuten wie bei dem jüngern Ludwig in großem Ansehen stehenden Grafen Heinrichs, eines leichten Verbrechens wegen, der Augen hatte berauben lassen *),

*) Dieser Graf Heinrich war einer von des jüngern Ludwigs eifrigsten Anhängern, und wahrscheinlich auch schlechtesten Rathgebern. Er war es, der bei der ersten Empörung dieses Prinzen nach Mähren ging, um den Herzog Rastiz zu bewegen, mit den Empörern gemeinschaftliche Sache zu machen, und den gegenwärtigen Augenblick zur Erneuerung des Krieges gegen den Vater zu benutzen. Allem Anscheine nach war dieses dem König Ludwig bekannt, und nun die Ursache der strengern und härtern Bestrafung des Vasallen jenes übelgesinnten Grafen.

so erregte dies auf das neue den Argwohn des jüngern Ludwigs, und er und sein Bruder Carl, obgleich sie Tribur schon ganz nahe waren, kehrten auf der Stelle wieder um. Sobald Ludwig dies hörte, eilte er seinen Söhnen nach, holte sie bei Gerichsheim ein, und brachte sie durch die süßesten Worte, die zärtlichsten Ermahnungen und die herrlichsten Versprechungen endlich doch dahin, daß sie ihm nach Tribur folgten, jedoch erst nachdem er, vielleicht zum Theile dazu gezwungen, ihnen alle ihre Foderungen bewilliget hatte. (871.)

8. Seinen Hauptzweck hatte Ludwig zwar erreicht. Ihm und seinem Hause war nun der Friede wieder gegeben. Aber demungeachtet hatte er den von seinen Söhnen ihm gereichten bittern Kelch doch noch nicht völlig geleert, und schon nach Jahresfrist erwartete ihn in Frankfurt ein neuer, vielleicht noch schreckbarerer Unfall, der auch gewiß sein Vaterherz noch ungleich blutiger und schmerzhafter zusammenpreßte, als der Söhne Ungehorsam und Empörung es je hätten verwunden können. Ludwigs jüngster Sohn Carl nämlich hatte von Natur aus ein frommes, wahrhaft christlichgesinntes Herz. Nur das dringende, vielleicht selbst betäubende Zureden seines Bruders hatte ihn gegen seinen Willen hingerissen, ihn gleichsam gezwungen, an der Empörung desselben theilzunehmen. Als aber der erste Sturm der Leidenschaften sich gelegt hatte, auch das Geräusch der Waffen und das Gewühl eines Lagers ihn nicht mehr zerstreuten gewannen ernstere Betrachtungen in seiner Seele bald wieder die Oberhand. Der Gedanke, die Hand gegen seinen Vater erhoben, mithin Gottes einst auf dem bebenden Sinai unter Donner und Blitz gegebenes viertes Gebot, mit dessen Befolgung der Ewige so,

gar hier schon auf Erden zeitlichen Segen verbunden hatte, so schnöde übertreten zu haben, fing nun an, Tag und Nacht seine Seele zu ängstigen; und gequält von den unaufhörlichen Vorwürfen seines jetzt nicht mehr schlummernden Gewissens, war er seit einiger Zeit in eine tiefe Schwermuth versunken, die endlich in Frankfurt, wohin Ludwig seine Söhne und viele seiner Großen zu einem Reichstag berufen hatte, plötzlich in furchtbaren Wahnsinn überging. Der erste Anfall dieses schrecklichen Uebels zeigte sich in öffentlicher Versammlung aller geistlichen und weltlichen Großen. Mitten in der Berathung über die wichtigsten Angelegenheiten des Reichs sprang Carl plötzlich von seinem Sitze auf, erhob schreckliches Geschrei, stieß Verwünschungen gegen sich aus und schrie, daß er sich augenblicklich von seiner Gemahlin scheiden, nie mehr mit ihr leben und seine Tage in einem Kloster beschließen wolle. Unter fortgesetztem Schreien und Toben riß er sich hierauf Schwert, Gürtel und Kleider vom Leibe, warf sie auf die Erde und fing an gegen sich selbst zu wüthen. Alle seine Gesichtszüge waren furchtbar entstellt. Schrecken ergriff die ganze Versammlung. Bischöfe und Herzoge liefen herbei, und kaum gelang es sechs der stärksten Männer, sich des Rasenden zu bemächtigen. — Man denke sich jetzt den Schmerz des tief gebeugten Vaters bei dem Anblick dieser so ganz unerwarteten, und eben daher desto schrecklichern und erschütterndern Scene! — Geistliche und Laien waren der Meinung, der Prinz sey besessen, ein unreiner Geist habe sich seiner äußern Organe bemächtiget. Man führte ihn demnach in die Kirche, und der Erzbischof von Mainz legte eiligst die priesterliche Kleidung an, um für den bedauernswerthen Prinzen das heilige Opfer zu verrichten. Als man aber in der Messe an das Evangelium

kam, erhob sich plötzlich wieder Carl, und rief in einem Mark und Bein durchschneidenden Ton einmal über das andere: Weh, Weh, Weh! überschrie dabei jeden Gesang des Erzbischofes, schreckte und betäubte alle Anwesenden, und setzte sein gräßliches Geheul bis zum Ende der heiligen Handlung ununterbrochen fort. In der Voraussetzung, daß Carl besessen sey, nahm man nun seine Zuflucht zu heiligen Reliquien, frommen Wallfahrten und allen übrigen Mitteln, welche in solchen Fällen die Kirche uns bietet; auch ward eine Pilgerreise nach Rom zu den Gräbern der beiden heiligen Apostel beschlossen. Mag es nun seyn, daß Carl wirklich besessen, oder blos von einer ganz ungewöhnlichen, höchst schreckbaren, obgleich blos natürlichen Krankheit befallen war; so ist es doch durchaus nicht zu bezweifeln, daß nebst der ihm gereichten ärztlichen Hülfe, in Verbindung mit der liebevollen Behandlung seines zärtlichen Vaters, das vereinte Gebet unserer heiligen Kirche das Meiste, wo nicht Alles zur Heilung des Prinzen beitrug. Als derselbe vollkommen wieder hergestellt war, unterblieb auch die Wallfahrt nach Rom, besonders da sehr wichtige, indessen eingetretene Ereignisse dieser Reise unendliche Schwierigkeiten in Weg legten, oder vielmehr sie völlig unmöglich machten *).

*) Merkwürdig, jedoch vielleicht mehr in Beziehung auf den Erzählenden als auf die Erzählung, ist der in den bertinianischen Annalen enthaltene Bericht über den wunderbaren Ausbruch des Wahnsinnes des Prinzen Carl. Der Teufel, so heißt es darin, kam, gekleidet in die Gestalt eines Engels des Lichts, zu Carl. Der Prinz erschrack heftig bei dieser Erscheinung. Der Geist der Lüge und des Truges suchte daher ihn zu beruhigen. Weil, sagte er zu ihm, dein Vater, der dich ganz dem Interesse deines ältesten Bruders Carlmann aufopfern will, sich dadurch

schwer versündiget hat, so wird Gott in Kurzem das Reich von ihm nehmen, und es deinen Händen übergeben. Aber die immer mehr geahnte Nähe des Satans, trotz dessen erborgter Gestalt, überwältigte endlich den Prinzen. Er nahm die Flucht und eilte in die, an seine Wohnung stoßende Kirche. Jedoch auch dahin folgte ihm der Satan. Wenn ich nicht, sagte er zu ihm, ein Bote Gottes wäre, wie könnte, wie dürfte ich den geheiligten Tempel des Herrn betreten. Er fuhr nun fort durch schmeichelnde und fromme Worte Carl so lange zu täuschen, bis er es dahin brachte, daß der Prinz sogar das heilige Sacrament aus seinen Händen empfing, oder vielmehr zu empfangen glaubte. Aber kaum hatte er den ihm gereichten Bissen genommen, als auch der böse Geist in ihn fuhr; und da Carl unmittelbar darauf in die Versammlung ging; so brach auch dort sogleich die Wirkung seiner Besessenheit in der, oben erzählten, furchtbaren Scene wahnsinniger Verzweiflung aus. — Um unsere Leser in den Stand zu setzen, diese an sich schon so ziemlich die Physionomie einer Fabel tragende Erzählung gehörig zu würdigen, dürfen wir ihnen nur sagen, daß der Verfasser dieses Theils der bertinianischen Annalen der nämliche Erzbischof Hincmar von Rheims ist, der auch in dem, im Namen der zu Chiersi versammelten Bischöfe, an König Ludwig gerichteten Schreiben, das absurde Mährchen von jener Vision, welche der heilige Eucharius über die Verdammniß Carl Martels gehabt haben soll, vorbringt, und selbst den großen schwarzen Drachen nicht vergißt, der aus dem Grabe dieses Fürsten, als man es öffnete, unter Schwefeldampf und zischenden Flammen herausflog, und alle diese Possen dem König mit demselben Ernste und derselben scheinbaren Salbung erzählt, mit welcher er nur immer eine große und heilige Wahrheit des Evangeliums ihm zu Gemüthe hätte führen können. — Wer einmal gefaselt hat, wird über Gegenstände ähnlicher Art auch zum zweitenmale, und, wenn es Noth thut, selbst zum dritten, vierten und fünftenmale wieder faseln.

lich weit hinter ihm liegenden Vergangenheit, sowie jene seiner eigenen Erfahrungen waren glücklicher Weise bei Ludwig nicht verloren gegangen. Durch Sanftmuth und Milde, gepaart mit väterlichem Ernste, wußte er von jetzt an unter allen Gliedern der königlichen Familie stets Friede und wechselseitiges Wohlwollen zu erhalten. Seine drei Söhne liebte ohnehin Ludwig mit gleicher Zärtlichkeit; aber nun auch noch überzeugt, daß nur auf deren vollkommene Eintracht und brüderlich gemeinsamem Zusammenwirken ihre eigene, wie ihrer künftigen Reiche Stärke, Sicherheit und Wohl beruheten, bestrebte er sich, jeden derselben stets mit genau abgemessener gleicher Güte zu behandeln, gab keinem irgend einen Vorzug vor dem Andern, erstickte dadurch unter ihnen jeden aufglimmenden Funken von Neid, oder Mißtrauen, und führte eben dadurch ihre Herzen einander immer näher. Sehr weißlich erkannte er demnach auch bei der Theilung seiner Länder keinem der Söhne eine Oberherrschaft über die beiden andern Brüder zu. Ueberhaupt theilte Ludwig nicht, wie bisher und besonders zu Verdün geschehen, in ächt kaufmännischem Sinne, blos nach Längenmaß und Gewicht. Er trennte nicht, was die Zeit geeiniget, oder doch zu einigen strebte, und war vorzüglich darauf bedacht, jedem der drei Reichstheile denjenigen seiner Söhne zum Herrscher zu geben, dessen Gesinnungen, Fähigkeiten und ganze geistige Richtung auch dem Charakter jener Völker und deren innern und äußern Verhältnissen am meisten entsprachen. Aus diesem Grunde gab er dem kriegerischen und kriegskundigen Carlmann ganz Bayern und die, nur durch das Schwert zu behauptenden panonischen und slavischen Grenzländer. Sein zweiter Sohn, Ludwig der jüngere, der bei den Sachsen, wie bei den Franken, obgleich eine Art von Nationalhaß

beide Völker trennte, dennoch in gleichem Grade beliebt war, erhielt Franken, Thüringen und Sachsen, damit die gemeinsame Liebe zu ihrem jungen Beherrscher unter jenen Volksstämmen ein neues und festeres Band der Einigung würde *). Dem jüngsten Sohn Carl wies er ganz Allemannien an; ein Land, wo das auch jetzt in Deutschland ziemlich trotzig werdende Herrenthum sich noch immer in ungleich engern und gesetzlichern Grenzen eingeschlossen hielt, mithin auch mehr Ruhe und Ordnung herrschten, das Volk noch etwas galt, und das Familienleben daher auch in höherm Preise stand. Unstreitig war der sanftmüthige, ängstlich-fromme Carl ungleich mehr geeignet, ein solches Volk segenvoll zu beherrschen, als die noch viel wildern Sachsen, weit stolzern und trotzigern Franken, oder die kriegerischen, stets unruhigen Pannonier, Böhmen, Mährer, Sorben und Obotriten, die im Gehorsam zu halten, und nach und nach in ein deutsches Volk umzuschaffen, es einer wahrhaft eisernen, mithin

*) Von der Sachsen und Franken Anhänglichkeit an den jüngeren Ludwig finden wir selbst noch unter der Regierung seines Vaters mehrere sehr auffallende Beweise; besonders auf dem, im Jahre 875 zu Tribur gehaltenen Reichstag. Durch irgend eine, vielleicht ganz unbedeutende Veranlassung ward hier die alte Eifersucht zwischen Franken und Sachsen auf einmal wieder geweckt, und nahm einen so fürchterlichen Ausbruch, daß beide Partheien selbst in Gegenwart des Königs ihre Schwerter zogen, und so eben wie Wüthende auf einander losgehen wollten, als glücklicher Weise der jüngere Ludwig noch zu rechter Zeit mit einem kleinen Theil seiner Leibwache erschien, sich in die Mitte zwischen die Zornmüthigen stellte, und durch sein Ansehen und gebietendes Wort die obgleich so heftig bewegten und erbitterten Gemüther dennoch augenblicklich wieder beruhigte.

ungleich festern und kräftigern Faust erfoderte, als jene war, welche der stille, Ruhe und Friede liebende Carl *) von der Natur erhalten hatte. — So theilte Ludwig! und gewiß hatte er durch diese Theilung, so weit nur immer des Menschen beschränkter Blick zu reichen vermag, wenigstens für

*) Dieß ist der nämliche Carl, der, weil etwas corpulent und von gesetzter, nicht sehr hoher Statur, nachher den abgeschmakten Beinamen: der Dicke erhielt. — Nur da möchte es vernunftgemäß, daher auch erlaubt seyn, mächtigen Monarchen oder Regenten überhaupt Beinamen zu geben, wo diese entweder sich auf große, universalhistorische Ereignisse beziehen, mithin für diese gleichsam ein neues nie verstummendes Zeugniß ablegen, oder auch einen vorherrschenden, auf das Schicksal ihrer Völker einflußreichen Charakterzug bezeichnen. Beinamen dieser Art sind Carl der Große, Ludwig der Fromme, Ludwig der Strenge, Wilhelm der Eroberer, Philipp der Gütige ꝛc. Beinamen dieser Art sind auch für die Geschichte selbst nicht ganz unfruchtbar, und vorzüglich, wo nicht gerade für den Geschichtsforscher, doch für den Geschichtsliebhaber von großem Nutzen; denn sagte man z. B. Richard I. König von England, so werden gewiß die Meisten sich nichts dabei denken, als einen König, der Richard hieß, und einst über England herrschte. Würde man aber denselben König mit seinem historischen Beinamen bezeichnen, mithin sagen: Richard Löwenherz König von England; dann würde gewiß auch jeder, dem die englische Geschichte nicht durchaus völlig unbekannt wäre, sich sogleich in die Zeiten der Kreuzzüge versetzt fühlen, und wenigstens des Wesentlichsten aus der Geschichte dieses mit beispiellosen Muth und einer, alle Begriffe übersteigenden Kühnheit ausgerüsteten Monarchen und dessen Zeitalters sich erinnern. Alle andere Beinamen, die nicht in eine der oben angegebenen Cathegorien gehören, sind durchaus blos eine wahrhaft kindische, die Würde der Geschichte verletzende Frazerei.

die nächste Zukunft eben so weise als väterlich gesorgt.

IX.

1. **König Ludwigs letztere Regierungsjahre.** — Um Ludwigs Stellung zu seinen Söhnen, und die mehrfachen Zerwürfnisse zwischen diesen und ihrem Vater unsern Lesern im Zusammenhange, und ungestört durch Einmischung fremdartiger Gegenstände, mit einem Blick überschauen zu lassen, haben wir von dem, was indessen auf Deutschlands östlichen Grenzen gegen die slavischen Völker geschah, nichts erwähnt. In der Kürze werden wir also das Wissenswerthe davon jetzt nachholen. — Von dem Erfolge jenes dreifachen Feldzuges, welchen Ludwig in demselben Jahre, in welchem er in Frankreich einfiel, durch seine Söhne unternehmen ließ, wissen wir wenig oder nichts, ein sicherer Beweis, daß auch nichts Bedeutendes ausgerichtet ward, am allerwenigsten gegen die Sorben; indem diese schon gleich im folgenden Jahre ihren Herzog Czizibar, blos wegen dessen Anhänglichkeit an König Ludwig, todtschlugen, und durch feindliche Einfälle die deutsche Reichsgrenze auf das neue beunruhigten. Weit erfolgreicher waren die nachherigen Feldzüge, obgleich durch sie, wie überhaupt durch Ludwigs langjährigen, bis an sein Ende fortgesetzten Kampf gegen die slavischen Völker, weder deren Verhältnisse zu Deutschland genauer und bleibender bestimmt, noch auch der deutschen Könige Oberherrlichkeit und Herrscherrechte über jene Länder fester begründet wurden.

2. Indessen erwarben sich die deutschen Waf-

fen in diesen Feldzügen doch großen Ruhm, und in einem Zeitraum von beinahe zwanzig Jahren erfuhr Ludwig nur zweimal die Wandelbarkeit des Kriegsglückes. Eines der glänzendsten Kriegsjahre für Ludwig war das Jahr 869. Rastiz, Ludwigs Großmuth mit dem schnödesten Undank erwiedernd *), hatte seit einiger Zeit an einem Bunde beinahe aller slavischen Völker gegen die Deutschen gearbeitet. Das Werk war ihm gelungen, und Sorben, Wilzen, Böhmen und Mährer standen im Anfange dieses Jahres gegen Ludwig unter den Waffen. Sogar Gundachar, der seinem Könige zürnte, weil er dessen ältestem Sohne Carlmann das Herzogthum Kärnthen wieder hatte abtreten müssen, ging zu den Verbündeten über, und war ehrvergessen genug, in die Dienste des mährischen Herzogs als Unterfeldherr zu treten, und den Vortrab seines Heeres zu führen. Ludwig ward diesmal überrascht und Gundachar stand mit seinem Heerhaufen schon in Bayern, bevor noch der König sein Heer zusammengezogen hatte. Aber die Grafen verschiedener Gauen rafften in der Eile so viele Leute zusammen, als sie konnten, und gingen mit ihren, obgleich nicht sehr zahlreichen Schaaren, dem weit überlegneren Feinde kühn

---

*) Ludwig hatte nämlich vor zwei Jahren den Rastiz in einem Feldzuge so in die Enge getrieben, daß er sich in seiner Residenz Dowina, der festesten Burg im ganzen Mährenlande, einschloß; jedoch nach einer kurzen und scharfen Belagerung zur Uebergabe auf Gnade oder Ungnade gezwungen ward. Ludwig hätte ihn auf ewig aus dem Lande verweisen, einem andern, treuern Vasallen das Herzogthum geben können. Aber er that es nicht, foderte blos, daß er mit einem Eide ihm für die Zukunft unverbrüchliche Treue geloben sollte, schenkte ihm hierauf seine Freiheit, und bestätigte ihn auf das neue in seiner herzoglichen Würde.

entgegen. Zu ungleich waren jedoch die beiderseitigen Streitkräfte, und sicher wären die Bayern von der unverhältnißmäßigen Ueberzahl des Feindes erdrückt worden, hätte nicht eine unsichtbare moralische Kraft für sie diesmal den Sieg errungen. Als nämlich Gundachar das bayersche Heer zu Gesicht bekam, und die Fahnen seines Königes und Vaterlandes wehen sah, ward er plötzlich von dem Gefühle seiner Niederträchtigkeit und schwarzen Verraths so mächtig ergriffen, daß er wie besinnungslos da stand, vor sich auf die Erde hinstarrte, keine Anordnungen zu machen, nicht einmal den Befehl zum Angriff zu geben mehr vermochte. Als die Mährer dies sahen, glaubten sie ihrem Anführer sey aller Muth entsunken, wurden daher ebenfalls gänzlich entmuthiget, und als nun die Bayern mit Ungestüm auf sie eindrangen, leisteten sie nur schwachen Widerstand, wurden nach einem kurzen Gefecht geschlagen und völlig zerstreut. Gundachar selbst blieb in dem Treffen.

3. Die Nachricht von dieser gewonnenen Schlacht erregte allgemeinen Jubel in Regensburg. Man dankte Gott für den geschenkten Sieg; war aber auch darauf bedacht, denselben auf das beste zu benutzen. Drei Heere wurden in aller Eile ausgerüstet. Das Erste, unter der Führung des jüngern Ludwigs, und aus Sachsen und Thüringern bestehend, war gegen die Sorben bestimmt; das zweite unter Carlmann, bestand blos in dem bayerschen Bann, und sollte gegen den Fürsten Zwentibold, Rastiz Neffen, ziehen; das dritte endlich, aus Franken und Allemannen bestehend, wollte Ludwig in eigner Person gegen den Urheber des Krieges, gegen Rastiz führen. Aber beinahe in dem Augenblick des Aufbruchs ward der König von einer ge-

fährlichen Krankheit ergriffen. Er übergab demnach den Oberbefehl über das dritte Heer seinem jüngsten Sohne Carl. — Aller Orten begleitete jetzt Sieg die Waffen der Deutschen. Carlman und Carl drangen in Böhmen und Mähren ein, schlugen den Feind, wo sie ihn fanden, erstürmten und eroberten feste Burgen, Verhaue und verschanzte Lager, und stießen endlich mit ihren Heeren in dem Herzen von Böhmisch-Mähren zusammen. Aller Widerstand hatte nun aufgehört, und Böhmen und Mährer unterwarfen sich schweigend allen Anordnungen, welche Carlman in diesen Ländern zu machen für gut fand. — Zwar nicht von so glänzendem, aber dennoch glücklichem Erfolge war auch des jüngern Ludwigs Zug gegen die Sorben. Diese waren schon in Deutschland eingefallen. Ludwig vertrieb sie wieder vom deutschen Boden, drang darauf ziemlich tief in das feindliche Land, fand zwar da großen Widerstand, zwang aber endlich doch die Sorben sich zu unterwerfen, und stellte die ehemalige Verbindung dieser Länder mit Deutschland wieder her.

4. Ludwigs Krankheit hatte indessen furchtbare Fortschritte gemacht. Schon verzweifelten die Aerzte an ihrer Kunst, und gaben den Monarchen verloren. Aber die Freude über die glänzenden Siege seiner Söhne, und die indessen ganz unerwartet eingetroffene Nachricht von dem Tode seines Neffen Lothars, der nothwendig große Veränderungen in dem bestehenden politischen System herbeiführen mußte, hatten so wohlthätig auf Ludwigs ohnehin starke Constitution gewirkt, daß er trotz aller Vorhersagungen der Aerzte wieder so vollkommen genaß, daß er bald darauf schon eine nicht wenig beschwerliche Reise zu seinem Bruder anzutreten im Stande war. Carl hatte nämlich, theils in der Voraussetzung, daß

der slavische Bund seinen Bruder noch lange auf der östlichen Grenze seines Reiches beschäftigen würde, theils auch getäuscht durch ein falsches Gerücht von Ludwigs nahe bevorstehendem Tode, gleich bei der ersten Nachricht von dem Ableben seines Neffen, dessen ganzes Reich als ein ihm zugefallenes Erbe besetzt. Aber Ludwig, der sich jetzt wieder kräftig fühlte, und dem die schnelle und glückliche Beendigung des slavischen Krieges nunmehr erlaubte, seine ganze Aufmerksamkeit den Angelegenheiten des Westens zu schenken, ließ seinem Bruder sagen, daß er mit den Waffen in der Hand von ihm fodere, seine Truppen augenblicklich aus den lotharingischen Provinzen zurückzuziehen, und ferner sich nicht mehr eigenmächtig und ausschließlich in die Verwaltung dieser Länder zu mischen. Carl, der nun wohl einsah, wie sehr er sich in seinem politischen Calcul betrogen habe, jedoch einen Krieg mit seinem Bruder vermeiden, aber auch die Beute, die er schon allein verschlingen zu können geglaubt hatte, sich nicht gänzlich entreißen lassen wollte, zeigte sogleich die größte Bereitwilligkeit, sich mit seinem Bruder in Unterhandlungen einzulassen; und nun kam man auch bald darin überein, daß beide Brüder, bei einer persönlichen Zusammenkunft in Mersen, über einer Theilung der lotharingischen Länder sich friedlich vergleichen sollten. Leider begegnete Ludwig auf der Reise dahin ein, besonders für den gegenwärtigen Augenblick höchst widriger Zufall. Als er nämlich unter Weges, um von den Beschwerden der Reise etwas auszuruhen, in dem obersten Stockwerk eines ziemlich baufälligen Hauses abgetreten war, stürzte dasselbe plötzlich zusammen. Zwar war dasselbe blos von leichtem Holz erbaut, aber demungeachtet ward Ludwig unter den eingestürzten Balken und Brettern, an mehreren Theilen seines Kör-

pers zerquetscht und sehr beschädigt hervorgezogen. Ludwig, der seinen Bruder kannte, und wohl wußte, daß er stets bereit war, jeden Zufall zu seinem Vortheile zu benutzen, setzte ungeachtet heftiger Schmerzen dennoch seine Reise fort, beschleunigte aber auch desto mehr in Mersen den Gang der Unterhandlungen, so daß sehr bald ein förmlicher Theilungstraktat zu Stande kam (870) *). Froh, dieses verdrüßliche Geschäft nach Wunsche beendiget zu haben, kehrte Ludwig nach Regensburg zurück, erkrankte aber unter Weges zu Aachen an den Folgen der, bei dem Einsturze jenes Hauses erhaltenen Verwundung, und zwar so gefährlich, daß man schon wieder seinen Tod befürchtete. Der Gefahr entrissen ihn doch abermals seine starke Natur und fester Körperbau. Er genaß, und kam vollkommen wohl in seiner Residenz zu Regensburg an.

5. Während dieser Vorfälle waren in Böhmen und Mähren auf das neue wieder Unruhen ausgebrochen. Rastiz und dessen Neffe Zwentibold hatten sich mit einander entzweihet. Rastiz warf alle Schuld des letzten unglücklichen Feldzuges auf seinen Neffen, und dieser machte seiner Seits dieselben Vorwürfe seinem Oheim. Beider Gemüther wurden endlich so erbittert, daß Rastiz darauf sann, sich seines unbändigen Neffen auf immer zu entledigen, zuerst durch Meuchelmord, und als dieser Versuch mißlang, durch offenbare Gewalt. Aber auch dieser vermochte Zwentibold zu trotzen. Er

*) Die Theilungslinie, wodurch Friesland in zwei gleiche Hälften getheilt ward, ging längs der Maas und dann der Mosel bis nächst an den Jura. Von der Maas wie von der Mosel ward das rechte Ufer deutsches, das linke französisches Gebiet.

hatte endlich sogar das Glück, sich selbst der Person seines Oheims zu bemächtigen, und ihn an den Prinzen Carlman auszuliefern. In Ketten ward Rastiz jetzt nach Regensburg gebracht, dort vor ein Kriegsgericht gestellt, von diesem zum Tode verurtheilt, zwar von Ludwig in Ansehung der Todesstrafe begnadiget, jedoch der Augen beraubt und zu lebenslänglichem Gefängniß verurtheilt. Zum Lohne seiner erheuchelten Ergebenheit an Carlman erhielt Zwentibold das Herzogthum Mähren.

6. Zwentibolds Erhebung zum Herzog von Mähren war von Seite Ludwigs kein kleiner Mißgriff; denn Rastiz Neffe ward, wie wir in der Folge sehen werden, für die Deutschen eine noch ungleich furchtbarere Geisel, als es sein Oheim je hätte werden können. Es dauerte auch nicht lange, so erregte sein Betragen bei Carlman Mißtrauen und Argwohn. Der Prinz, in allen seinen Handlungen rasch und entschlossen, ließ ihn sogleich verhaften. Eine förmliche gerichtliche Untersuchung ward gegen ihn eingeleitet; aber es gelang ihm, sich vollkommen zu rechtfertigen, und Carlmann schenkte ihm nicht blos wieder seine ganze Gunst, sondern suchte auch durch königliche Geschenke ihn für das, was er erduldet hatte, zu entschädigen. Indessen hatten die Mährer, ergrimmt über die Gefangennehmung ihres Herzogs, alle Verbindung mit Deutschland abgebrochen, den Sclagamar, einen Anverwandten des Zwentibold zu ihrem Fürsten gewählt, und überall wieder die Fahne der Empörung in ihrem Lande aufgepflanzt. Ihr erster Versuch, die beiden Grafen Engelschalk und Wilhelm zu überfallen, mißlang; denn sie wurden vor der festen Burg, die jene besetzt hielten, mit Verlust zurückgeschlagen. Aber dies benahm ihnen nicht den Muth. Das Heer der

Mähren vermehrte sich zusehends und mit jedem Tag ward die Empörung bedenklicher. In der zuverläßigen Hoffnung, daß Zwentibold, dem es ohnehin an einem großen Anhang unter seinen Landsleuten nicht fehlen konnte, und in dessen eigenem Interesse es lag, die Parthei des neuen Herzogs sobald als möglich zu vernichten, und um wieder zu seinem Herzogthum zu gelangen, der Empörung schnell und ohne großes Blutvergießen ein Ende machen würde, hatte Carlmann die unbegreifliche Unvorsichtigkeit, demselben den Oberbefehl über das bayersche Heer zu übertragen. Aber Sclagamar hatte die ihm aufgedrungene Herzogswürde nur höchst ungerne übernommen. Sobald also Zwentibold wieder frei war, traten auch unverzüglich beide mit einander in geheime Verbindung, verabredeten den Untergang des bayerschen Heers, und verständigten sich gegenseitig über die diesfalls zu treffenden Vorkehrungen. Dem entworfenen Plane zu Folge, setzte Zwentibold mit dem bayerschen Heer über die Donau und rückte in Mähren ein. Sclagamar wich vor demselben zurück. Zwentibold folgte ihm in angestrengten Märschen, während jener sich immer weiter zurückzog. Endlich kamen die Bayern bei der alten in dem Herzen des feindlichen Landes, an der Mündung der Morawa in die Donau, gelegenen festen Burg des unglücklichen Rastiz an. Unter dem Vorwand, dem durch die angestrengten Märsche ermüdeten Heer einige Ruhe zu gestatten, ließ Zwentibold hier die Bayern ein Lager beziehen. Er selbst verlegte sein Hauptquartier in die so eben erwähnte Burg. Hier, von keinem Deutschen mehr in der Nähe beobachtet, und sogleich von zahlreichen Schaaren seiner Landsleute umgeben, traf Zwentibold noch die wenigen, zur Aufführung des schrecklichen Trauerspiels nöthigen Vorbereitungen, und sobald auch Sclaga-

war sich mit seinen Leuten dem bayerschen Lager genähert hatte, und nun sämmtliche Rollen vertheilt waren, überfiel mit einbrechender Nacht Zwentibold von drei Seiten das völlig unbewachte Lager der in der größten Sicherheit sich wähnenden und nicht die mindeste Gefahr ahnenden Bayern. Begreiflicher Weise war jetzt an Widerstand nicht mehr zu denken. Gar kein Gefecht hatte statt; sondern es begann sogleich die schrecklichste, unerhörteste Metzelei. Das ganze Heer ward vernichtet. Zwar machten die Mähren, weil des Mordens endlich müde, auch viele Gefangene, aber alle diese ließ der von Rache glühende Zwentibold nachher noch mit kaltem Blute ermorden. Von dem ganzen bayerschen Heere kamen nur wenige, die, weil Verrätherei ahnend, sich am vorigen Tage aus dem Lager entfernt hatten, mit dem Leben davon. Als Carlmann die traurige Botschaft von dieser schrecklichen Niederlage erhielt, war er sogleich darauf bedacht, wenigstens den in Gefangenschaft gerathenen Bayern unverzüglich wieder ihre Freiheit zu verschaffen. Er sandte demnach auf der Stelle alle mährischen Geißeln, die er noch im Lande hatte, an den Zwentibold; erhielt jedoch dafür nur den einzigen, schwer verwundeten, halb todten Rathod, mit des Barbaren höhnender Antwort, daß dies alles wäre, was er noch von bayerschen Gefangenen in Händen hätte. (871.)

6. Der Tod so vieler tausend braven Männer, unter denen sich auch nicht wenige aus den edelsten Geschlechtern befanden, versenkte das ganze Land in die tiefste Trauer. Aber der Triumph der Mähren wirkte gleich einem elektrischen Schlage nun auch auf die übrigen slavischen Nationen. Die Böhmen griffen jetzt ebenfalls zu den Waffen, um, wie sie sagten, die schmählichen deutschen Fesseln zu

brechen. Ludwig befand sich gerade in Frankfurt, einzig damit beschäftiget, seine beiden jüngern Söhne mit sich selbst und ihrer Pflicht wieder auszusöhnen. Indessen sandte er doch noch im Herbste desselben Jahres den Bischof Arnt von Mainz und den Grafen Ruduolt gegen die Böhmen. Beide fochten zwar nicht ohne Glück; konnten aber demungeachtet nichts Bedeutendes ausrichten, schützten jedoch die deutsche Grenze gegen feindliche Einfälle. Aber zu desto größern Erwartungen berechtigten die Vorbereitungen zu dem künftigen Feldzuge. Da Zwentibold die sämmtlichen böhmischen und mährischen Streitkräfte unter seinem Oberbefehl vereinigt hatte, so ward jetzt ein, mit der Stärke des Feindes im Verhältniß stehendes Heer ausgerüstet. Es bestand aus Sachsen und Thüringern, zu denen noch zahlreiche Schaaren aus den rheinischen Provinzen stießen. Aber unglücklicher Weise befand sich kein Glied der königlichen Familie dabei, und unter den verschiedenen Anführern war ebenfalls keiner, der durch einen berühmten Namen, oder eine hervorragende geistige Superiorität die Andern in der so durchaus nothwendigen Abhängigkeit von sich hätte erhalten können. Bei der daher unter ihnen sich bald einstellenden Uneinigkeit war nun auch an keine Einheit des Plans, an keine zweckmäßig combinirten Operationen zu denken. Jeder hatte eine andere Meinung, und jeder hielt die seinige für die beste. So ging es nun fort ohne Plan und Ordnung bis tief in das feindliche Land; und als man endlich das böhmisch-mährische Heer zu Gesicht bekam, waren die Anführer eben so unentschlossen, und alle ihre Bewegungen eben so schwankend und unsicher, als es bisher ihr ganzer Einmarsch gewesen war. Unüberwindlich ist der deutsche Soldat unter einem einsichtsvollen und klugen Anführer; aber eben so

auch schon im Voraus geschlagen, sobald es dem Heerführer an Kopf und Entschlossenheit gebricht. Bei dem ersten Angriff der Mährer wichen also auch diesmal die Deutschen zurück, und nach kurzem Kampfe war die ganze Ebene mit fliehenden Sachsen, Thüringern und Rheinländern bedeckt. Aber dafür erwartete auch die Feigen unerhörte Schmach auf der bayerschen Grenze. Ergrimmt über die Feigheit deutscher Männer, kamen ihnen dort die Weiber mit Knitteln und Prügeln entgegen, schlugen blindlings auf sie drein, stürzten besonders die Officiere, selbst einige Grafen mit ihren Knitteln von dem Pferde in den Koth, und warfen denjenigen, die sie nicht erreichen konnten, ihre Prügel und Knittel nach. Der Neuheit wegen fand solches Beispiel bald auch Nachahmung, und nun ward noch an mehrern andern Orten dem vor dem Feinde geflohenen Heere gleicher ehrenvoller Empfang *). Die Schande der Deutschen ward jedoch bald wieder wenigstens einigermaßen getilget. Carlmann rückte mit einem Heere in Mähren ein, während der Erzbischof Luitbert von Mainz mit einer nicht minder zahlreichen Armee bis in das Herz von Böhmen vordrang. Beide Länder wurden mit Feuer und Schwert verheert, und manches schreckliche Todtenopfer ward jetzt den Manen der, bei Dowina er-

*) Der gerechte Unwille dieser Frauen verdient immer einiges Lob; aber bei allem dem war es doch [illegible] ein possirlicher, freilich für das davon gelaufene Heer höchst ärgerlicher, jedoch im Ganzen genommen, mehr lächerlicher als ernsthafter Auftritt; und wir würden auch sicher gar keine Erwähnung davon gemacht haben, hätten wir darin nicht einen sprechenden Beweis von der Wehrhaftigkeit und dem durchaus kriegerischen Charakter der bayerischen Nation in jenen Zeiten zu finden geglaubt.

schlagenen Bayern gebracht. Mit allem diesem ward indessen nichts entschieden. Zwentibold, obgleich von Carlmann besiegt, war doch noch lange nicht überwunden. Er beharrte bei seiner Empörung, wußte sich in seiner Unabhängigkeit zu behaupten, und zeigte sich selbst an der Spitze eines geschlagenen Heeres noch immer als einen einsichtsvollen und entschlossenen Feldherrn. Mit vieler Geschicklichkeit warf er einmal in den Rücken des deutschen Heeres ein ansehnliches Streifcorps, das, nachdem es mehrere kühne Streiche ausgeführt, und Carlmann ziemlich viel Unheil gebracht hatte, endlich auch einen, zur Bedeckung einer über die Donau geschlagenen Brücke zurückgelassenen Haufen Bayern plötzlich überfiel, und bis auf einen Bischof, der sich bei Zeiten noch aus dem Staube machte, theils zusammenhieb, theils gefangen nahm.

7. Eine fürchterliche, bis dahin noch nie erhörte Landplage erlaubte in dem folgenden Jahre 873 keine kriegerischen Unternehmungen. Zwischen den Deutschen und Slaven trat jetzt ein Waffenstillstand ein, nicht von ihren Anführern geschlossen, sondern von einer schrecklichen Naturerscheinung erzwungen. Schon in der ersten Hälfte des Jahres herrschte in allen Reichen der ehemaligen fränkischen Gesammtmonarchie entweder vollkommene Hungersnoth, oder ungeheure Theurung. Indessen trösteten sich die ausgehungerten Völker mit der immer zuversichtlicher werdenden Hoffnung auf eine ungewöhnlich reiche Ernte. Als nun wirklich schon alles Getraide in dichten rauschenden Halmen stand, und auf allen Feldern die Fülle des Segens prangte, da führte ein anhaltend wehender Ostwind aus dem Morgenlande eine unermeßliche Menge Heuschrecken unbekannter, wahrhaft wunderbarer Art herbei. Das

Insekt hatte die Länge und die Dicke eines Daumens, vier Flügel und sechs Füße, ein großes Maul und zwei scharf schneidende Zähne, mit welchen es die härteste Baumrinde zernagte. Wenn sie einherflogen, so berichten wenigstens Regino und der Fuldaer Annalist, erfüllten und verdüsterten sie auf eine ganze Meile Weges weit und breit die Luft; und wenn sie sich herabließen, war dieselbe Strecke ganz von ihnen bedeckt. Täglich machten sie einen Zug von vier bis fünf Meilen, und zwar ganz nach militärischer Weise und Regel. Gegen Abend jedes Tages erschienen etliche ihrer Führer, jedoch nur von wenigen begleitet, die gleichsam den Erstern zur Bedeckung dienten. Diese recognoscirten nun die Gegend und bestimmten für das kommende Heer den Lagerplatz. Am andern Abend gegen neun Uhr erschien nun das ganze Heer in zahllosen Schaaren, ließ sich dann herab, und blieb bis zum folgenden Morgen. Mit Aufgang der Sonne brach es wieder auf und mit der nämlichen Ordnung folgten ihm am andern Tag wieder eben so zahlreiche Schaaren. Zwei Monate lang dauerten diese Züge. Jede Gegend, worüber eine solche Schaar gezogen war, glich einer öden Steppe. An keinem Baume sah man mehr ein grünes Blatt, auf dem Felde auch nicht einen Grashalm; der Boden war wie erstorben und ausgebrannt. Ein heftiger Wind befreite endlich die Länder von diesem verderblichen Insekt, und warf die ganze höllische Brut in das atlantische Meer. Aber die Wellen warfen die todten Insekten wieder auf das Land. Wie Berge lagen sie hier einige Zeit in dichten Haufen, gingen endlich in Fäulniß über, und erzeugten unter den Küstenbewohnern Seuchen und pestartige Krankheiten *). Doch des Elends war

*) Die Fuldaer Annalen und Regino stimmen in Betreff

h kein Ende. Auf den unseligen Sommer folgte eben so verderblicher, unnatürlich strenger Win-

---

dieser so seltsamen Naturerscheinung in ihrer Erzählung derselben so ziemlich mit einander überein; nur daß der letztere noch reicher an Nebenumständen ist. Es wird unsern Lesern vielleicht lieb seyn, beide Berichte mit einander vergleichen zu können. Die Fuldaische Chronik erzählt: **Eodem anno (873) facta est fames valida per universam Italiam atque Germaniam, et multi inedia consumpti sunt. Tempore vero novarum frugum, novi generis plaga et prima in gente Francorum visa, Germanicum populum, peccatis exigentibus, non mediocriter afflixit. Nam vermes quasi locustae, quatuor pennis volantes et sex pedes habentes, ab Oriente venerunt, et universam superficiem terrae instar nivis operuerunt, cunctaque in agris et in pratis viridia devastabant. Erant autem ore lato et extenso intestino, duosque habebant dentes lapide duriores, quibus tenacissimas arborum cordices corrodere valebant. Longitudo et grossitudo illarum quasi pollex viri; tantaeque erant multitudinis, ut una hora diei centum jugera frugum prope urbem Moguntiam consumerent. Quando autem volabant, ita totum aërem per unius miliarii spatium velabant, ut splendor solis infra positis vix appareret. Quarum nonnullae in diversis locis occisae spicas integras cum granis et aristis in se habuisse repertae sunt. Quibusdam vero ad occidentem profectis, supervenerunt aliae, et per duorum mensium curricula pene quotidie suo volatu horribile cernentibus praebuere spectaculum.** — Regino in seiner Chronick berichtet: »**Anno Dominicae incarnationis 873, locustarum inaestimabilis multitudo mense Augusto ab Oriente veniens,** totam pene pervastavit Galliam, quae majores erant quam ceterae locustae, habebantque sena alarum remigia, et mirum dictu est, ut castrorum acies, distinctis ordinibus, per aëra ferebantur, vel terrae incumbentes castra

ter; dabei dauerte die Hungersnoth fort, nahm immer noch mehr zu, und Hunger, Pest und Kälte rafften in kurzer Zeit den dritten Theil der ganzen Bevölkerung Deutschlands und Frankreichs hinweg.

8. Indessen waren auch die slavischen Länder weder von Heuschrecken und Hungersnoth, noch von Pest und unnatürlicher Winterkälte verschont geblieben. Als daher noch in demselben Winter, troß dessen erstarrender Kälte, der Erzbischof Luitbert von Mainz mit auserlesenen Schaaren gegen die Sorben aufbrach, zeigten diese sogleich die größte Bereitwilligkeit sich zu unterwerfen, gaben Geißeln, und versprachen wieder alles, was man von ihnen verlangte, und sie wenigstens schon zwanzigmal versprochen hatten. Auch Zwentibold, dessen Volk in dem vorigen, verhängnißvollen Jahre vieles gelitten

---

metabantur. Duces cum paucis exercitum itinere unius diei praeibant, quasi loca apta multitudini provisuri. Circa horam nonam, ubi duces pridie venerant, insidebant, nec a loco occupato movebantur, quousque sol suum repraesentaret ortum, tuncque per turmas suas proficiscebantur, ut in parvis animalibus disciplinam militarem cerneres; segetibus vescebantur, quae ab eis ita depastae sunt, ut veluti immani tempestate consumptae viderentur. Spacium diurni itineris quatuor aut quinque milliaribus extendebatur. Pervenerunt autem usque ad mare britannicum, et superficiem terrae cooperientes, in quod, Deo volente, violento ventorum flatu impulsae atque in profundum asportatae, demersae sunt. Aestu vero atque refusione Oceani rejectae, littora maritima repleverunt, tantaque congeries facta est, ut ad instar montium cumulatae coercervarentur. Ex earum foetore ac putredine aër corruptus, diram pestem finitimis generavit, ex qua multi perierunt. —

te, und wohl einsah, daß er dennoch in der
ige gegen Ludwigs Uebermacht sich nicht würde
aupten können, schickte einen gewissen Bertram
s Alemannien, der im vorigen Jahre in mähri-
: Gefangenschaft gerathen war, nach Regensburg
den König, und bat um Friede. Dieser ward
i gewährt. Zwentibold gelobte auf das neue wieder
eue und pünktliche Entrichtung des jährlichen Tri-
s; und seinem Beispiele folgten nun auch die
hmen und übrigen slavischen Völker, deren Ge-
dten noch während Bertrams Anwesenheit in
gensburg ankamen. Ludwig reiste hierauf nach
ilien, wo er zu Verona eine Unterredung mit
n Pabste Johannes, und seinem Neffen dem Kai-
Ludwig hatte. Von da ging er nach Frank-
h, und machte seinem Bruder einen Besuch.
dwig und Carl ahneten damals nicht, daß dies
letzter freundlicher Zusammentritt wäre, daß bald
ier Bruderzwist sie wieder trennen, und Beide
in nicht anders, als in feindlicher Haltung und
t den Waffen in der Hand gegen einander, aus
n Leben scheiden würden.

9. Das merkwürdige, zum Theil verhängniß-
lle Jahr 875 trat jetzt ein; ihm gleichsam vor-
gegangen war ein großer Komet, von dessen glän-
idem, weit umher fliegendem Haare die Chroni-
i jener Zeit, wie gewöhnlich, wieder vieles zu sa-
i wissen. Wie dem aber auch sey, so war doch
s furchtbare Gestirn jetzt abermals der Verkünder
gemein wichtiger Ereignisse. Im August desselben
hres starb nämlich Kaiser Ludwig II. Mit ihm
osch die erste der drei, durch den Vertrag von
erdün, entstandenen carolingischen Linien, und die
lgen davon waren große Veränderungen und hef-
e Erschütterungen in allen Theilen des carolingi-

schen Gesammtreiches. Auf des verstorbenen Kaisers Verlassenschaft glaubten Ludwig und Carl gleiche Ansprüche zu haben. Dem Erbrecht nach gebührte es offenbar Ludwigs älterer Linie; aber jenes galt damals nur in Privatfamilien, und konnte bei Thronfolgen um so weniger eine absolute Anwendung finden, als in jenen Zeiten alle carolingische Reiche, ihrer alten Grundverfassung nach, gewissermaßen noch als Wahlreiche betrachtet wurden *). Zudem war die Kaiserwürde, weil nicht nothwendig mit der Herrschaft über Italien verbunden, nichts weniger als eine erbliche Würde nach Recht und altem Herkommen. Aber obgleich auf die Wahl eines Nachfolgers in dem hohen kaiserlichen Amte dem römischen Stuhle eine entscheidende Stimme gebührte; so konnte dennoch, bei gleichen Ansprüchen, derjenige, welcher zuerst mit einem Heere in Italien erschien, auch der Krönung in Rom von den Händen des Pabstes mit voller Zuversicht entgegen sehen. Der redliche, stets so gemäßigt denkende Ludwig glaubte nicht anders, als daß seine und seines Bruders Ansprüche auf einem Reichstage von den italiänischen Ständen mit Zuziehung des Pabstes gehörig erwogen und friedlich würden ausgeglichen werden. Er sandte also seinen jüngsten Sohn Carl, der sich in Allemannien befand, — mithin Italien näher war, als seine beiden ältern Brüder — mit einigen Schaaren über die Alpen, nicht um das Land militärisch zu besetzen, sondern blos einstweilen seinen Vater zu vertreten, und dessen Gerechtsame zu wahrnehmen. Nicht so dachte und handelte Ludwigs Bruder. Die Nachricht von dem Tode seines kaiserlichen Neffen

*) In der königlichen Familie war zwar die Krone stets erblich; aber nicht unter den Gliedern derselben nach dem Recht der Erstgeburt.

hatte Carl weit früher erhalten als Ludwig; und da er, sobald irgend ein neuer Ländererwerb sich nur in ferner Perspektive zeigte, alles für Recht hielt, was seine Kräfte und die jedesmaligen Verhältnisse ihm zu thun erlaubten; so war er auch nach erhaltener Nachricht sogleich mit einem zahlreichen, schnell zusammengerafften Heere nach Italien geeilt und, weil dort von einer mächtigen Parthei begünstiget, auch schon Herr beinahe vom ganzen Lande, bevor noch Carl jenseits der Alpen ankam. Als dieser sah, daß hier nur Waffengewalt entscheiden könnte, seine mitgebrachten Streitkräfte aber zu unbedeutend waren, um Etwas unternehmen zu können, kehrte er mit seiner Begleitung — denn ein Heer konnte man es nicht nennen — wieder nach Deutschland zurück.

10. Jetzt beschloß Ludwig den Krieg mit Nachdruck zu führen. Zwei Heere wurden ausgerüstet. Das eine, unter der Anführung Carlmanns, marschirte nach Italien. Das andere, von dem König selbst geführt, fiel in Frankreich ein, wo sogleich wieder alle Unzufriedenen, deren es stets eine Menge im Reiche Carls gab, sich unter Ludwigs Fahnen reiheten. Das Heer drang bis Attingi vor, wohin Ludwig sein Hauptquartier verlegte, und die ganze Gegend weit und breit der Plünderung seiner Soldaten überließ. Alle diese Bewegungen wurden noch in den ersten Wintermonaten desselben Jahres 875 ausgeführt. Diese schnelle Wendung der Dinge hatte Carl nicht vermuthet. Von zwei Seiten angegriffen, wußte er nicht, wohin er sich zuerst wenden sollte. Blieb er in Italien, so lief er Gefahr, daß sein Bruder in kurzer Zeit Herr von ganz Frankreich seyn würde; ging er aber wieder über die Alpen zurück; so war Italien, wo jetzt Carl-

mann mit einem, der fränkischen Armee gleich starken Heere stand, für ihn offenbar verloren. In dieser Verlegenheit nahm Carl zu Unterhandlungen, das heißt zu List und Trug, seine Zuflucht. Zuerst suchte er durch reiche Geschenke und Versprechungen jeder Art den Carlmann zur Untreue gegen seinen Vater zu verführen. Als kein Versuch dieser Art gelingen wollte, trug er auf eine persönliche Zusammenkunft an. Diese hatte an den Ufern der Brenta statt, und auf Carls Vorschlag kam hier ein Vergleich zu Stande, dem zu Folge beide Theile die von ihnen besetzten Länder alsogleich verlassen, und alle wegen der Verlassenschaft des verstorbenen Kaisers strittigen Fragen auf einer andern, noch näher zu bestimmenden Zusammenkunft der beiden Könige und deren Getreuen friedlich entschieden werden sollten. Der redliche, keine Arglist vermuthende Carlmann gerieth in die Falle. Seinem Vater ließ er durch Eilboten den geschlossenen Vertrag kund thun, und beide zogen sich unverzüglich zurück; der Eine aus Italien, der Andere aus Frankreich. Carlmann, der gerne noch vor den härtesten Wintermonaten über den Alpen seyn wollte, beschleunigte, so viel er nur konnte, seinen Rückzug. Carl that gerade das Gegentheil; verzögerte so viel möglich seinen Aufbruch, und zog sich nur ganz langsam zurück. Carl stand also immer noch in Italien, während Carlmann schon jenseits der Gebirge war. Aber kaum hatte jener sichere Kundschaft erhalten, daß die Alpen ihn jetzt von Carlmann und dessen Heere trennten, als er auch sogleich mit dem seinigen wieder umkehrte, nach Rom eilte, und dort von dem Pabste Johannes, der das französische Königshaus dem Deutschen weit vorzog, wahrscheinlich auch seine weisen und guten Gründe gehabt haben mochte, am

iligen Weihnachtsfeste mit den größten Feierlich-
iten zum römischen Kaiser gekrönt ward.

11. An Carls List waren jetzt wieder alle
lane Ludwigs und Carlmanns gescheidert. Aber auch
n so mehr gegen seinen Bruder, wegen dessen trü-
rischen Benehmens erzürnt, begann Ludwig neue
erbungen und kriegerische Rüstungen, wollte jedoch
rher noch einmal den Weg der Güte versuchen,
id sandte den ehrwürdigen Erzbischof Willibert von
öln, nebst den Grafen Adalhard und Maingard
seinem Bruder, der sich gerade damals in Pon-
ise aufhielt, und einem, auf Veranlassung des
abstes zusammen berufenen Concilium sämmtlicher
anzösischer Bischöfe beiwohnte. — Durch die er-
ltene, vielleicht sogar blos erschlichene Kaiserswürde
aubte sich nun Carl auf einer solchen Höhe, daß
ihm wirklich zu schwindeln anfing. Mit dem
anzen Pomp der alten römischen Cäsaren wollte
sich jetzt umgeben, erschien daher nur in grie-
schem Costüme, in langem, bis auf die Erde
rabwallenden und von edeln Steinen blitzenden
ewand, nahm den Ton eines Weltbeherrschers an,
id ließ unter anderm seinem Bruder sagen, er
rde ein so starkes Heer an den Rhein schicken,
ß, anstatt eine Brücke über den Strom zu schla-
n, die Rosse seiner zahllosen Reiterei alles Wasser
dem Flusse aussaufen würden. Natürlicher Weise
ß sich Ludwig durch solche lächerliche Prahlerei
cht stören, und fuhr nur desto thätiger in seinen
riegsrüstungen fort. Aber auch Carl besann sich
ld eines Bessern, sprach mit Ludwigs Gesandten
einem gelinden, nach und nach immer freundli-
er werdenden Ton, willigte endlich in eine Thei-
ng sämmtlicher Länder des unbeerbt verstorbenen
aisers ein, und versprach, nächstens, um das wich-

tige Theilungsgeschäft vorzubereiten, ebenfalls eine Gesandtschaft an seinen Bruder abzuordnen. Ludwig hatte seit einiger Zeit mit schweren körperlichen Leiden zu kämpfen. Seinem Bruder konnte dieses nicht unbekannt geblieben seyn, und aller Wahrscheinlichkeit nach hatte dieser jetzt abermals einen geheimen, vorzüglich auf Ludwigs nahe bevorstehenden Tod beruhenden Plan. So viel er es nur mit Anstand konnte, zögerte er daher mit der Abreise seiner Gesandten. Erst gegen Ende des Sommers traten sie ihre Reise an; bei ihnen befand sich auch ein päbstlicher Legat. Carl hatte sich diesmal in seiner engherzigen, politischen Rechnung nicht betrogen; denn seine Abgesandten hatten noch nicht die Hälfte des Weges zurückgelegt, als sie erfuhren, Ludwig habe aufgehört zu regieren und zu leben, worauf sie ihre Reise nicht weiter fortsetzten, sondern augenblicklich nach Frankreich zurückkehrten. Wirklich war auch der edle Ludwig, mit dem ehrenvollen Beinamen „der Deutsche" am 20. August, also gerade am Tage der Abreise der Gesandten, zu Frankfurt gestorben (876). Als König überhaupt, hatte er neun und vierzig, und als unabhängiger, selbstständiger König von Deutschland drei und dreißig Jahre geherrscht.

12. Unter Ludwigs des Frommen Söhnen ist unstreitig Ludwig der Deutsche der einzige, der ehrendes Andenken in der Geschichte, und die Liebe und warme Theilnahme der Nachwelt verdient. Zwar war sein Leben nicht ohne Flecken, aber dem ungeachtet blieb sein Herz stets rein und unverdorben; denn wenn er auch einst in Verbindung mit seinen Brüdern sich gegen seinen Vater empörte; so war er doch wieder der erste, in dessen Brust das Gefühl kindlicher Pflicht erwachte, und dem alsdann

der Vater wieder Freiheit und Krone zu danken hatte. Auch gegen seinen Neffen handelte er stets mit der größten Redlichkeit, und wenn er nach des jüngern Lothars Tod, gezwungen durch eine seltsame Verwickelung schwieriger politischer Verhältnisse, in die Theilung des lotharingischen Reiches einwilligte; so geschah dieß blos, um wenigstens einen Theil desselben dem rechtmäßigen Erben zu erhalten. Die in der Theilung ihm zugefallenen Provinzen betrachtete er daher blos als ein ihm anvertrautes Gut, das er, wie unsere Leser sich erinnern werden, bald darauf seinem Neffen, dem Kaiser wieder zurückgab *). Durch christlichen Sinn und ungeheuchelte Frömmigkeit über dem Getriebe niedriger Leidenschaften und Affekten weit erhaben, unterlag Ludwig den Lockungen des Ehrgeizes nur ein einziges mal in seinem Leben; da nämlich, als er seine Hand ausstreckte, um mit der deutschen Krone auch die Kronen von Aquitanien und Frankreich auf seinem Haupt zu vereinigen. Aber auch hier traten eine Menge, unser Urtheil darüber ungemein mildernder Nebenumstände und entschuldigende Verhältnisse ein;

*) Man wird sich aus der Geschichte Ludwigs des Zweiten erinnern, daß er jenen Theil des lotharingischen Reiches, welcher in der Theilung auf seinen Oheim Ludwig den Deutschen gefallen war, von demselben bald nachher wieder erhielt. So berichten wenigstens die bertinianischen Annalen zu dem Jahre 872. Indessen wird diese Angabe aus nicht unerheblichen Gründen sehr bezweifelt. Da jedoch der berühmte, in die Ereignisse jener Zeit mannigfach verwickelte, und über Angelegenheiten dieser Art wahrscheinlich sehr wohl unterrichtete Erzbischof Hincmar von Rheims der Verfasser dieses Theils der erwähnten Annalen ist, so gewinnt dadurch deren Zeugniß offenbar auch ein ebenfalls nicht ganz unbedeutendes Gewicht.

und da blos die wahren und wirklichen Motive einer Handlung es sind, welche derselben einen moralischen Werth oder Unwerth geben, zudem es auch Ludwig gelang, sich über jenen Einfall in Frankreich in den Augen des römischen Stuhles so ziemlich zu rechtfertigen; so dürfen wir immer überzeugt seyn, daß seine wichtigsten Beweggründe, wenn auch nicht hinreichend und vollkommen rechtfertigend, doch wenigstens nicht unedel und strafbar waren. Kopf und Herz standen bei Ludwig in dem schönsten harmonischen Einklang, und die Richtigkeit seines natürlichen, durch viele Erfahrungen bereicherten Verstandes, so wie die Reinheit und Geradheit seines Willens ersetzten daher in ihm vollkommen den Mangel an besonders großen, hervorleuchtenden Talenten. Stets sich selbst gleich, dabei des Krieges kundig, und der Geschäfte des Friedens nicht unkundig, war er eben so tapfer und kühn an der Spitze eines Heeres, als weise und besonnen in dem Kreise seiner Räthe; und was er mit ruhigem Ernste beschlossen, führte er stets mit eben so viel Kraft und Schnelligkeit auch aus. So lange und so oft er selbst seine Heere gegen Slaven und Normänner anführte, begleitete der Sieg beinahe ununterbrochen die deutschen Fahnen; und nur die Uneinigkeit seiner Söhne und deren Ungehorsam waren vorzüglich Schuld, daß in den letzten Jahren einige Siege über die Slaven weniger auf die Rechnung der Deutschen kamen. Seine ganze Regierung hindurch war er stets in ungleich günstigern und glänzendern Verhältnissen, als seine beiden Brüder Lothar und Carl; und gewiß mußte ihn jedesmal ein ganz eigenes, aber auch gegen Gott dankbares Gefühl ergreifen; so oft er nach einem siegreich beendigten Feldzug, oder einem, unter sprechenden Beweisen der treuen Anhänglichkeit seiner Vasallen, geschlossenen Reichstag

auf Frankreich und die andern carolingischen Länder blickte. Diese glücklichen Verhältnisse hatte freilich Ludwig vorzüglich dem treuen, festen und edeln deutschen Charakter zu danken. Aber daß dieser edle Volkssinn sich unter seiner Regierung rein und unbefleckt erhielt, dies war offenbar sein Werk, ohne übrigens es ihm als ein Verdienst anzurechnen, daß er die Liebe seiner Völker stets durch eine nicht minder thätige Gegenliebe zu erwiedern suchte. — Seine Gemahlin, die Königin Emma, die ein Jahr vorher durch einen Schlagfluß den Gebrauch der Sprache verloren hatte, überlebte Ludwig nur um eilf Monate. Tief beugte ihn ihr Verlust, beschleunigte vielleicht selbst um einige Jahre seinen Tod. Begraben ward Ludwig in der Klosterkirche zum heiligen Nazarius in Lauresheim; und noch lange nach seinem Tode benetzte und heiligte manche fromme Volksthräne das Grab des edeln Fürsten, des Ersten der deutschen Könige.

X.

1. Geschichte von Frankreich — Carl II. — — Der Normänner beinahe jedes Jahr wiederholte, verheerende Einfälle in Frankreich, und Carls innere Kriege, theils mit seinem Neffen, dem jungen Pipin, theils auch mit mehrern seiner eigenen mächtigen Vasallen, und selbst mit seinen eigenen Söhnen, in Verbindung mit der immer mehr überhandnehmenden Zerrüttung und innern Schwäche des Reiches, machen gleichsam die beiden Pole aus, zwischen welchen die ganze Regierungsgeschichte dieses Monarchen sich vom Anfange bis zu ihrem Ende dreht. Stets stand während seiner Regierung

ganz Frankreich den Normännern offen; und während keine Küstenstrecke und kein Flußgebiet von ihren räuberischen Einfällen frei blieb, herrschte die wildeste Gesetzlosigkeit in dem Innern des Reiches; und obgleich Carl gegen seine widerspenstigen und ungehorsamen Großen, weil theils gebunden durch die Verfassung, theils aus Furcht, daß sie zu seinen Brüdern oder Neffen übergehen, und diesen als ihren Oberherrn huldigen möchten, stets mit der größten Schonung und Nachgiebigkeit verfuhr, mußte er dennoch beinahe jedes Jahr gegen diesen oder jenen aufrührischen Vasallen zu Felde ziehen, von den Herzogen von Bretagne eine Demüthigung nach der andern erdulden, und endlich ruhig zusehen, wie der Trotz seiner Großen immer schwerer auf dem Volk lastete, es immer in tiefere Knechtschaft herab drückte, und es endlich keinen freien Franken in ganz Frankreich mehr gab. Aber ungerecht wäre es, wenn man alles Unheil, das Frankreich unter Carl II. traf, blos dessen gänzlicher Unfähigkeit zu herrschen zuschreiben wollte; das Meiste kommt auf die Rechnung einer völlig verwilderten Zeit, die er freilich nicht zu bändigen verstand, und die dann nothwendig solche traurige Erscheinungen herbeiführen mußte. An Verstand fehlte es Carl II. nicht; vielleicht war er nur zu gelehrt *); und wenn er oft, unter der

*) In einer zahllosen Menge von Versen und Dedicationen, die man beinahe alle zusammen im achten Band von Bouquet findet, wird Carls Gelehrsamkeit ganz ungemein erhoben, und er selbst als der Wiederhersteller der Wissenschaften gepriesen. Einer dieser Komplimentenmacher, der wahrscheinlich eine goldene Kette dafür erhielt, nennt ihn sogar einmal **Salamonem doctissimum et sapientissimum.** — Besser wäre es vielleicht gewesen, wenn Carl es verstanden hätte, in der Nähe des Feindes eine

Last der Krone, und dem Druck kummervoller Sorgen erliegend, in träge Unthätigkeit versank; so entwickelte er doch auch bisweilen, besonders in Momenten drohender Gefahr, eine Thätigkeit und eine Kraft, die volle Anerkennung in der Geschichte, wie bei der Nachwelt verdienen. Kurz, Carl, obgleich zum Unglück und Verfall des carolingischen Hauses geboren, war immerhin doch gewiß keiner der unbedeutendsten unter den Carolingern.

2. **Normänner in Frankreich.** — Zum ersten Male erschienen schon unter Carl dem Großen Normänner in Friesland und an den nördlichen fränkischen Küsten. Aber für einen Monarchen wie Carl und den damaligen Franken waren diese Barbaren nur höchst unschädliche, verächtliche Feinde. Schon etwas bedeutender wurden sie unter Carls Nachfolger, Ludwig dem Frommen, besonders, nachdem sie die Stadt Antwerpen geplündert und verbrannt hatten. Aber während des verderblichen Bruderkrieges unter Ludwigs des Ersten Söhnen wurden sie für Frankreich desto furchtbarer, und endlich bald eine schreckliche Geißel für alle Küstenländer Euro-

---

Brücke über einen Fluß zu schlagen, mit seinem Heere darüber zu setzen, und den Feind dann zu vertreiben. Viel ersprießlicher würde dieß ihm und seinen Unterthanen gewesen seyn, als die Bekanntschaft mit allen griechischen und römischen Klassikern, und allen philosophischen Systemen, von des Thales **mundus ex aqua** an bis auf Athens letzte neuplatonische Schule. Unstreitig geht es überall da am besten zu, wo jeder mit Liebe und Sorgfalt das Handwerk treibt, wozu er von Gott bestimmt ist; und da Carl nun einmal berufen war, König zu seyn; so hätte er auch vor allem andern, und jeder andern Wissenschaft das Metier eines Königs verstehen müssen

pens. Durch einen Zeitraum von achtzig Jahren plünderten und verwüsteten sie jetzt unaufhörlich die schönsten Provinzen von Frankreich, und ließen den unglücklichen, preisgegebenen Einwohnern selten eine längere Zeit der Ruhe, als die sie selbst nöthig hatten, um mit den geraubten Schätzen nach ihrem Vaterland zurückzusegeln, und die härtesten Wintermonate unter der erstarrenden Zone des Nordens im Ueberfluß zu verschwelgen. Im Jahre 841 segelten sie zum ersten Male die Seine hinauf, verbrannten die Stadt Rouen und plünderten die umliegenden Gegenden. In dem folgenden Jahre landeten sie bei Quentovic, heute zu Tage St. Josse an dem Meere auf der Küste der Picardie, verbrannten Amiens und machten alles Land zwischen dieser Stadt und dem Meere zu einer Einöde. Bald darauf segelte ein anderer normännischer Anführer, Namens Hastings, die Loire hinauf, landete an dem linken Ufer des Flusses, drang mit seiner zahlreichen Räuberschaar tief in das Innere des Landes, verbrannte Amboise, verheerte mit wilder Grausamkeit die ganze Gegend zwischen der Loire und dem Cher, und belagerte endlich die damals so volkreiche und berühmte Stadt Tours. Die Einwohner leisteten tapfern Widerstand. Da es aber den raubsüchtigen Normännern nicht unbekannt war, daß sie in der Kirche des heiligen Martinus große Schätze finden würden, welche der fromme Sinn, und der Gläubigen hohe Verehrung gegen den Heiligen schon seit Jahrhunderten allda aufgehäuft hatten; so ließen sie vom Stürmen nicht ab; setzten Tag und Nacht der Stadt so heftig zu, daß diese bald auf das äußerste gebracht ward. Ein allgemeiner Sturm, den Hastings mit allen seinen Schaaren unternahm, sollte jetzt das Schicksal von Tours entscheiden. Von der Begierde nach reicher Beute getrieben, thaten die

Normänner Wunder der Tapferkeit, hatten endlich schon einen Theil der Mauern erstiegen, und die Stadt schien ohne Rettung verloren. In diesem verhängnißvollen Augenblick ließ der Bischof von Tours den Schrein, in welchem der Körper des heiligen Martinus aufbewahrt ward, auf die Mauern gerade an den Ort bringen, wo der Kampf am hartnäckigsten und blutigsten war. Aber kaum erblickten die Barbaren die heilige Reliquie, als sie geschreckt, und von panischer Furcht ergriffen, nicht nur von dem Sturm abließen, sondern selbst die Belagerung aufhoben, und in einer, bald in wilde Flucht übergehenden Eile sich zurückzogen. Die Einwohner von Tours, durch das augenscheinliche Wunder ermuthiget, machten nun einen Ausfall, verfolgten die Fliehenden bis auf zwei Stunden Weges, hieben viele von ihnen zusammen, und erbeuteten einen Theil der geraubten Schätze. An der Stelle, wo die Belagerten mit der Verfolgung des fliehenden Feindes inne hielten, ward zu Ehren des Heiligen, des wunderbaren Retters der Stadt, eine Kirche erbauet und ad sanctum Martinum de Bello genannt, woraus nachher durch Corruption die Benennung St. Martin le Bel entstand. Auch auf der Mauer ward an der Stelle, wo die heilige Reliquie Schrecken und Furcht unter die Feinde gesandt hatte, eine Kapelle erbaut, und von dem Erzbischof mit Zuziehung seiner Geistlichkeit ein, jährlich an dem Tage der Befreiung der Stadt Tours, zu Ehren des heiligen Martinus zu feiernder Festtag eingeführt. Man nannte diese jährliche Feier la fête de la Subvention *), und viele Jahrhunderte hindurch ward es in der ganzen

*) Von dem lateinischen Worte subvenire, zu Hülfe kommen.

erzbischöflichen Diöces jedes Jahr mit geziemender Pracht begangen *).

3. Die Kunst, eine Stadt regelmäßig zu belagern, lag weit jenseits des kriegerischen Horizonts dieser Barbaren. Alle Städte, selbst die festesten nahmen sie daher stets blos durch Sturm; gewiß ein sprechender Beweis der Feigheit und des unkrie-

*) Oeffentliche Gebäude zum Andenken irgend eines Ereignisses errichtet, oder gar diesfalls eingeführte Festtage, sind offenbar die sichersten und unverwerflichsten Zeugnisse für die Wahrheit dieser Ereignisse; denn wie hätte es z. B. hier dem Bischofe von Tours einfallen können, blos weil es ihm so in den Kopf gekommen wäre, einen jährlichen Festtag zur Verewigung einer Begebenheit einzuführen, die, wenn sie sich wirklich zugetragen, auch die ganze Stadt Tours, mithin viele tausend Menschen zu Zeugen gehabt haben mußte, die mithin sämmtlich, im entgegen gesetzten Falle, einer solchen Einführung laut widersprochen, ja sich derselben gar nicht gefüget haben würden. Für den Bischof wäre offenbar dabei kein andrer Gewinn zu hoffen gewesen, als daß er sich vor seiner ganzen Gemeinde lächerlich gemacht, und deren Achtung und Zutrauen verloren haben würde. In der Geschichte der alten Griechen und Römer wurden von jeher solche aus irgend einer geschichtlichen Veranlassung errichtete Gebäude, wie z. B. Tempel, Triumphbogen, Obelisken rc. und vorzüglich diesfalls den Göttern geweihete Feste und Spiele, als nicht zu verwerfende, ächt historische Denkmale betrachtet; warum also nicht auch in der christlichen Geschichte? Die wunderbare Befreiung Tours ist also eine, nach allen Regeln der Kritik erwiesene historische Thatsache; daher wir sie auch hier nicht mit Stillschweigen übergehen wollten. Zwar ist es gegenwärtig nicht mehr erlaubt, von Wundern zu reden; aber dafür sprechen glücklicher Weise jetzt oft da die Steine, wo die Geschichte verstummt, oder man vielmehr ihre Stimme unterdrückt.

gerischen Charakters der damaligen Westfranken, die, auf dem Lande wie in den Städten durch das tyrannische Herrenthum völlig unterdrückt, keine Waffen mehr hatten, auch des Krieges völlig entwöhnt waren. Von den wenigen Städten, welche noch Muth hatten, sich zu vertheidigen, zogen die Normänner gewöhnlich unverrichteter Dinge wieder ab. In dem Jahre 843 eroberten sie sogar schon Nantes, damals eine der reichsten Städte von ganz Frankreich. Sie bemächtigten sich derselben gerade am St. Johannestage. Das Fest hatte eine Menge Bewohner der umliegenden Gegend nach Nantes gezogen; auch sämmtliche Mönche eines benachbarten Klosters hatten mit ihrem Kirchenschatz eine Zuflucht in der Stadt zu finden gehofft. Als die Normänner vor den Thoren erschienen, flüchtete sich Volk und Geistlichkeit in die Hauptkirche, schlossen sich dort ein, und verrammelten, so gut sie es vermochten, die Thore. Bald war die Stadt erstürmt; noch schneller und leichter wurden die Kirchenthüren gesprengt, und die dort versammelten Geistlichen, ihren Bischof an der Spitze, sammt der ganzen zagenden und zitternden Volksmenge erbarmungslos erwürgt. Die Geistlichen und Mönche wurden an die Stufen des Altars geschleppt, und gleich Schlachtschaafen ihnen dort von den Unmenschen die Hälse abgeschnitten, oder die Köpfe gespalten. — Mit gleicher, nicht heidnischer, sondern wahrhaft unmenschlicher, mithin teuflischer Grausamkeit wütheten diese Barbaren überall, wohin sie kamen. Wegen der Reichthümer, die sie schon in Kirchen und Klöstern gefunden hatten, und immer darin finden zu müssen wähnten, waren diese auch für ihre Raubsucht ganz unwiderstehliche Lockungen; und zur Befriedigung ihrer Mordlust dienten ihnen vorzüglich alle Geistlichen und Mönche, die das Unglück hatten, in ihre Hände

zu fallen. Ueberhaupt schonten sie nur selten des Lebens irgend eines Menschen, und dann gewöhnlich nur eines solchen, von dem sie ein großes Lösegeld hoffen konnten; so wie auch der Kinder, an denen sie einen starken Körperbau bemerkten. Diese nahmen sie mit sich, um sie zu dem einzigen ihnen bekannten Handwerk, nämlich zum Krieg und zur Seeräuberei zu erziehen.

4. Im Jahre 845 segelte abermals eine Schaar Normänner unter der Anführung des berüchtigten Raginars, eines ihrer wildesten und grausamsten Häuptlinge, die Seine hinauf bis nach Rouen. Da sie aber erst vor ein paar Jahren diese Gegend rein ausgeplündert hatten, mithin ihnen die Aussicht auf eine reiche Beute fehlte, schifften sie den Fluß noch weiter hinauf bis nach Chalevanne, nicht ferne von Paris. Bei der ersten Nachricht von der Annäherung der Normänner entsank den Parisern sogleich der Muth. Zu irgend einer Gegenwehr ward nicht die mindeste Vorkehrung getroffen. Alle Einwohner verließen mit ihren Frauen und Kindern, und was sie von ihren Habseligkeiten fortbringen konnten, die Stadt, und flohen nach Orleans und die dortige Gegend. Mit einigen, in der Eile zusammengerafften Schaaren kam König Carl nach St. Denys, um dieses Kloster, das reichste und ansehnlichste in ganz Frankreich gegen die normännischen Räuber zu schützen. Aber diese landeten auf der entgegengesetzten Seite; und um den König zu höhnen, machten sie sich die kleine Ergötzung, alle ihre Gefangenen auf einer in dem Fluß gelegenen Insel unter den Augen des königlichen Heeres aufzuhängen. Am Charsamstag rückten sie endlich in Paris ein; und da sie die Stadt menschenleer fanden, ließen sie ihre Wuth an den

Gebäuden aus, plünderten und raubten darin, was sie des Plünderns und Raubens werth hielten, und zerstörten was sie nicht mit sich fortschleppen konnten. Vorzüglich wütheten sie in den Kirchen; aber bald that eine höhere unsichtbare Macht ihrer verheerenden Wuth Einhalt. Die Kirche des heiligen Germanus wollten sie einreißen, um die großen starken Balken zum Schiffbau zu verwenden. Aber kaum hatten Einige aus ihnen schon Hand an dies Zerstörungswerk gelegt, als sie sogleich vor dem Sebastiansaltar todt zur Erde niederstürzten. Einem Andern, der so eben mit seinem Schwert auf das Grab des heiligen Germanus gehauen hatte, verdörrte augenblicklich die Hand, und endlich riß plötzlich eine mörderische Dyssentrie unter ihnen ein, die in wenigen Tagen eine so große Menge der ihrigen hinwegraffte, daß Raginar zum Rückzug gezwungen ward. Bevor er jedoch abzog, ordnete er einen seiner Leute an den König Carl, und ließ ihm sagen, daß, wenn er ihn mit seiner gemachten Beute ruhig abziehen, und noch überdies siebentausend Pfund Silbers auszahlen lassen wollte, er seiner Seits bereit sey, ihm mit einem Eide zu geloben, daß kein Normann den französischen Boden je mehr feindlich betreten sollte. Der Schrecken vor den Normännern war so groß, daß Carl und seine Getreuen sich noch glücklich schätzten, so wohlfeilen Kaufes davon zu kommen. Das Geld ward also bezahlt, worauf Raginar und noch einige der Vornehmsten in seinem Heere nach St. Denys kamen, den König ganz anständig begrüßten, und den geschlossenen Vertrag feierlich bei ihren Göttern und Waffen beschwuren *).

---

*) Daß Raginar und seine Schaar in Paris durch offenbare Wunder geschreckt, und für begangenen Frevel gezüchtiget worden, bekräftiget dieses Ausführers eige-

5. Treue Beobachtung geschlossener, selbst eid-
lich beschworner Verträge gehörte nicht zu den Tu-

---

ner, an den dänischen König Horic über seinen Zug nach Frankreich erstatteter Bericht. Er meldete dem König, die Einwohner Frankreichs seyen ein feiges, furchtsames Volk; nur die **Todten** leisteten Widerstand und seyen zu fürchten; besonders ein, schon vor einigen hundert Jahren gestorbener Germanus. Er sey selbst einigemal in dem Hause (Kirche) desselben gewesen. Als Raginar sich aber jetzt einige ungeziemende, frevelhafte Reden über den Heiligen erlaubte, stürzte er plötzlich zu Boden, und schrie wie ein Rasender, daß er von dem alten Germanus mit Geiselhieben grausam zerfleischt werde. Er versprach ein Christ zu werden, und nach Paris zu reisen, um dort sich in die Kirche des heiligen Germanus bringen zu lassen. Der sächsische Graf oder Herzog Cobbo, Ludwigs Gesandter an den dänischen König war gegenwärtig, als dieses geschah, mithin Augenzeuge von Allem, was vorfiel. Nach seiner Zurückkunft in Frankreich reißte Cobbo vorsätzlich nach der Abtei St. Germain de Prez, und erzählte dem Abt und den Mönchen den ganzen merkwürdigen Vorfall mit allen damit verbundenen Nebenumständen. Der Abt ließ Cobbo's Erzählung von zwei Mönchen aus seinem Kloster niederschreiben. Da aber die Redaktion nicht zum besten ausfiel, so verfertigte nachher der rühmlichst bekannte Mönch Aimonius, zu Folge eines von seinem Abte ihm diesfalls gegebenen Auftrages, aus der Schrift jener beiden Mönche eine neue, logischer geordnete Relation, die er später in seiner **Translatio et miracula sancti Germani Episcopi** einrückte. (Bei **Duchesne T. 2**). — Wie viele historische Thatsachen, Anekdoten und Charakterzüge beruhen nicht auf ungleich schwächern Zeugnissen? Derjenige, der alle Wunder schon vorne herein leugnet, muß freilich, um sich auf dem einmal angenommenen Standpunkt zu behaupten, wieder Alles auf die gewöhnliche beliebte Weise entweder für **Betrug** oder **Aberglaube** erklären; damit hat alsdann alle Discussion sogleich ein Ende. Dieser Erklärungs-

iden dieser Barbaren. Im Jahre 847 kamen sie
on wieder nach Frankreich. Statt auf Verthei-
ungsanstalten zu denken, waren die Einwohner
r darauf bedacht, ihre Reliquien in Sicherheit
bringen; zwar ein schöner Beweis ihres frommen
innes, aber auch ihrer Entartung und unbegreif-
jen Feigheit. Dem Geiste der Religion wäre es
gemessener und daher auch Gott und seinen Hei-
en wohlgefälliger gewesen, wenn sie im festen
rtrauen auf die Hülfe von Oben den, eines
istlichen Helden würdigen Entschluß gefaßt hätten,
Vertheidigung ihrer Städte, ihrer Kirchen und
ren Heiligthümer lieber den glorreichen Tod eines
egerischen Märtyrers zu sterben, und bis auf den
zten Mann zu fallen, als den geheiligten Boden
er Vaterstadt, an den so viele große und herr-
he Rückerinnerungen sich knüpfen, und tausend
ure, wohlbekannte und dem Herzen nahe Bilder
jedem Gemüthe eine lebendige und warme,
d nicht wie jetzt durch bloße dürre Abstraktion
wonnene Idee des Vaterlandes erzeugen müssen,
r Entweihung und Schändung wilder und roher
eiden Preis zu geben *). Mit einem solchen Ent-

grund, womit man heute zu Tage so vieles und beinahe alles, was jenseits der Grenzen unserer Vernunft liegt, zu erklären oder von der Hand zu weisen sucht, ist, wie man sieht, sehr leicht, erfordert weder großes Nachdenken, noch eine breite Erudition. Mit Hülfe desselben kann man mit der Lösung jedes Problems immer in der größten Geschwindigkeit fertig werden; daher er auch einem jetzt, bei der mindesten Veranlassung, aus jedem Munde, selbst der oberflächlichsten und beschränktesten Köpfe sogleich entgegenschallt.

*) Aechtes, wahres Christenthum kann und wird jeden Christen zu einem christlichen Helden umschaffen; so

schluß würde ganz gewiß oft nicht ein einziger Mann, viel weniger Alle bis auf den letzten Mann gefallen seyn. Da St. Omer, ohnehin schon fest durch seine Lage, nun auch noch durch Kunst befestiget, die stärkste Feste in ganz Frankreich war; so wurden, jetzt bei der Annäherung der Normänner, selbst wenn es oft auch nur eine kleine Schaar von höchstens ein paarhundert Mann war, sogleich alle Heiligthümer der Kirchen in diese Stadt geflüchtet. Dahin ward nun auch in diesem Jahre (847) die Reliquie des heiligen Martinus von Tours gebracht. Aber mit deren Verschwinden aus der

---

bald heilige Pflicht ihm gebeut, für König, Kirche und Vaterland den Kampfplatz zu betreten. Freilich vermögen deß nicht die blosen äußerlichen kirchlichen oder religiösen Formen, besonders wenn der Geist aus denselben längst schon entflohen ist. Eben so wenig vermögen dies auch selbst fromme und viele Andachtsübungen; denn diese müssen erst nach und nach den Menschen zur wahren Gottseligkeit führen. Nur in völliger Vereinigung mit Gott durch Jesum Christum erscheint der Christ in seiner wahren, höchsten Würde; und welcher Feind, welcher Tod, oder welches Geschick könnten ihm da noch furchtbar seyn? — Indessen können wir doch Gott nicht genug danken, daß doch wenigstens in den meisten sogenannten katholischen Ländern die alten kirchlichen, religiösen Formen noch nicht verschwunden sind. So lange diese noch da stehen, darf man immerhin hoffen, daß vielleicht auch einst der Geist wieder in sie zurückkehren, und die todten Gebeine auf das neue beleben wird. Eine Idee, die man in unserer Zeit recht fest halten muß, besonders bei dem oft so sehr niederschlagenden Anblick der Art, wie jetzt unsere größten Festtage und die heiligsten, furchtbarsten Geheimnisse unserer Religion gefeiert werden. O, des unseligen, sich mit christlichen Formen schmückenden, und sie doch zugleich verhöhnenden, modernen Heidenthums!

tadt verschwand nun auch gänzlich bei den Ein-
ohnern der vor einigen Jahren von ihnen bewie-
ne ausdauernde Muth. Gleich den übrigen liefen
jetzt ebenfalls davon. Ohne allen Widerstand
ard also Tours von den Normännern genommen,
plündert, zum Theil in einen Steinhaufen ver-
andelt, und hierauf allen in der Gegend umher-
genden Kirchen und Klöstern ein ähnlich zerstören-
r Besuch abgestattet. — Unbeschreiblich ist das
lend, was diese unaufhörlichen furchtbaren Einfälle
r Normänner über Frankreich brachten. Die blü-
ndsten, damals volkreichsten Städte, Rouen, Pa-
s, Beauvais, Noyon, Nantes, Tours, Angers,
lans, Bourdeaux, Engouleme, ꝛc. ꝛc. sammt allen
ihret Gegend liegenden Klöstern und Abteien
rden in einer kurzen Reihe von Jahren erobert,
plündert, zerstört, stets viele ihrer Einwohner er-
rdet, und nicht wenige in die Sclaverei hinweg-
führt. — So geht es nun in dieser wie in der
lgenden Periode beinahe ununterbrochen fort; und
würde für Frankreich ein ungleich kleinerer Scha-
n, und eine nicht viel größere Schmach gewesen seyn,
nn Carl II. — was doch am Ende noch geschehe-
n mußte — gleich im Anfange seiner Regierung
n Normännern jedes Jahr einen bestimmten Tribut
gelmäßig bezahlt hätte *).

*) Da die Normänner die vorzüglichsten Flüsse Frank-
reichs gleichsam in Pacht genommen hatten; so gab es jetzt
Normänner von der Seine, Normänner von der Loire,
andere von der Garonne, wieder andere von der
Rhone und so weiter. Diese verschiedenen Schaaren,
und deren Anführer waren jedoch völlig von einan-
der unabhängig. Einer jeden mußte daher gegen das
Ende der Regierung Carls ein besonderer Tribut be-
zahlt werden. Das Geld dazu ward von den Be-
wohnern der, links und rechts eines Flusses liegen-

6. Gewöhnlich war Carl gezwungen, den Abzug der Normänner mit schwerem Gelde zu erkaufen, und zwar größtentheils nachdem sie vorher schon eine weite Strecke seines Gebietes ausgeraubt und verheert hatten. Nur zweimal gelang es ihm, mit den Waffen in der Hand einige Vortheile über diese Barbaren zu gewinnen; aber auch dies blos mit Hülfe theils der tapfern und kriegerischen Bretagner, theils eines andern Schwarms von Normännern, die sich, so oft Etwas dabei zu gewinnen war, auch gegen ihre eigenen Landesleute gebrauchen ließen. So z. B. brandschatzte und verwüstete im Jahre 860 ein Schwarm Normänner die Landschaften an der Somme und Rhone, und ein anderer die Gegend an der Seine. Die Letztern ließen sich sogar

---

gen Landschaften durch eine Steuer erhoben. Diese Jahrgelder waren jedoch nicht von gleichem Betrag; sondern größer oder geringer, nach Art und Weise wie man sich mit diesen Barbaren abgefunden hatte. Den Normännern von der Seine z. B. ward gewöhnlich der stärkste Tribut entrichtet. Indessen ward auch dadurch oft nicht vieles gebessert; denn wenn eine Schaar ihren Anführer wechselte; so band dieser sich nie an den mit seinem Vorfahrer geschlossenen Vertrag. Ueberhaupt übersteigt es allen Begriff, wie furchtbar diese Barbaren in Frankreich haußten. Um mit mehr Schonung von ihnen behandelt, oder gar geschützt zu werden, entsagte ein großer Theil des Volkes, das an den Küsten wohnte, dem Christenthum, und übte heidnische Gebräuche, weil es wohl wußte, daß das Christenthum und dessen Bekenner, so wie auch alle christlichen Kirchen und kirchlichen Gebäude die fanatische Wuth dieser nordischen Heiden am furchtbarsten reizten. In dem Jahre 877. verlegte Johann **VIII.** das Erzbisthum Bordeaux nach Bourges, weil, wie der Pabst in seinem Breve sagte, die ganze Provinz von den Heiden in eine Einöde wäre verwandelt worden.

auf der Insel Oissel nieder, verschanzten sich dort, und zeigten gar keine Lust, Frankreich so bald noch zu verlassen. Carl vermochte nicht, sie von da zu vertreiben. Nach einer fruchtlosen, beinahe sechsmonatlichen Belagerung mußte er unverrichteter Dinge wieder abziehen. Er wandte sich nun an den Weland, den Anführer jener Schaar, welche sich an der Somme festgesetzt hatte. Dieser erbot sich, seine Landsleute von der Insel zu vertreiben, wenn Carl ihm dreitausend Pfund Silbers zahlen, und für die nöthigen Lebensmittel während der Unternehmung sorgen wollte. Der König war mit diesem Anerbieten ungemein zufrieden. Da aber in jenen höchst elenden Zeiten das Geld nicht so bald zusammengebracht werden konnte; so unternahm Weland einstweilen einen räuberischen Seezug nach England. Die Normänner auf Oissel hatten indessen von dem zwischen Carl und Weland geschlossenen Vertrag Kunde erhalten. Um sich zu rächen, machten sie sich die Abwesenheit des Letztern zu Nutzen, plünderten noch einmal Paris, zerstörten die halbe Stadt und legten die herrliche Abtei St. Germain de Pres in Asche. Im folgenden Jahre kam jedoch Weland mit zwei hundert Fahrzeugen von England zurück, segelte die Seine hinauf, und setzte den Normännern auf Oissel so heftig zu, daß sie von ihrer gemachten Beute ihm sechstausend Pfund Silbers zahlen, die Insel räumen, und mit ihm hinaus in die offene See segeln mußten. Leider erlaubte ihnen der strenge Winter nicht, sehr weit zu schiffen. Weland kam bald mit seinen und den übrigen normännischen Schaaren zurück, um in Frankreich zu überwintern. Weland ging mit seinen Leuten nach Melün; die Normänner von Oissel nach St. Maur des Fosses. Aber diese konnten nicht lange ruhig bleiben. Sie zogen bald darauf nach Meaux, raubten die dortige

Gegend aus, und belagerten hierauf selbst die Stadt. Aber hier wurden sie von Carln plötzlich überfallen und eingeschlossen. Um mit dem Leben davon zu kommen, waren sie gezwungen, alle Gefangene frei zu geben, und Geißeln zu stellen, daß sie ungesäumt Frankreich verlassen, und, im Falle ihre übrigen Landsleute dasselbe nicht thun würden, sich mit dem französischen Heere vereinigen wollten, um jene mit Gewalt zur Räumung des französischen Bodens zu zwingen. Dieser Vertrag ward nun wirklich pünktlich beobachtet; besonders da einige Tage nachher auch Weland zu dem König kam, einen förmlichen Frieden mit ihm schloß, mit den Seinigen noch überdies den christlichen Glauben annahm, und von dem Könige verschiedene Ländereien in Frankreich als Lehen erhielt. Sämmtliche Normänner segelten hierauf mit einander ab, theilten sich aber sogleich in mehrere Haufen, wovon der Eine dahin, der Andere dorthin auf neuen Raub wieder auszog.

7. Die Einfälle der Normänner waren anfänglich blos Streifzüge. Vor Anbruch des Winters zogen sie gewöhnlich wieder ab. Um sich das Wiederkommen in dem nächsten Frühjahr zu ersparen, fingen sie jedoch bald an, auf den Inseln in der Seine, Loire, Rhone zu überwintern; und endlich setzten sie sich sogar in bedeutenden, mit hohen und starken Mauern umgebenen Grenzstädten fest, machten sie zu Waffenplätzen, und zum Mittel- und Anlehnungspunkt ihrer stets beutereichen Streifzüge in die umherliegenden Landschaften. Die von den Normännern endlich ebenfalls sehr stark besetzte Stadt Angers ward auf diese Weise einer der gefährlichsten Punkte für Frankreich. Im Jahre 873 entschloß sich Carl, den Normännern diesen Hauptwaffenplatz zu entreißen. Um sie zu täuschen, ward allgemein

das Gerücht verbreitet, Carls Rüstungen seyen gegen den Herzog Salomon von Bretagne gerichtet. Die Normänner glaubten es, und trafen keine Vorkehrungen zu ihrer Sicherheit. Dem Feinde ganz unvermuthet, rückte jetzt Carl plötzlich vor die Stadt Angers, und ein sehr bedeutendes Hülfscorps stieß unter der Anführung des Herzogs Salomon, mit welchem der König ein geheimes Bündniß gegen die Normänner geschlossen hatte, zu dem königlichen Heere. Obgleich unvorbereitet überfallen, leisteten die Normänner doch tapfern Widerstand, und das verbündete Heer würde die Stadt nicht genommen haben, wäre der Herzog von Bretagne nicht auf den Gedanken verfallen, den Feind durch Ableitung des Flusses Mayenne zur Uebergabe zu zwingen. Da die Belagerung schon lange gedauert hatte, so eilte man jetzt um so mehr, Salomons Vorschlag in Ausführung zu bringen. Bald war ein großes Stück eines ungeheuern Grabens fertig; aber nun erriethen die Normänner auch den Zweck dieser Arbeit, und da ihnen die für sie höchst gefährlichen Folgen einer Ableitung des Flusses nicht entgingen; so begehrten sie zu capituliren. Gegen Erlegung einer ansehnlichen Summe Geldes gestattete ihnen Carl freien Abzug. Sie mußten eidlich geloben, so lange König Carl regiere, nie mehr nach Frankreich zu kommen, wogegen man ihnen erlaubte, weil die strenge Jahrszeit schon eingetreten war, auf einer Insel in der Loire zu überwintern. Durch dieses Zugeständniß verlor man nun beinahe alle Früchte des errungenen Sieges. Die Normänner suchten und fanden bald eine Veranlassung, sich ihres geleisteten Eides für entbunden zu halten, blieben demnach in Frankreich und trieben nach wie vor ihre Räubereien fort. Diese waren nicht selten mit der unmenschlichsten Grausamkeit verbunden. Bei

der Einnahme von Beauvais, Noyon und Bayeux, ermordeten sie die Bischöfe dieser Städte, sammt den Geistlichen, die ihre Oberhirten nicht hatten verlassen wollen. Den Bischof Edmund von Noyon hatten sie mit mehrern aus seiner Geistlichkeit, und einigen der angesehensten Einwohner der Stadt als Gefangene fortgeführt; da es ihnen aber bald beschwerlich fiel, sie noch länger zu bewachen, so ermordeten sie dieselben mit kaltem Blute unter Weges. — Die Leichtigkeit, womit die Normänner Frankreich zu ihrer Beute gemacht hatten, und noch immer machten, lag jedoch nicht so wohl in einer ganz besondern Tapferkeit, oder in einem gewissen nordischen, mit dem unkriegerischen Charakter des entarteten westfränkischen Volkes einen sehr großen Contrast bildenden Heldengeiste, sondern vorzüglich blos darin, daß Carl seine ganze Regierung hindurch unaufhörlich mit innern Feinden zu kämpfen hatte, bald mit seinem Neffen Pipin von Aquitanien, bald mit den Herzogen von Bretagne, den Grafen von Barcellona, bald wieder mit seinem Bruder Ludwig dem Deutschen, oder mit irgend Einem seiner stets zum Aufruhr geneigten Vasallen. Diese hielt Carl, wenigstens für seinen Thron und seine Herrschaft für weit gefährlichere Feinde, als die Normänner, die damals noch nicht nach bleibendem Besitz in Frankreich strebten, blos nach Beute ausgingen, aber ihre räuberischen Hände doch nicht nach seiner Krone ausstreckten. Während also Carl seine ganze kriegerische Thätigkeit gegen jene, ihm, weil weit nähern, auch weit gefährlichern Gegner entwickelte, war er gezwungen, sein Reich einstweilen der Plünderung nordischer Barbaren zu überlassen, in der zuversichtlichen, obgleich ganz falschen Hoffnung, daß, wenn er einmal in Wahrheit König und Herr in seinem Reiche wäre, er diese räube-

rischen, undisciplinirten Horden bald auf immer daraus würde vertrieben haben.

XI.

1. Carls innere Kriege. — Zu dem Antheil, welchen Carl durch den Vertrag von Verdün an der großen fränkischen Monarchie erhielt, gehörten, außer dem eigentlichen Frankreich (Neustrien) auch das Königreich Aquitanien, das Herzogthum Bretagne, und die spanische Mark, nämlich der Theil, der davon noch den Franken geblieben war, und sich auf die weitschichtige und reiche Grafschaft Barzelona beschränkte. Von diesen Ländern hatte die, von den drei Brüdern zu Verdün unterzeichnete Theilungsurkunde Carl'n zum Herrn gemacht; aber faktisch waren ganz andere, und nicht er, die wahren Herren dieser Länder, und von den Mitteln, alle diese bedeutenden Provinzen mit seiner Krone zu vereinigen, war bei Abschließung des Vertrags keine Rede gewesen, daher auch seine Brüder, bei Carls gleich vom Anfange seiner Regierung an immer steigenden Bedrängniß keine Verbindlichkeit zu haben glaubten, ihm thätige Hülfe zu erweisen. Im Besitze von Aquitanien, und zwar im rechtmäßigen Besitze des Reiches war der jüngere Pipin. Nach dem Tode des ältern Pipins hatte es zwar Ludwig der Fromme seinem jüngsten Sohne, dem jetzigen König Carl gegeben. Aber dieses zu thun, lag nicht in der Macht des alten Kaisers, denn er verletzte dadurch das von Carl dem Großen gegebene Familienstatut, das durch den Beitritt aller fränkischen Großen, die dessen Befolgung eidlich gelobt hatten, zu einem Reichsfundamentalgesetz war erhoben worden. — Weniger gesetzlich war die Herrschaft des damals

in Bretagne regierenden Herzogs Nomenoi. Aber von jeher strebten die Bretagner, das fränkische Joch zu zerbrechen. Was ihnen lange Zeit nicht gelungen, gelang ihnen endlich während des blutigen Zwistes unter Ludwigs des Frommen Söhnen, und zwar so vollkommen, daß gerade zur Zeit der Theilung die Bretagner ihrem Herzog königliche Würde und Titel beilegten. — Noch lockerer war der Verband, der das Land jenseits der Pyrenäen an Frankreich knüpfte. Durch die Natur von demselben getrennt, und in einem Kriege gegen dasselbe stets des Schutzes und der Hülfe der Sarazenen sicher, konnte die mächtige, beinahe ganz Catalonien in sich fassende Grafschaft Barcelona jeden schwungsüchtigen, aber auch unternehmenden Großen zu den kühnsten Hoffnungen unabhängiger Herrschaft berechtigen. Der bei weitem mächtigste und angesehenste Große in der ganzen Gegend diesseits und jenseits der Pyrenäen war der dem Leser schon bekannte Graf Bernhard, Sohn des heiligen Wilhelms, Stifters des Klosters von Gelon. Unter dem Titel eines Herzogs von Septimanien, verwaltete er nicht blos Septimanien und Gothien, mithin alle Provinzen, welche ehemals die Westgothen in Frankreich besaßen, und die Franken nachher von den Sarazenen eroberten, sondern stand auch der mächtigen Grafschaft Barcelona, das heißt, dem größten Theil von Catalonien vor. Obgleich in Jahren vorgerückt, konnte sein, unter anhaltenden Stürmen erstarkter, und von Intriguen und blutigen Fehden genährter Geist dennoch keine Ruhe ertragen. Seit Ludwigs des Frommen Tod hatte er stets eine höchst zweideutige Rolle gespielt. Während des Krieges unter den drei Brüdern wußte er seinen Anhang und seine Macht in den Pyrenäen so sehr zu vermehren, daß er schon damals dem königlichen Ansehen gefährlich zu werden anfing. Bei der

Schlacht bei Fontenai hielt er sich mit einem nicht unbedeutenden Heerhaufen einige Stunden von dem Schlachtfeld entfernt, um nach Umständen, und wie es sein eigenes Interesse erfodern würde, sich zu der einen, oder andern Parthei zu schlagen. Da durch diese Schlacht in der Hauptsache nichts entschieden ward, und Bernhard keine Vortheile für sich zu gewinnen sah, kehrte er, ohne sich um Carln, seinen König und Oberherrn weiter zu bekümmern, mit seinen Schaaren wieder über die Pyrenäen zurück. Eben so schwankend und unzuverlässig war nun auch seit dieser Zeit sein Betragen zwischen Carl und Pipin; und es lag offenbar in seinem Plane, beider Könige gleich bedrängte Lage zu benutzen, um unter den äußern, wesenlosen Formen eines Vasallen, unbeschränkter Herr der seiner Verwaltung anvertrauten Provinzen zu werden. Carls königliche Gewalt war von allen Seiten so beschränkt, daß wenn er sie bisweilen gebrauchen wollte, er dies nur nach Art und Weise eines Tyrannen thun konnte. Als ein solcher trat er nun auch dem gefürchteten Grafen von Barcelona gegenüber. Unterhandlungen die bald eine völlige Aussöhnung zwischen ihm und dem Grafen herbei führten, wurden dem Scheine nach angeknüpft, und Bernhard hierauf eingeladen, dem König in dem bei Toulouse gelegenen Kloster des heiligen Saturninus seine Aufwartung zu machen. Der Graf erschien. Als er aber, um den König mit geziemender Ehrerbietung zu begrüßen, sich auf ein Knie niederließ, erhob sich Carl von seinem Sitze, ergriff den Grafen unter dem rechten Arm, gleichsam als wenn er ihm von der Erde aufhelfen wollte, und stieß ihm in demselben Augenblick einen Dolch durch die Brust. Zwei Tage blieb die Leiche unbeerdigt liegen; denn des Königs Zorn fürchtend, wagte es niemand, dem Todten den letzten Liebes-

dienst zu erweisen. Erst als Carl, um das Vergnügen der Jagd zu genießen, sich auf einige Tage entfernt hatte, kam der Bischof von Toulouse herbei, und sorgte für eine der Würde des Verstorbenen geziemende Beerdigung. Mit der größten Feierlichkeit und allen dabei üblichen kirchlichen Gebräuchen ward nun der entseelte Körper zu Grabe getragen. Eine Menge Volkes aus der ganzen umliegenden Gegend folgte dem Leichenzug, bejammerte laut den Tod des, in der öffentlichen Volksmeinung ungemein hochgestellten Grafen, und auf das Grab desselben ließ endlich der Bischof auch noch ein, der Tugenden des Verstorbenen erwähnendes, ehrenvolles Denkmal errichten. Das Betragen des Bischofes mißfiel Carln im höchsten Grade. Er verurtheilte ihn zu einer Geldbuße von fünfzig Solidis, die, ungeachtet der Protestation des Bischofes, daß er nur ein aus Bischöfen zusammengesetztes Concilium für seinen competenten Richter erkenne, unverzüglich bezahlt werden mußten. Auch das dem Andenken des Verstorbenen von dem Bischofe gesetzte Denkmal ward unter den Augen desselben auf Carls Befehl wieder zerstört *).

*) Odo Aribert in seiner **Narratio de morte Bernardi** bei Dom Bouquet **T. 8. p. 286** berichtet, Carl habe den entseelten Körper mit Füßen getreten, und dabei ausgerufen: „Elender, der du dich einst erkühntest, das Ehebett meines Vaters, deines Kaisers und Herrn zu beflecken!" — Diese Erzählung hat nicht den mindesten Grad von Wahrscheinlichkeit; außer man müßte annehmen, Carl habe bisweilen starke Anfälle von Wahnwiz gehabt; denn anders wäre es nicht möglich zu erklären, wie er selbst seine uneheliche Geburt laut bekennen und sich zu einem Bastarten, dem offenbar das Reich nicht gebührte, hätte machen können. Welche furchtbare Waffen würde

2. Bernhards Tod brachte Carln keinen Gewinn; im Gegentheil ward die Verwirrung nur noch größer, und die nächste Folge davon war eine förmliche Empörung Wilhelms, Bernhards kaum achtzehenjährigen Sohnes. In allen Provinzen, welchen sein Vater vorgestanden hatte, wußte Wilhelm mehrere Jahre hindurch sich gegen Carln zu behaupten. Um den Tod seines Vaters zu rächen, ward die ganze Landschaft Lanquedoc auf das schrecklichste von ihm verwüstet. Er schlug sich hierauf zur Parthei des jungen Pipins, und schloß ein Bündniß mit dem Kaliphen Abderahman, der ihm ein ansehnliches Hülfscorps sarazenischer Truppen nach Catalonien schickte, mit welchem er, in Verbindung mit seinen eigenen Schaaren Carln sechs bis sieben Jahre lang trotzte, ihm großen Schaden zufügte, und mehrere der kühnsten Wagestücke gegen ihn glücklich ausführte, bis er endlich durch Ueberfall oder Verrath Carln in die Hände fiel, vor Gericht gestellt, zum Tode verur-

---

er dadurch nicht seinem Neffen Pipin, und seinen beiden ländergierigen Brüdern gegeben, besonders dem Lothar, der damals (844) so bittern Groll gegen ihn in seinem Herzen nährte, und noch lange nicht mit ihm ausgesöhnt war. Endlich wäre auch die Ermordung Bernhards ein Vatermord, und Carl ein mit dem Fluche Gottes und der Menschen beladener Vatermörder gewesen. — In allem Uebrigen folgten wir dem Berichte des Ariberts; besonders da auch die Jahrbücher von Fulda und Metz deutlich sagen: **Carolus Bernardum Barcilonensem Ducem incautum et nihil mali ab eo suspicantem occidit.** Nur die bertinianischen Annalen stellen den Hergang so vor, als wenn Bernhard zu Folge richterlichen Ausspruches wäre enthauptet worden. **Bernardus majestatis reus Francorum judicio, jussu Caroli in Aquitania capitalem sententiam subiit.**

theilt und enthauptet ward. Das Land diesseits und jenseits der Pyrenäen ward nun wieder beruhiget, und kehrte wenigstens scheinbar unter Carls Oberherrschaft zurück. Diese bestand jedoch blos dem Namen nach. An den Angelegenheiten Spaniens, und der feindlichen Richtung des christlichen-spanischen Nordens gegen die Sarazenen nahm Carl daher auch nicht den mindesten Antheil, schloß im Gegentheil Friede mit Abderahman, und war zufrieden, daß dieser keine Sarazenen mehr über die Pyrenäen herüber sandte. Doch auch dieses Verhältniß einer scheinbaren Oberherrschaft hatte jetzt keine lange Dauer mehr; denn kurz vor oder gleich nach dem Tode Carls riefen die Gascogner eigenmächtig einen Sprößling ihres alten Fürstenhauses, einen Nachkommen des Lupus Centulus, den Grafen Sannius oder Sancho zurück, und machten ihn zu ihrem Herzog. Sancho, mit dem arabischen Beinamen Mitarra, bemächtigte sich nun auch der Grafschaft Barcellona, focht an der Spitze seiner tapfern Basken tapfer gegen die Sarazenen, hob aber auch den Staatsverband seiner Länder mit Frankreich völlig auf *).

3. Länger anhaltend, obgleich einigemal auf kurze Zeit unterbrochen, war Carls Kampf gegen seinen Neffen Pipin von Aquitanien. Alle Anstrengungen des Oheims, den Neffen zu unterdrücken, blieben lange fruchtlos. Im offenen Felde wurden seine Heere geschlagen, und wollte er eine Stadt belagern, so zwang ihn der Neffe bald wieder die

*) Mitarra heißt in der arabischen Sprache Zerstörer. Die Sarazenen gaben dem Sancho diesen Beinamen, weil er die Länder, in die er feindlich einfiel, gewöhnlich ganz furchtbar verheerte.

Belagerung aufzuheben. Als Carl im Jahre 844 gegen die, von Wilhelm besetzte Stadt Toulouse anrückte, ward er von Pipin auf dem Marsche überfallen, und so total geschlagen, daß sein Heer völlig zerstreut ward, und mehrere der Vornehmsten aus seinem Gefolge, unter andern zwei Prinzen aus dem carolingischen Hause *) in dem mörderischen Treffen ihr Leben verloren. Bei seinen beiden Brüdern Lothar und Ludwig dem Deutschen suchte nun Carl Hülfe gegen seinen Neffen. Aber aller Beistand, den jene ihm leisteten, beschränkte sich blos auf ein Ermahnungsschreiben an Pipin, in welchem sie ihn ernstlich auffoderten, sich seinem Oheim zu unterwerfen. Auch der Neffe war des Krieges müde. In einem Benediktiner Kloster zwölf Meilen von Orleans kamen also Carl und Pipin zusammen, und nun entstand unter beiden ein Verhältniß, für welches die Politik keinen Namen hat. Im ganzen genommen war es ein bloßes Pietätsverhältniß, welchem zu Folge Pipin versprach, König Carl in Zukunft so zu ehren, wie es einem Neffen seinen Oheim zu ehren geziemt, und wofür Pipin ganz Aquitanien, nur mit Ausnahme der Landschaften Poitou und Saintogne erhielt.

4. Was Carl nicht durch die Gewalt seiner Waffen hatte erringen können, suchte er nun auf andern, ziemlich krummen Wegen zu erschleichen. Von Natur aus listig und schlau, und an sein Wort, ja selbst an einen Eid nicht sehr strenge gebunden, hatte er in Intriguen und geheimen Unterhandlungen seine vorzüglichste Stärke. Bald gelang

*) Nämlich Hugo, Abt von Saint-Quentin, Bruder Ludwigs des Frommen, und der Abt Richebot, Sohn einer Tochter Carls des Großen.

es ihm daher einen Theil der aquitanischen Großen in sein Interesse zu ziehen; und als in dem Jahre 848 die Normänner Bordeaux erobert und den größten Theil der Stadt niedergebrannt hatten, warfen alle die Großen, geistlichen wie weltlichen Standes, welche Carl gewonnen hatte, die Schuld auf Pipin, gingen nach Orleans, und erklärten dort dem König Carl, daß die aquitanische Nation den Pipin, weil des Thrones unwürdig, der königlichen Würde entsetzt, und ihn zu ihrem König gewählt hätte. Carl, dem es nicht in Sinn kam, daß dieselben Großen, welche sich jetzt erfrechten, ihren König seines Thrones zu entsetzen, nach wenigen Jahren auch mit ihm ein gleiches Spiel treiben würden, nahm sogleich mit der größten Bereitwilligkeit die ihm angebotene Krone an. Aber es dauerte nicht lange, so sah er ein, daß seine Wahl zum König von Aquitanien noch einer sehr ernsten Bestätigung bedürfe, die jedoch nur die Waffen allein ihr geben könnten. Pipin hatte noch einen sehr bedeutenden Anhang, und viele der angesehensten Großen beharrten in treuer Anhänglichkeit an ihrem rechtmäßigen König. Der innere Krieg brach also auf das neue wieder aus. Carls erster Feldzug nach Aquitanien hatte nicht den mindesten Erfolg. Den einzigen, gewiß wenig bedeutenden Vortheil, den er dabei gewann, war blos, daß Pipins jüngerer Bruder Carl, welcher bisher bei seinem Oheim, dem Kaiser Lothar einen Zufluchtsort gefunden, nun aber das Schicksal seines ältern Bruders theilen wollte, auf der Reise zu ihm, einigen Partheigängern von Carls Heere in die Hände fiel. Dem gefangenen Prinzen ließ man die Wahl zwischen einem Mönchsgewand, oder der Todesstrafe als Rebell. Carl wählte das Erstere, und ward, nachdem er zu Chartres von der Hand eines Bischofes die Tonsur er-

halten, und von der Kanzel herab allem Volke verkündet hatte, er habe ungezwungen und aus freier Wahl sich zu dem klösterlichen Leben entschlossen, in das Kloster nach Corbie gebracht.

5. Auf Anrathen Wilhelms hatte Pipin ebenfalls mit dem Kaliphen von Cordova ein Bündniß geschlossen. Abderahman schickte demnach in dem folgenden Jahre einen ganzen Schwarm Sarazenen über die Pyrenäen. Plündernd und alles verheerend durchzogen diese den größten Theil des südlichen Frankreichs bis nach Arles, fanden nirgends Widerstand, und gingen daher mit reicher und schwerer Beute beladen, als der Feldzug beendiget war, wieder nach Hause. Da aber jetzt ebenfalls der Herzog von Bretagne neue Feindseligkeiten angefangen, und in Frankreich eingefallen war, und zu der nämlichen Zeit auch ein zahlreicher Schwarm Normänner, nachdem sie die Dordogna weit hinauf gesegelt waren, rechts und links des Flusses alles Land ausgeraubt, und mit Feuer und Schwert verwüstet hatten; so entstand nun ein solches unbeschreibliches Elend in allen dortigen Gegenden, und dieselben wurden so sehr entvölkert, daß, wie erzählt wird, ganze Banden von drei bis vierhundert Wölfen völlig ungestört das Land durchzogen, und die armen Landleute, denen, weil größtentheils Knechte und Leibeigene, es ohnehin nicht erlaubt war, Waffen zu führen, gar nicht mehr wußten, wie sie ihre Kinder und ihr ärmliches Vieh gegen die Wuth jener Bestien schützen sollten. — Indessen würde Carl, trotz seiner Wahl zum König von Aquitanien, besonders da sein Anhang sich jetzt schon wieder sehr zu mindern anfing, immer noch wenig oder gar keine Hoffnung gehabt haben, dieses Königreich auch nur auf kurze Zeit ruhig zu besitzen, hätte nicht nach ein paar

Jahren der Zufall ihm abermals die Oberhand über seinen rüstigen Gegner verschafft. Pipin verband mit einer seltenen körperlichen Wohlgestalt ungemein einnehmende Manieren, und wenn es ihm darum zu thun war, konnte er jedes Herz gewinnen, und in sein Interesse ziehen. Aber dabei hatte er auch von Natur aus eine außerordentliche Portion Leichtsinn. Mehr, als er sollte, liebte er die Freuden der Tafel, überließ sich dabei dem Trunk, und hatte, vom Weine erhitzt, eines Tages die Unvorsichtigkeit gehabt, den mächtigen Grafen Sancho von Gascogne, der bisher einer seiner treuesten und eifrigsten Anhänger war, gröblich zu beleidigen. Sancho sann auf Rache, überfiel den Pipin plötzlich während einer Jagdparthie, und lieferte ihn an Carl aus. Kaum hatte dieser den Neffen in seiner Gewalt, als er eiligst mehrere Bischöfe und Großen seines Reiches zusammenberief, mit deren Genehmigung ihm die Tonsur geben, und in dem Kloster des heiligen Medardus zu Soissons einsperren ließ.

6. Als Gefangener in dem Medarduskloster hatte Pipin nun einmal Muse zum Nachdenken; und da es ihm jetzt an Gelegenheit fehlte, bei lärmenden Gelagen und mit Ueberfluß besetzten Tafeln sich zu berauschen; sann er sehr ernsthaft auf Mittel, seine Freiheit, und mit dieser auch sein Königreich wieder zu erhalten. Die guten Mönche im Kloster hatte er bald gewonnen. Aber ihr erster Versuch, ihn in Freiheit zu setzen, mißlang. Das Vorhaben der Mönche ward entdeckt, und zwei derselben, welche den größten Antheil daran gehabt hatten, wurden von dem Bischof der Diöcese scharf bestraft. Aber diese Bestrafung benahm den Uebrigen nicht den Muth. Man machte noch einen Versuch, und dieser gelang. Sonderbar war es, daß

zu gleicher Zeit auch Pipins Bruder, Carl aus seinem Kloster zu Corbie entwischte. Aber nun fügte es sich, daß, als Pipin in Aquitanien ankam, gerade auch Ludwig der Jüngere, dem die Aquitanier, weil ihres Königs Carls schon wieder überdrüssig, ihre Krone angetragen hatten, sich ebenfalls im Lande befand. In Aquitanien gab es jetzt drei Könige, und obgleich die aquitanischen Großen sich um keinen derselben bekümmerten, so datirte doch jeder seine Urkunden, ganz nach Belieben, bald von den Regierungsjahren Pipins, bald von jenen Carls oder Ludwigs des Jüngern. Sobald Pipin sich den Aquitaniern zeigte, ward Ludwig von dem größten Theil seiner Anhänger verlassen, und kehrte, wie wir schon berichtet, wieder nach Deutschland zurück. Carl dagegen zog mit einem Heere nach Aquitanien. Wie gewöhnlich richtete er auch diesmal wieder nichts aus; und es gelang nun Pipin, sich mehrere Jahre gegen seinen Oheim in Aquitanien zu behaupten. Aber bald wurden die wankelmüthigen Großen ihres rechtmäßigen Herrn wieder überdrüßig, setzten ihn zum zweitenmale ab, und trugen ihre Krone Carls zweitem Sohne Carl an. Dieser kam nach Aquitanien, hatte anfänglich einige unbedeutende Vortheile über die Normänner, und vermehrte dadurch nicht wenig seinen Anhang unter den Großen wie unter dem Volke. Da aber jetzt Pipin, nachdem er seine Schaaren durch einen Schwarm Normänner verstärkt hatte, Poitiers und mehrere andere Städte eroberte, und zum Theil zerstörte, fiel des jüngern Carls Ansehen eben so schnell, als es gestiegen war. Man schrieb alles Unglück seiner Jugend und Unerfahrenheit zu, und alle Aquitanier schlugen sich wieder auf die Seite Pipins. Indessen konnte auch dieser der überall im Lande herrschenden Verwirrung nicht sogleich ein Ende machen, auch nicht

alle Küstenstrecken gegen die Einfälle der Normänner schützen. Die unbeständige Nation, das heißt, die aquitanischen Großen wurden also bald wieder auf das neue im höchsten Grade mißvergnügt; wollten aber jetzt weder von Pipin, noch von Carl, noch von dessen Sohne, dem jüngern Carl etwas wissen; sondern trugen ihre Krone dem König Ludwig dem Deutschen an. Die Folgen davon sind dem Leser schon bekannt. Ludwig nämlich zog nach Frankreich, ward auch dort von den französischen Großen zum König von Frankreich gewählt, jedoch nach einigen Monaten schon wieder verlassen, und Carl, der auf diese Weise im Jahre 858, bis auf Burgund alle seine Länder verloren hatte, sah sich im folgenden Jahre schon wieder im Besitz seines ganzen Reiches. Sobald zwischen ihm und seinem Bruder Ludwig das freundschaftliche Verhältniß wieder hergestellt war, richtete Carl seine ganze Aufmerksamkeit auch wieder auf Aquitanien. Aber Pipin hatte indessen ein Bündniß mit dem tapfern Herzog von Bretagne geschlossen. Carls Feldzug war demnach äußerst unglücklich. Von den Verbündeten ward er total geschlagen, und sein ganzes Lager von denselben erobert.

7. Um Pipin seiner Stütze, des Herzogs von Bretagne zu berauben, suchte Carl mit demselben Friede zu schließen. Dieser, für den Herzog eben so glorreich, als vortheilhaft, kam auch wirklich bald darauf in dem Jahre 863 zu Stande. Pipin, verlassen von seinen Bundesgenossen, wie von seinen Aquitaniern, welche sämmtlich wieder die Parthei des jüngern Carl ergriffen, schloß sich jetzt gänzlich den Normännern an. Um einen verlornen Thron wieder zu gewinnen, ist dem entthronten Monarchen jedes Mittel, das zum Zweck führt, willkom-

men. An der Spitze zahlreicher Schaaren Normänner verheerte er nun aquitanische, wie neustrische Provinzen, eroberte Poitiers, drang in das Gebiet von Limousin und Auvergne, schlug in einem Treffen den Grafen Sebastian, der die Provinz vertheidigen wollte, eroberte, und plünderte Clermont, und würde wahrscheinlich noch lange der Schrecken und die Geisel der Aquitanier, wie der Franzosen gewesen seyn, hätte nicht Verrath ihn abermals in die Hände seines Oheims geliefert *). Pipin belagerte Toulouse. Die Belagerung zog sich in die Länge. Rainulf, Graf von Poitiers, ließ ihm sagen, er sey bereit, sich mit ihm zu vereinigen; nur bitte er, weil man sich doch noch über Verschiedenes verständigen müsse, um eine geheime Unterredung. Pipin, voll Freude, einen so mächtigen Vasallen in sein Interesse gezogen zu haben, ahnete auch nicht von weitem nur den mindesten Verrath. Von wenigen begleitet, begab er sich also an den zur Unterredung bestimmten Ort, fiel aber unter Weges in einen Hinterhalt, ward von der Ueberzahl seiner Gegner überwältiget, entwaffnet, und als ein Gefangner seinem Oheim nach Frankreich gesandt (864). Weil Pipin die Tonsur erhalten hatte, und Mönch gewesen war, berief Carl ein Concilium von Bischöfen, welche dem unglücklichen Fürsten das Urtheil sprechen sollten. Hincmar von Rheims nahm sich

*) Um Pipin recht gehässig zu machen, sprengte man aus, er habe das Christenthum abgeschworen, und sey ein nordischer Heide geworden. Aber dies war eine offenbare Verläumdung, oder boshafte Vermuthung, die blos daher entstand, weil die Normänner, die Pipins Fahne folgten, die Kirche des heiligen Hilarius niedergebrannt hatten. Aber schwerlich möchten wohl diese wilden Barbaren, bevor sie die Kirche in Brand steckten, den Pipin darum befragt haben.

desselben mit vieler Liebe an; und auf seinen Antrag entschieden die Bischöfe, daß Pipin, zwar strenge bewacht, aber durchaus auf eine seiner hohen Würde entsprechende Art behandelt, in einem Kloster sein Leben beschließen sollte. Dies Urtheil ward vollzogen, und so lebte nun Pipin bis an das Ende seiner Tage in dem Kloster zu Senlis. Pipins Bruder, der Prinz Carl, der, wie wir schon berichtet, aus seinem Kloster zu Corbie zu seinem Grosoheim nach Deutschland geflohen war, und bei diesem eine wahrhaft väterliche Aufnahme gefunden hatte, war schon einige Jahre früher von demselben auf den erzbischöflichen Stuhl von Mainz erhoben worden. Carl, der blos ein schlechter Mönch gewesen, weil man ihn zum Mönchsstand gezwungen hatte, ward nun ein ausgezeichneter Bischof. Er regierte seine Kirche mit vieler Weisheit, war ein strenger Beobachter aller kanonischen Satzungen, und machte dem Episcopat eben so viele Ehre durch seine Tugenden, als durch seine erlauchte, hohe Geburt. Bald darauf verlor Carl durch einen höchst traurigen Zufall seinen zweiten Sohn Carl, König von Aquitanien *).

*) Der Prinz war eines Tages mit einer seinem jugendlichen Alter entsprechenden Gesellschaft von der Jagd zurückgekehrt. Der Tag hatte sich geneigt, und die Dämmerung war schon so stark, daß man nicht leicht Personen sogleich auf der Stelle unterscheiden konnte. Unter Weges, nicht mehr ferne von dem Palaste, begegnete er einem seiner Jugendgefährten, Namens Alcuin. Diesem wollte der junge, stets muntere Carl, um sich einen Spaß zu machen, ein wenig Schrecken einjagen. Er, und auf seinen Wink, sein ganzes Gefolge zogen also das Schwerdt, und fielen unter dem Rufe: „tödtet ihn!" über denselben her. Alcuin, der den Prinzen nicht gleich erkannte, und dessen ganzes Gefolge für eine Räuberbande hielt, zog demnach ebenfalls sein Schwerdt, hieb blindlings damit drein,

Da er den unruhigen Charakter der aquitanischen Großen nur zu sehr kannte, so wollte er dieses Reich nicht mehr mit seiner Krone vereinigen; sondern ließ seinen ältesten Sohn Ludwig in der St. Medarduskirche zu Soissons zum König von Aquitanien salben und krönen; und da dadurch die Eitelkeit der Aquitanier in so weit befriediget war, daß sie ihren eigenen König hatten, so blieben sie auch von jetzt an ruhig, und Carls zwanzigjährige Kriege und Fehden wegen Aquitanien waren nun auf immer beendiget.

8. **Kriege mit den Herzogen von Bretagne.** — Noch weniger Erfolg hatte Carl in seinen, während der ersten achtzehn Jahren seiner Regierung, nur selten unterbrochenen Kriegen mit den tapfern Bretonen und deren kriegerischen Herzogen. Schon vor Abschluß des Vertrages von Verdün hatte Nomenoi, Herzog von Bretagne, sich mit der königlichen Würde geschmückt, und, weil keiner der Bischöfe Bretagnes die königliche Salbung und Krönung an ihm vollziehen wollte, sie sämmtlich des bischöflichen Amtes entsetzt, und auf deren erledigte Stühle andere, ihm mehr ergebene Prälaten erhoben. Seinem Vorhaben stand indessen noch immer der Erzbischof von Tours im Wege. Unter der Gerichtsbarkeit desselben standen sämmtliche brittische Bischöfe. Er selbst war ein eifriger

und verwundete den Königssohn sehr schwer an dem Kopf. Die Wunde war äußerst gefährlich. Indessen ward dieselbe doch, obgleich mit vieler Mühe, und nach einer sehr langen Cur wieder geheilt. Aber nun fing Carl an zu kränkeln, fühlte sich immer schwächer im Kopf, war öfters epileptischen Zufällen unterworfen, und starb ungefähr zwei Jahre nachher an den Folgen jener Kopfverletzung.

Anhänger Carls, hatte überdies seinen erzbischöflichen Sitz in der in Frankreich gelegenen Stadt Tours; und es war vorauszusehen, daß er zu jenem Akt, welchen der Herzog von seinen Bischöfen foderte, nie seine Einwilligung geben werde. Aber auch für diese Schwierigkeit wußte Romenoi schon Rath zu schaffen. Eigenmächtig, ohne den römischen Hof, und noch viel weniger den Erzbischof von Tours darum zu befragen, erhob er das Bisthum Dol zu einem Erzbisthum, ordnete unter die Gerichtsbarkeit desselben alle Bischöfe seines Landes, und ward nun zu Dol von dem neuen Erzbischof, unter der Assistirung mehrerer andern Bischöfe, mit der größten Feierlichkeit zum König von Bretagne gesalbt und gekrönt.

9. Carl machte einige, jedoch stets unglückliche Versuche, durch Waffengewalt den Herzog wieder zu dessen früherm Abhängigkeitsverhältniß von Frankreich zurückzuführen. Romenoi schlug die königlichen Truppen überall aus dem Felde, eroberte Nantes, Rennes und viele andere bedeutende Städte; und Carl, unaufhörlich mit den Aquitaniern, Normännern und des ermordeten Bernhards Sohne, dem Grafen Wilhelm beschäftiget, mußte es geduldig ertragen, wenn Romenoi, so oft er nur im mindesten gereizt ward, in das französische Gebiet einfiel, dasselbe verheerte, und mit seinen siegreichen Waffen bis in das Herz von Anjou und Maine vordrang. Die Klöster verschonte zwar Romenoi überall. Als er aber auf dem Kloster von Glonne, und zwar auf dem höchsten Punkt desselben, sein Bildniß mit zürnendem, gegen Frankreich gerichtetem Blicke hatte errichten, jedoch Carl es nach dem Abzug der Bretagner sogleich wieder niederreißen lassen; fühlte er sich dadurch so beleidiget, daß er das ganze Kloster,

sammt der Kirche und allen Nebengebäuden niederbrannte. — Die zu Paris zu einem Concilium versammelten Bischöfe erließen nun an Romenoi ein conciliarisches Schreiben, in welchem sie ihn ermahnten, von seinen feindlichen Einfällen in die französischen Provinzen abzulassen, auch das, durch seine in Ansehung des bischöflichen Stuhles von Dol gemachte Neuerung, gegebene Aergerniß bald möglichst zu heben. Dieses Schreiben machte auf den Fürsten gar keinen Eindruck; eben so wenig auch die durch einen päbstlichen Legaten überbrachten Briefe des Pabstes. Diese nahm er gar nicht an, gab auch dem Legaten keine Audienz und sandte ihn sammt den uneröffneten Briefen ungehört zurück. Der Legat begab sich nach Paris, wo die Bischöfe noch anwesend waren, und diese fanden sich nun veranlaßt, noch einmal an Romenoi zu schreiben. Sie versicherten ihn, daß die päbstlichen Briefe nichts ihn beleidigendes enthielten; bemerkten ihm aber auch, daß die Nichtannahme eines päbstlichen Breve eine Art stillschweigender Trennung von dem römischen Stuhle sey, und sie in diesem Falle sich bewogen finden würden, ihn ebenfalls von ihrer Kirchengemeinschaft zu trennen. Kurz; sie droheten ihm mit dem Banne, und schlossen ihr Schreiben mit der Warnung, daß, wenn er sich auf diese Weise von der Kirche trennte, auch seine Regierung, so glänzend sie immer bisher gewesen, dennoch von keiner langen Dauer seyn würde. Dieses Schreiben fand ebenfalls bei demselben keinen Eingang. Aber welche Beschaffenheit es auch mit den Vorhersagungen der Bischöfe gehabt haben mag; so ist es doch gewiß, daß dieselben schnell in Erfüllung gingen; denn Romenoi starb schon in dem folgenden Jahre (851) und zwar in der vollen Kraft des männlichen Alters und, dem gewöhnlichen Laufe der Natur nach,

bei der frohen Aussicht auf eine noch ziemlich lange Reihe von Jahren.

10. Der Tod des furchtbaren Nomenoi brachte jedoch Carl keinen Gewinn. Erispoe, Sohn des Verstorbenen, folgte demselben in der Regierung. Eben so ehrgeizig und kriegerisch, als sein Vater, suchte er ebenfalls alle dessen Ansprüche mit den Waffen in der Hand geltend zu machen. Carl zog mit einem mächtigen Heere nach Bretagne. Es kam bald zu einer mörderischen Schlacht. Anfänglich schien sich der Sieg auf die Seite Carls neigen zu wollen. Aber Erispoes Entschlossenheit und persönliche Tapferkeit gaben den Ausschlag. Die Franzosen wurden gänzlich geschlagen, viele der vornehmsten Grafen und Herren in dem Heere Carls theils getödtet, theils gefangen, und Rennes, Nantes und noch einige andere Städte sammt dem Herzogthum Retz, von den Siegern erobert. Carl sah sich zum Frieden gezwungen. Derselbe kam zu Angers zu Stande. Bretagne's Unabhängigkeit ward von Carl anerkannt, und Erispoe in dem Besitz der von ihm eroberten Städte und Landschaften bestätiget, wofür er jedoch Carl den Huldigungseid leistete. Mit dem mächtigen und kriegerischen Erispoe suchte nun Carl sich auf das engste zu verbinden. Er selbst schickte ihm Krone, Scepter und alle königliche Insignien, gab Erispoes Tochter seinem ältesten Sohne Ludwig zur Gemahlin, und trat diesem die schöne Provinz Maine ab. Von dieser Verbindung hoffte Carl große Vortheile, die aber leider alle durch Erispoes ganz unvermutheten Tod nun eben so schnell wieder verschwanden. Erispoe fiel als das Opfer einer, von einigen Großen gegen sein Leben gerichteten Verschwörung; und Einer der Verschwornen, Namens Salomon, schwang sich auf den Thron von Bretagne. Bei dem zwischen

dem Ermordeten und König Carl bestandenen zarten Familienverhältniß, glaubte Salomo nicht auf eine Fortdaüer des Friedens zählen zu dürfen. Einen Angriff von Seite Carls wollte er jedoch nicht abwarten, fiel daher in die benachbarten französischen Provinzen, ging über die Loire, drang bis nach Poitiers, und kehrte dann mit reicher Beute zurück. Auf dem Rückmarsch ward er von Carl ereilt. Dieser bot ihm ein Treffen an, dem natürlicher Weise Salomon nicht auswich. Mehrmals griff Carl das feindliche Heer an, ward aber jedesmal mit Verlust zurückgeschlagen, und verlor so viele Leute dabei, daß er mit Anbruch der Nacht das Lager heimlich verließ. Die Flucht des Königs benahm den Franzosen nun völlig den Muth. Am folgenden Morgen begab sich das französische Heer auf den Rückzug, der aber, weil vom Feinde angegriffen, sich bald zu einer förmlichen Flucht gestaltete. Das ganze französische Lager ward die Beute der Sieger. Der Krieg zwischen Carl und Salomon dauerte noch einige Jahre fort, und zuletzt mit so ziemlich gleichem Erfolge, besonders als der Graf Robert, einer der wenigen aus dem französischen Adel, deren Tapferkeit in der Geschichte jener Zeit gerühmt wird, die Parthei Carls ergriff, den Herzog von Bretagne aus der Provinz Anjou, in die er eingefallen war, wieder vertrieb, und auf jedem Punkte, auf welchem er in Frankreich vordringen wollte, sich ihm sogleich muthig entgegen warf. Da beide kriegführende Theile aufrichtig den Frieden wünschten; so kam derselbe endlich im Jahre 863 in Angers zu Stande. Salomon versprach, den ehemaligen, herkömmlichen Tribut jährlich an Carl zu bezahlen, leistete ihm auch mit mehreren Großen seines Landes den Huldigungseid, scheint aber nicht auf den Königstitel verzichtet zu haben, und blieb überhaupt so voll-

kommen souveräner Fürst von Bretagne, daß ihm sogar das Bestätigungsrecht der Bischofswahlen zugestanden ward. Um sich den Fürsten noch näher zu verbinden, schenkte ihm Carl die reiche Abtei St. Aubin von Angers, und einen bedeutenden Strich Landes zwischen der Mayenne und der Sarte. Mehrere Jahre hindurch leistete Salomon in beinahe ununterbrochenem Kampfe mit den Normännern Carln vortreffliche Dienste, schützte die nördliche Küste seines Reiches, und setzte durch seinen tapfern Arm den Einfällen der nordischen Barbaren doch wenigstens einigermaßen einen Damm; und ihm allein verdankte es Carl, daß er nun mehr als gewöhnlich Zeit und Muse hatte, sich in die innern Angelegenheiten des carolingischen Hauses zu mischen. Aber in dem Jahre 874 traf auch Salomon das nämliche Loos, welches er einst seinem Könige und Herrn, dem Erispoe bereitet hatte. In einer Kirche, an den Stufen des Altars hatte er denselben ermordet, oder ermorden lassen, und auf eine beinahe ähnliche Weise sollte er jetzt ebenfalls enden. Salomons zwei ersten Unterfeldherren, Würfaud und Pascuethan hatten sich gegen ihn verschworen, und das Geheimniß ihres teuflischen Vorhabens, obgleich mit jedem Tage noch mehrern Andern mitgetheilt, doch mit so vielem Glücke zu bewahren gewußt, daß Salomon nicht eher etwas davon erfuhr, als bis die beiden Verräther schon den größten Theil des Heeres in ihr Interesse gezogen, und auch unter der Nation selbst einen furchtbaren Anhang sich gemacht hatten. Nur in schleuniger Flucht lag noch Rettung für den unglücklichen Fürsten. Aber wie es scheint, war es auch dazu schon zu späte, und Salomon hatte kaum noch Zeit, in eine nicht sehr entfernte Kirche zu entfliehen, und in dem Sanctuarium derselben sich eine Freistätte zu suchen. Wirk

lich wagten Würfaud und Pascuethan es nicht, ihn mit Gewalt aus derselben herausreißen zu lassen. Durch einen neuen Frevel suchten sie denselben Zweck zu erreichen. Mit einem furchtbaren Eide versprachen ihm Beide, nie ihre Hände an seine Person, an die geheiligte Person ihres bisherigen Königes zu legen. Salomon glaubte den Treulosen. Aber kaum hatte er sein Asyl verlassen, als sie, mit Eidschwüren spielend, ihn einem rohen Franken, Namens Fulcoald, übergaben, der ihm beide Augen mit solcher Grausamkeit aus dem Kopfe riß, daß man ihn schon am Morgen des folgenden Tages todt fand *). — Würfaud und Pascuethan theilten nun das Reich unter sich. Aber persönliches Interesse kann zwar zwei, oder auch mehrere zu Genossen eines und desselben Verbrechens machen, jedoch nie ein aufrichtiges Band der Freundschaft und Einigung unter ihnen knüpfen. Die beiden Kronräuber geriethen also bald mit einander in eine Fehde auf Leben und Tod. Auch noch andere Faktionen entstanden jetzt im Lande, und anhaltender, wüthender Partheikampf schwächte nun nach und nach das Reich so sehr, daß Bretagne von der Höhe, auf welche es drei ungemein kriegerische und staatskluge Regenten erhoben hatten, in kurzer Zeit wieder auf die ganz niedrige Stufe einer gewöhnlichen Provinz Frankreichs herabsank.

---

*) Salomon war nicht nur ein tapferer, kriegskundiger, sondern auch weiser, sein Volk väterlich regierender Fürst. Seinen an Erispoë begangenen, blutigen Frevel bereuete er sein ganzes übriges Leben hindurch, und gab selbst auf dem Thron so viele und sprechende Beweise ächter Frömmigkeit, daß die Bretagner ihn nach seinem Tode als einen Märtyrer verehrten. (Longueval hist. de l'egl. gall. T. 6. p. 285.)

XII.

1. **Italiänischer und deutscher Successions-Krieg nach dem Tode Kaisers Ludwigs des Zweiten.** — Auf welche Weise Carl, nach Ludwigs II. Tod, theils durch Arglist, theils durch zuvorkommende Eile, sich Italiens bemächtiget, die Kaiserkrone gleichsam im Fluge erhascht, aber durch seines Bruders Ludwigs des Deutschen drohende Stellung geschreckt, in eine Theilung der Länder des verstorbenen Kaisers eingewilligt, auch zur Vorbereitung dieses Geschäfts schon einige Gesandten zu seinem Bruder nach Frankfurt abgeordnet hatte; die jedoch, als sie Ludwigs von Deutschland Tod unter Weges erfuhren, sogleich wieder zurückkehrten; alles dieses haben wir in der Geschichte Deutschlands unsern Lesern schon berichtet. Bemerken müssen wir nur noch, daß Carl, bevor er nach seiner Krönung Italien verließ, seinen Schwager, den Grafen Boso zum Statthalter von Nord-Italien ernannte, ihm vielleicht jetzt schon fürstliche Würde ertheilte *), und den Händen desselben sein und seines Hauses, wenigstens in Beziehung auf Italien, höchstes Interesse unbedingt übergab.

2. Nichts war Carl willkommener, als die Nachricht von dem Tode seines Bruders. Augen-

---

*) Andere sagen, dies sey später geschehen, woran wir aber aus sehr guten Gründen zweifeln möchten. Uebrigens müssen wir bemerkeu, daß das Wort princeps hier nicht mit **Dux** verwechselt werden darf. Jenes hatte eine höhere Bedeutung, und Boso war um so mehr berechtigt, darauf Anspruch zu machen, da seine Schwester Richildis jetzt Carls Gemahlin war, er mithin als ein Glied der königlichen Familie betrachtet werden konnte.

blicklich brach er alle Unterhandlungen ab, und seine Ländergier begnügte sich jetzt nicht blos mit Italien; sondern erstreckte sich auch auf jenen ganzen Theil des lotharingischen Reiches, der bei der Theilung nach Lothars Tod auf Ludwig den Deutschen gefallen war, dieser aber nachher an seinen Neffen, den Kaiser wieder abgetreten hatte; zudem lag es noch ferner in seinem Plane, die drei am Rhein gelegenen, jedoch durch den Vertrag von Verdün zu Deutschland geschlagenen Städte Mainz, Worms und Speier, und endlich, wenn anders das Glück sein Unternehmen begünstige, das ganze, Ludwigs des Deutschen Söhnen durch den Tod ihres Vaters zugefallene Erbe ebenfalls an sich zu reißen; kurz, Carl hatte keinen geringern Plan, als alle durch den Vertrag von Verdün festgesetzten Länder- und Familien-Verhältnisse über den Haufen zu werfen, und in der Zukunft über die noch vorhandenen Trümmer des carolingischen Hauses blos das Recht des Stärkern gelten zu lassen. Mit seinem schon in Bereitschaft stehenden Heere zog er also unverzüglich durch die lotharingischen Provinzen gegen den Rhein, geheime Abgeordneten vor sich her sendend, die durch Geschenke und Versprechungen die geistlichen und weltlichen Herren für sein Interesse gewinnen sollten. Aber Ludwig, König der Sachsen, Franken und Thüringer, des verstorbenen Königs Ludwigs zweiter Sohn, war nicht blos der Erbe eines Theils der Länder seines Vaters, sondern auch dessen Tapferkeit und geraden redlichen Sinnes. Auch ihm stand jetzt das von seinem Vater ausgerüstete Heer zu Gebote. Mit diesem zog er ebenfalls an den Rhein und lagerte sich Cöln gegenüber. Indessen wollte er doch noch gütliche Wege versuchen, und schickte eine, aus mehrern der angesehensten, redlichsten Männern bestehende Gesandtschaft an Carl, die

fürchterlich wüthet das Schwert der Deutschen unter dem feindlichen Heer. Viele Tausende werden erschlagen; eben so viele werden gefangen genommen, und unter diesen eine Menge der vornehmsten französischen Herren; kurz, beinahe Carls ganzes Heer wird vernichtet, und eine unermeßliche Beute fällt den Siegern in die Hände *). — Diejenigen, welche aus der Schlacht noch mit dem Leben oder ohne gefangen zu werden, davon kamen, wurden auf ihrer Flucht unter Weges von den Landleuten, die sie auf ihrem Marsch nach dem Rhein nicht wenig gequält hatten, auf das erbärmlichste mißhandelt, gewöhnlich völlig ausgeraubt, viele ganz nackt entkleidet, alle Kleidungsstücke ihnen genommen, und nur eine ärmliche kurze Strohdecke gelassen, um damit wenigstens in so weit sich zu bedecken, als die Ehrbarkeit es durchaus erforderte. In diesem Zu-

*) Was die Verwirrung in dem französischen Heere um vieles vermehrte, und auch den Rückzug wie die Flucht ungemein erschwerte, war die ganz ungeheure, in den damaligen Zeiten beispiellose Menge von Wagen, welche dem Heere gefolgt waren, und jetzt alle Wege versperrten. Seit der erlangten Kaiserswürde, war Carls Eitelkeit auf das Höchste gestiegen. Ueberall wollte er sich der Welt in dem Pomp eines morgenländischen Kaisers zeigen. Sein Zug nach Deutschland glich also auch vollkommen einem orientalischen Heerzug. Nicht nur, daß alle Offiziere in seinem Heere, nach dem Verhältniß ihrer Kräfte, durch prachtvollen Waffenschmuck sich auszeichneten, sondern auch eine ganze kleine Armee von Kaufleuten mit allen Gattungen von Waaren und Luxus-Artikeln folgte Fuß vor Fuß Carls Heer, so daß, wenn es ein Lager bezog, stets die größte Pracht, Ueppigkeit und Verschwendung darin herrschten. Daher war aber auch jetzt die Beute so unermeßlich, die nach gewonnener Schlacht Ludwigs deutschen Soldaten in die Hände fiel.

nde kamen mehrere Grafen, mehrere mächtige;
d reiche französische Herren in Frankreich an.

4. Ludwig hatte nun den vollständigsten und
änzendsten Sieg, den er nur immer sich hätte
inschen können, erfochten. Da er jedoch den Feld-
g erst im Spätjahre eröffnet hatte; so durchzog
jetzt blos Deutsch-Lothringen, rückte aber nicht
er dessen Grenze hinaus; sondern begab sich so
ld als möglich nach Aachen, empfing dort in der
urg Carls des Großen die Huldigungen vieler
tharingischen Vasallen, und kehrte dann im Tri-
uphe nach Frankfurt zurück. — Carl war jetzt
n Bedrängnissen jeder Art umgeben. Seine Ge-
mahlin, die Königin Richildis, hatte durch den
chrecken bei der Nachricht der verlornen Schlacht
ie unzeitige Geburt gemacht, lag an den Folgen
von schwer darnieder, und schwebte zwischen Leben
d Tod. Die Normänner waren unter der An-
hrung des berühmten Rollo die Seine hinaufge-
hren, hatten Rouen erobert, und plünderten und
rheerten alle Landschaften rechts und links jenes
usses. Aus Italien kamen mit jedem Tage nicht
nder ängstigende, die größten Besorgnisse erregende
riefe an. Der Pabst, gleich stark bedrohet von
n Sarazenen, wie von den Griechen in Unterita-
n, flehete um schleunige Hülfe, und beschwur
rl'n, unverzüglich selbst nach Italien zu kommen;
dem mehrere der italiänischen Stände, besonders
r mächtige Berengar, Graf von Friaul, zu schwan-
n, und auf die Seite der deutschen carolingischen
nie sich zu neigen anfingen. Carl wußte nicht,
o er zuerst Rath schaffen sollte. Die Normänner
chte er durch Geld sich vom Halse zu schaffen,
nd erkaufte mit großen Summen ihren Abzug aus
n, von ihnen schon völlig ausgeraubten und ver-

heerten Provinzen. Den Plan, die Grenzen seines Reiches über Deutsch-Lothringen, und selbst über den Rhein hinaus zu erweitern, gab er gänzlich auf; denn die Schlacht bei Andernach hatte ihm hierüber zu tief eindringende Lehren gegeben *). Nur auf die Erhaltung Italiens wollte er nunmehr seine ganze Aufmerksamkeit richten. Entschlossen, unverzüglich dahin zu gehen, aber auch voraussehend, daß sein Aufenthalt dort von weit längerer Dauer seyn würde, war er jetzt vor allem darauf bedacht, vor seiner Abreise noch alle Angelegenheiten seiner Länder diesseits der Alpen zu ordnen. Zu diesem Ende berief er auf den 14. Junius 877 die Stände seines Reiches nach Chiersi. Mehr in dem Tone eines Supplicanten als eines gebietenden Monarchen legte er den versammelten Ständen seine königlichen Propositionen vor. Alle wurden ohne Ausnahme von denselben angenommen, jedoch unter den gewöhnlichen, die Unabhängigkeit der Vasallen und hohen Reichsbeamten schützenden und noch mehr befestigenden Clauseln. Carls ältester Sohn Ludwig ward, während der Abwesenheit seines Vaters, zum Regenten des Reiches ernannt, und ein Rath von Bischöfen, Aebten und weltlichen Herren ihm beigeordnet. Es ward ferner beschlossen, eine allgemeine Schatzung, von welcher selbst die Geistlichkeit nicht ausgeschlossen war, auszuschreiben, und endlich wurden auch die, zur einstweiligen Sicherstellung des

*) Ganz gewiß wird auch die Schlacht bei Andernach Carl'n die Ueberzeugung gegeben haben, daß regelmäßige, jedoch ohne alle Uebertreibung in einem stehenden Lager eingeführte Betstunden, so wie der, an Sonn- und Festtagen von der Kirche vorgeschriebene, ohnehin nur eine äußerst kurze Zeit erfodernde Gottesdienst weder die Köpfe der Anführer verwirren, noch auch den Muth der Soldaten schwächen.

Reiches und seiner Grenzen nöthige Vorkehrungen getroffen. Das, über alles dies, von Carl erlassene Capitular ist von besonderem historischem Interesse. Es ist ein merkwürdiger Beitrag zur Geschichte der Entwickelung, oder vielmehr völligen Entartung des Feudalsystems in Frankreich. Wir werden in der Folge, jedoch erst in dem nächsten Band wieder darauf zurückkommen müssen. Für jetzt wollen wir nur bemerken, daß Carl darin die Erblichkeit aller Beneficien, Aemter und Würden gesetzlich aussprach; und zwar nicht blos in directer Linie, sondern sie auch sogar noch auf die Seitenverwandten ausdehnte. Alle Grafschaften wurden ebenfalls erblich erklärt, und Carl behielt sich nur das Recht vor, die Erben damit zu belehnen; ein Recht, das jedoch sehr bald, besonders nach Erlöschung des carolingischen Hauses, den Königen wenigstens faktisch wieder entzogen ward. Unstreitig macht der Reichstag zu Chiersi von dem Jahre 877 in Frankreichs Geschichte eine höchst bemerkenswerthe Epoche.

5. Gleich nach Beendigung des Reichstages trat Carl die Reise nach Italien an. Aber ungeachtet der bedrängten, sorgenvollen und äußerst prekären Lage, in der er sich befand, blieb doch das Gefühl seiner Eitelkeit in ihm noch immer vorherrschend. Um den Italiänern prächtige Feste zu geben, und sich ihnen in dem ganzen Pomp seiner kaiserlichen Majestät zu zeigen, ließ er eine ungeheure Menge mit edeln Steinen gezierter goldener und silberner Gefäße, mit Gold gewirkter Teppiche, und anderer kostbarer Geräthschaften auf mehrern hundert Wagen sich nachführen. Auch seine Gemahlin, die Königin Richildis mußte mit einem prachtvollen Gefolge ihn auf dieser Reise begleiten. Am Ende

September langte er auf den Grenzen Italiens an. Hier traf er den Bischof Adalgar, den er im Februar dieses Jahres nach Rom gesandt hatte. Von ihm erhielt er die frohe Nachricht, daß Pabst Johann der Achte, in einem zu Rom gehaltenen Concilium, es allen, bei Strafe der Excommunication und des Bannes, zur Pflicht gemacht habe, Carl als den einzigen, wirklich gekrönten und gesalbten römischen Kaiser anzuerkennen. Noch mehr ward er erfreut, als der Pabst selbst ihm in Vercelli entgegen kam. Beide gingen von dort mit einander nach Pavia. Unstreitig hatte der Pabst mit Carl über die wichtigsten, ihr eigenes und ganz Italiens Wohl betreffenden Angelegenheiten sich zu besprechen. Aber vor Allem ging bei Carl'n die Krönung seiner Gemahlin, der Königin Richildis zur römischen Kaiserin. Der Pabst mußte sich fügen; die Ceremonie hatte statt, und Johann VIII. setzte auf Richildis Haupt die Kaiserkrone. Aber kaum war diese mit aller nur gedenkbaren Pracht begangene Feierlichkeit vorüber, als die niederdonnernde Nachricht einlief, Carlmann sey mit einem eben so zahlreichen, als furchtbaren, größtentheils aus den wilden nordischen Völkern zusammengesetzten Heere im Anzug; schon nahe er sich den Grenzen Italiens, entschlossen, mit seinem Oheim nicht blos um Italien, sondern auch um die Kaiserkrone zu kämpfen. — Eiligst schickte jetzt Carl seine Gemahlin, die Kaiserin, sammt allen seinen Schätzen und Kostbarkeiten über die Alpen in die Provinz Maurienne. Er selbst und der Pabst gingen nach Tortona. Dort ließ er ein allgemeines Aufgebot an alle italiänische Vasallen ergehen. Aber kein einziger kam. Sogar sein eigener Schwager Boso, dem Carl erst vor zwei Jahren die fürstliche Würde ertheilt, nnd der indessen nicht ohne des Kaisers Genehmigung, sich mit des verstorbenen Ludwigs des Zweiten

hinterlassenen Tochter, der Prinzessin Ermengarde vermählt, und um sich mit ihr vermählen zu können, seine Gemahlin vergiftet hatte, blieb ebenfalls aus *). Carl hatte kein Heer, sondern blos ein, obgleich sehr zahlreiches und glänzendes Gefolg bei sich. Mit stets steigender Unruhe erwartete er also jetzt, nachdem er ein zweites noch dringenderes Aufgebot erlassen hatte, die italiänischen Herren mit ihren wohlgerüsteten Schaaren; aber statt ihrer trafen von verschiedenen Seiten zuverlässige Nachrichten ein, daß viele der italiänischen Stände in einem geheimen Einverständniß mit Carlmann stünden. Für den Pabst, wie für den Kaiser war dies ein Donnerschlag. In schleuniger Flucht suchten jetzt Beide ihr Heil. Johann eilte nach Rom, Carl über den Mont-Cenis nach Frankreich. Zum Unglück herrschte damals in Oberitalien eine Art von pestartigem Fieber. Auch Carl ward davon ergriffen. Seine Reise vermochte er nicht mehr weiter fortzusetzen. Zu seinem Troste hatte er seinen geliebten Leibarzt Zedekias bei sich. Derselbe war ein Jude, denn diese, wenn sie sich der Arzneikunde widmeten, studirten damals gewöhnlich auf den arabischen Hohenschulen in Spanien, und besaßen in allen wissenschaftlichen Zweigen der Medicin ungleich höhere Kenntnisse, als die andern christlichen abendländischen Aerzte. Aber die Krank-

---

*) Als Boso sich mit der Prinzessin Ermengarde vermählte, lebte diese an dem Hofe Berengars, Herzogs von Friaul. Da aber Berengar wegen dieser Heirath sich die Feindschaft Carlmanns, und der übrigen Söhne Ludwigs zuzuziehen befürchtete, so ward, nachdem man des Kaisers geheime Einwilligung erhalten hatte, alles so verabredet und angestellt, daß man sagen konnte, Boso habe die Prinzessin geraubt, und ohne Berengars Wissen sich mit ihr vermählt.

heit des Kaisers widerstand der Kunst, wie allen Bemühungen seines Arztes, und Carl, Kaiser und König von Italien, Frankreich, Aquitanien, Burgund ꝛc. ꝛc. endete sein Leben am 6. October 877 in einer armseligen Hütte des am Fuße der westlichen Alpen gelegenen Dorfes Brios *). Als er starb, hatte er sein vierundfünfzigstes Jahr zurückgelegt, und seit dem Tode seines Vaters Ludwigs des Frommen, unter beständigem Aufruhr, innern Kriegen, anarchischer Verwirrung und stets gescheiterten Planen, ein schon beim Antritt seiner Regierung völlig zerrüttetes Reich siebenunddreißig Jahre lang kummervoll beherrscht.

XIII.

1. Carls Charakter und häusliche Verhältnisse, nebst einigen Bemerkungen im Allgemeinen über dessen Regierung. — Offenbar flößt der Charakter dieses Monarchen, wie werthlos er auch oft erscheinen mag, mehr Mitlei-

---

*) Die Franzosen beschuldigten den Zedekias, er habe den Kaiser vergiftet. Aber diese Beschuldigung hatte offenbar blos in dem damaligen allgemeinen Haß gegen die Juden ihren Grund. Es läßt sich auch gar nicht einsehen, warum Zedekias für nichts und wider nichts sich selbst seines mächtigen Schutzherrn, seines größten Wohlthäters und dessen Wohlthaten hätte berauben sollen. Zwar ging nach Carls Tod, der Körper so schnell und so stark in Fäulniß und Auflösung über, daß man ihn gar nicht nach Frankreich transportiren konnte. Man begrub ihn in dem Kirchhofe eines Klosters zu Nantua; und erst nach sieben Jahren wurden Carls Gebeine nach St. Denis, dem gewöhnlichen Begräbnißort der Könige gebracht.

den als Widerwille ein. — Zum Unglück seines Hauses geboren, war er gerade denen, an welchen seine Fähigkeit zu lieben sich zuerst hätte entwickeln und ausbilden sollen, von seiner zartesten Kindheit an ein immerwährender Gegenstand des Hasses; und bei den vielen scandalösen, empörenden Auftritten, von welchen Carl schon als Knabe Zeuge war, konnte er nur Hassen, nie aber Lieben lernen. Daher blieben auch alle, von der Natur selbst geknüpften, jeder Brust gleichsam eingegossenen Pietätsverhältnisse ihm sein ganzes Leben hindurch völlig fremd. Von besonderer kindlicher Liebe zu seinem Vater finden wir in seiner ganzen Lebensgeschichte auch nicht die mindeste Spur. Seiner Mutter, der Kaiserin Juta, die der Größe des Lieblings ihres Herzens alles geopfert, ihm zu Liebe das Härteste erduldet, den größten Gefahren sich ausgesetzt hatte, lohnte er mit Undank. Sobald ihm im Kriege gegen Kaiser Lothar, nach geschlossenem Bündniß mit seinem Bruder Ludwig, das Glück zu lächeln begann, und er des Beistandes, des Rathes und der Erfahrung seiner Mutter nicht mehr zu bedürfen glaubte, entfernte er sie von seinem Hofe, und nahm ihr bald darauf auch noch alle Schätze, die sein Vater ihr geschenkt hatte. Als die Verlassen in dem Jahr 843 in ihrem Exilium in der Stadt Tours starb, befand er sich in Aquitanien. Aber ihm verlangte nicht nach dem Segen der sterbenden Mutter; auch des letzten Trostes, ihren undankbaren Sohn nämlich noch einmal zu sehen, sollte Juta beraubt werden, und eine fremde, kalte Hand drückte der Verlassenen im Tode die Augen zu. Eben so war auch Carl weder ein zärtlicher Vater, noch liebender Gatte. In der Behandlung seiner Söhne erblicken wir nichts, als einen Wechsel tyrannischer Launen, blos bisweilen gemildert durch Feigheit und

bange, ängstliche Sorge für eigenes Interesse. — Als seine erste Gemahlin Hermentrude, die mit zartem Weibersinn siebenundzwanzig Jahre alle seine Freuden und Leiden getheilt, und fünf Söhne und drei Töchter ihm geboren hatte *), am 6. October 869 starb, war die Leiche dieser guten Fürstin kaum noch kalt, als Carl schon wieder eine andere Wahl getroffen hatte. Er ließ Richildis, des Grafen Boso Schwester, an seinen Hof kommen, und lebte, Gott weiß in welchem Verhältniß mit ihr, bis endlich im vierten Monate nach Hermentrudes Tod Anstand und Nationalsitte es ihm erlaubten, sich mit Richildis öffentlich zu vermählen **). — In der Liebe guter edler Seelen stehen die Neffen gewöhnlich mit den eigenen Söhnen, wo nicht gerade auf gleicher Stufe, doch gewiß nicht sehr tief unter derselben. Aber welche Gefühle Carl gegen die Söhne seiner Brüder äußerte, darüber wurden wir in dem Lauf dieser Geschichte hinreichend belehrt. Jedem derselben, Carl von Provence, wie Lothar II. und diesen, wie den Söhnen Ludwigs des Deutschen, wollte er das väterliche Erbe rauben, und wäre ihm der Raub gelungen; so würde, um diesen sich zu sichern, es seinem Herzen wenig Ueberwindung gekostet haben, ihnen sämmtlich aus lauter Zärtlichkeit die Augen ausstechen zu lassen. Kurz, jede zarte und sanfte

*) Die fünf Söhne waren Ludwig, Carl, Lothar, Carlmann und Drogo; der letztere starb jedoch schon in noch ganz zartem Alter. Die Töchter hießen Judith, Rothilde und Hermentrude. Von der Erstern wird sogleich die Rede seyn. Die beiden andern gingen in Klöster und wurden Aebtissinnen.

**) Diese gebar Carln ebenfalls zwei Söhne, Ludwig und Carl, die aber wenige Tage nach Empfang der heiligen Taufe schon wieder starben.

Regung des Herzens war Carl'n unbekannt, und sein von frühester Jugend an völlig ertödtetes Gemüth blos der Sitz des kältesten und ekelhaftesten Egoismus.

2. Für Carls wissenschaftliche Erziehung hatte sein Vater, Ludwig der Fromme, nach bestem Wissen und Willen gesorgt. Aber die Lehrer, die er dem Sohne gab, konnten diesen zwar Lateinisch und Griechisch, Grammatik, Rhetorik sammt den übrigen sieben liberalen Künsten lehren, aber leider nicht die Kunst sich selbst zu beherrschen, den wahren Werth der Menschen auch hinter den Masken zu erkennen, ächte Größe von falscher nur blöde Augen blendender Scheingröße zu unterscheiden, ein ganzes Volk als eine große Individualität aufzufassen, mithin der Leidenschaften ungezügelter Gewalt den festen Ernst der Besonnenheit, und den, im Staatsleben oft vorsätzlich und boshaft aufgehäuften Hindernissen einen eisernen Willen und unerschütterliche Standhaftigkeit entgegen zu setzen; und endlich — was das Allerwichtigste ist — über den Niederungen einer trüben und schwülen Gegenwart zu den hellen, beleuchteten Höhen der Religion sich zu erheben, und in deren r e i n e m, u n g e t r ü b t e m L i c h t e seine Völker schützend und segnend zu beherrschen. Von allem diesem lernte der Knabe und Jüngling Carl nicht das Mindeste; und es ihn zu lehren vermochte auch weder sein schwacher, mehr für das Kloster als den Thron, mehr für die stillen, einfachen klösterlichen Beschäftigungen, als für das äußerst verwickelte, geräuschvolle, öffentliche Staatsleben geeigneter Vater, noch weniger die den väterlichen Thron umgebenden rohen und selbstsüchtigen Großen, oder auch die blos in unaufhörlich wechselnden zeitlichen und materiellen Interessen ver-

sunkenen Bischöfe, aber gewiß am allerwenigsten jene Pedanten, die mit einem, von Schul- und Bücherweisheit angepfropften Kopf, in einer schon halb in moralische Fäulniß übergegangenen, geschmack- und gemüthlosen Zeit die Stelle superiörer Geister und ächter Gelehrten ersetzen zu können glauben. Zudem haben auch unstreitig die, den zum Mann reifenden Jüngling umgebenden Ereignisse und Erscheinungen, auf dessen geistige Ausbildung stets den stärksten und mächtigsten Einfluß. Aber nun fielen Carls Knaben- und Jünglingsjahre gerade in Zeiten einer unverkennbaren sittlichen Unmündigkeit, in die Periode der gänzlichen Entartung der fränkischen Nation, und einer completen Niederlage aller moralischen Begriffe und staatsbürgerlicher Tugenden. List und Verschlagenheit galten für Besonnenheit und Klugheit; Arglist und Wortbrüchigkeit für hohe Staatsweisheit, roher, im Unglück feiger, im Glück höhnender Trotz für Großmuth und Heldengefühl, erkünstelte einschmeichelnde Manieren für redliche Gesinnungen *), gedankenlose Beobachtung äußerer religiöser Formen für Glaube und ächte Religiosität; und während alle Theilnahme an den öffentlichen Geschäften bei den großen wie niedern Staatsbeamten nie etwas Edleres, nie etwas Anderes, als blos die niedrigste, auch nicht die schlechtesten Mittel verschmähende Befriedigung des Eigennutzes und einer alles verschlingenden Habsucht zum Zwecke hatte, ward das Volk auf dem Lande, wie in den Stä-

*) Wirklich war auch Carl selbst in solchen erkünstelten, einschmeichelnden Manieren ein wahrer Virtuos; jedoch nur, wenn er einen Vortheil dabei sah, oder im Nachtheil sich befand, aber eben daher desto eitler und anmaßender, sobald nur von weitem das Glück ihm günstig zu seyn schien.

ten, das ohnehin nur noch einen Sachwerth hatte, und dessen ganzer Beruf jetzt blos ein beständiges qualvolles Ringen mit thierischen Bedürfnissen war, in immer größere Stumpfheit und Geistlosigkeit herabgezogen.

3. In solchen Zeiten und unter einem solchen Volke hätten auch die besten Anlagen erstickt werden, wenigstens eine falsche Richtung nehmen müssen. Wundern darf man sich also nicht, wenn Carl als Mensch und Regent uns gleich werthlos erscheint. Aber sonderbar ist es, und daher gewiß nicht unmerkwürdig, daß unter Carls Regierung gerade Er selbst, und mit ihm die ganze westfränkische Nation aus Frankreichs Geschichte in dieser Periode beinahe völlig verschwinden. Man hört von nichts, als nur von Sarazenen, Normännern, Britten, Aquitaniern, aufrührerischen Großen und den immer kühnern und höher getriebenen Ansprüchen der Bischöfe. Von dem König selbst ist eigentlich nie oder nur höchst selten die Rede. Wir erfahren blos, daß er Manches thun will, aber auch nicht das Mindeste auszuführen im Stande ist; daß er, obgleich unaufhörlich neuem Ländererwerb nachjagend, doch nicht einmal das, was er hat, zu erhalten weiß, und mit jedem Jahre gleichsam eine neue Portion der königlichen Gewalt seinen schwachen Händen entsinkt; und erscheint er uns endlich auch einigemal an der Spitze eines Heeres, so ist es blos, um uns zu zeigen, wie er entweder bei Nacht und Nebel sich heimlich aus dem Staube macht, oder am hellen Tage in offener Flucht sein Heil zu finden hofft. Wie auf das Wasser, wirkt starker Druck auch bisweilen auf schwache, weiche Seelen, und erhebt dann diese, wie jenes, zu einer gewissen, oft Erstaunen erregenden Höhe. Solcher Momente finden sich zwar ebenfalls

einige in dem Leben Carls *); aber es sind ihrer nicht viele, und wie diese vorüber sind, sinkt er sogleich wieder in Ermattung und Unthätigkeit zurück. Dasselbe Bewandtniß hat es auch mit der Nation selbst. Von dieser wissen, hören und sehen wir nichts, als blos ihre Klagen, ihre Leiden, ihre Schmach und tiefe Erniedrigung. Aus dem historischen Gesichtskreise verschwindet sie völlig. Statt ihrer treten jetzt nur zahllose kleine Tyrannen auf; und statt der alten, ehrwürdigen fränkischen Verfassung begegnen wir blos einem wilden, gesetzlosen Herrenthum, und einer, von den damaligen Bischöfen eingeführten Art von Theocracie, oder geistlichen Aristocracie. Zwar widersetzten sich dieser die weltlichen Großen, und anfänglich selbst mit einigem Erfolge; da aber die Bischöfe fest mit einander vereint, und nicht selten selbst zu einem edlern Zweck vereint, mit Besonnenheit und strenger Consequenz ihrem Ziele entgegen schritten, so erhielten sie auch bald wieder ein entscheidendes Uebergewicht. Die Reichstage hörten nun auf. Alle Angelegenheiten ohne Ausnahme wurden auf Concilien geordnet und geschlichtet, und auf dem Concilium von Savonnieres z. B. verbanden sich die Bischöfe durch einen besondern Canon, in engster Verbindung stets gemeinschaftlich zu handeln, um die Könige, die Großen des Reiches, und die französische Nation, über deren Aufführung zu wachen sie berufen wären, auf den Weg

*) Ein solcher Moment war z. B. als Karl nach seines Bruders feindlichem Einfall in Frankreich, und dem allgemeinen Abfalle beinahe aller seiner Vasallen in Neustrien und Aquitanien, dennoch den Muth nicht verlor, sich in den Gebirgen von Burgund einschloß, und dort plötzlich eine, ihm gar nicht eigene Thätigkeit entfaltete,

r Besserung und des Heils zu führen*).
egen die damaligen, dem Scheine nach, beinahe
heilbaren Uebel war vielleicht diese, von den Bi-
öfen sich angeeignete Bevormundung der Fürsten
id deren Völker ein hie und da nicht unzweck-
ißiges Heilmittel **). Aber immer ist es empö-
nd, wenn man einen Monarchen eine Sprache
hren hört, wie Carl sie in seiner, den zu Savon-
eres in einem Concilium versammelten Bischöfen,
gen Venilon von Sens gerichteten Klagschrift führte.
enilon war offenbar des Hochverraths schuldig.
ei dem allgemeinen Abfall der Vasallen in Neu-
ien und Aquitanien hatte er sich zur Parthei der
ufrührer geschlagen, mit noch ein paar andern
ischöfen Carls Absetzung ausgesprochen, und ihn
s Throns für verlustig erklärt. Aber nicht des
erbrechens des Hochverraths klagte Carl ihn an;

---

*) Gegen dieses Statut, in seinem reinen evangelischen Sinn aufgefaßt, läßt sich gewiß nicht das Mindeste einwenden; aber welche gefährliche Deutung konnten nicht auch ehrgeitzige und hochfahrende Prälaten demselben geben, und welche, den Rechten einer jeden Krone zu nahe tretenden Ansprüche haben nicht wirklich Einige derselben schon unter Carl, aber noch weit mehr unter dessen Nachfolgern darauf gegründet?

**) So z. B. war es offenbar das Verdienst der Bischöfe, daß das zwar von jeher schon unter den Westfranken herrschende, aber seit einiger Zeit allgemein eingerissene Laster der Unzucht, der Blutschande, der Bigamie, des Frauenraubs, der Ehescheidung rc. nun nach und nach unter der Nation völlig verschwand; aber freilich auch dafür alle übrigen Laster, Habsucht, Falschheit, Lug und Trug, Raub, Mord, Eidbrüchigkeit und Ungerechtigkeit jeder Art jetzt gleichsam mit verdoppelten und erhöhten Kräften unter den Franken ihr verderbliches Spiel trieben.

sondern blos weil er ihn abgesetzt, ohne ihn gehört und die gehörigen Formen beobachtet zu haben. Er wisse wohl, sagt der König, daß die Bischöfe die Thronen wären, auf welchen die Gottheit ruhe, und deren sie sich als Organe bediene, um ihre unabänderlichen Decrete den Menschen bekannt zu machen, daher er sich stets ihren väterlichen Zurechtweisungen unterworfen, und auch noch ferner denselben sich zu unterwerfen bereit sey*). — Gibt es wohl einen stärkern Beweis von dem durchaus vorherrschenden Einfluß der Bischöfe, und deren auf das höchste getriebenen zeitlichen Macht, als dieses vom Throne herab gemachte königliche Geständniß? Aber dafür lohnten auch wieder die Bischöfe Carln, indem sie dessen königlicher Gewalt zur Vormauer dienten gegen die noch ungleich verderblichern Anmaßungen und Eingriffe seiner zahllosen trotzigen und unbändigen Vasallen, und zugleich bei der damals permanenten, alle Fortschritte der Cultur und bürgerlichen Ordnung hemmenden und zerstörenden Anarchie, die faktisch schon beinahe eine völlige Auflösung der bestandenen Reichsverfassung herbei geführt hatte, allein noch deren Trümmer und wesentliche Bestandtheile so viel wie möglich zusammenzuhalten strebten.

4. Das häußliche, oder Familienleben bot ebenfalls Carln der Freuden nur wenige, aber der Leiden desto mehr. Drei seiner Söhne empörten sich gegen den Vater, griffen zu den Waffen, und verbanden sich mit den Feinden ihres Vaterlandes. Zwei davon verloren in der Blüte ihrer Jahre auf die traurigste Weise ihr Leben; und Carls älteste

*) Man sehe histoire de France par l'Abbé Velly; und Concil. Gall. T. 2.

chter endlich, die Prinzessin Judith, frühzeitig
t einem angelsächsischen Könige vermählt, führte
h dem Tode ihres Gemahls ein Leben, dessen
regelmäßigkeiten sogar auf zahlreichen Concilien
ht selten ein Gegenstand der öffentlichen Debatten
: Bischöfe ward. Endlich ließ sie sich von dem
afen von Flandern, Balduin mit dem eiser-
n Arm, entführen. Diese Verbindung erregte
ch mehr den Unwillen des Königes. Er zürnte
n schuldigen Paar; war aber außer Stande, den-
ben die Wirkungen seines Zornes fühlen zu lassen.
i dem schmerzhaften Gefühl seiner Ohnmacht war
n nichts willkommener, als die Fürbitte, die der
bst für Balduin und dessen Gemahlin einlegte.
rl verzieh Beiden, söhnte sich mit ihnen aus, und
ehmigte ihre Verbindung. — In dem Beneh-
n gegen seine Söhne zeigte Carl zwar ganz die
chwachheit seines Vaters, Ludwigs des Frommen,
och bei weitem nicht dessen Sanftmuth und un-
chöpfliche Gutmüthigkeit. Eigentlich war er selbst
der Empörung seiner beiden ältern Söhne, Lud-
g und Carl Schuld. Beide hatten sich ohne Wis-
i und gegen den Willen ihres Vaters verheirathet.
r Erstere mit Ansgarde, Tochter des Grafen
rduin; der Andere mit der jungen und schönen
ittwe des verstorbenen Grafen Humbert. Hätte
rl gegen Verirrungen dieser Art, die ohnehin lei-
nschaftliche Liebe und jugendlicher Unverstand zwar
ht rechtfertigen, aber doch entschuldigen können,
hr Nachsicht gezeigt; so würde er sich manchen
mmer, und einem Theil seiner Völker eine bedeu-
de Zugabe mancherlei Elendes erspart haben. Die
lgen des väterlichen Zorns befürchtend, warfen
) Ludwig und Carl in die Arme einiger unzufrie-
nen, unruhigen Großen, die, weil blos ihr eige-
s Interesse berücksichtigend, nun bald beide Prin-

zen zu einer förmlichen Empörung hinrissen. In Verbindung mit den Bretonen verheerten Ludwig und Carl die französischen Provinzen, zogen immer mehr Unzufriedene zu ihrer Parthei; und vermehrten nicht wenig die ohnehin in dem Reiche herrschende Verwirrung. Als endlich Graf Robert der Starke einige Vortheile über die Bretagner erfocht, bestand der größte Gewinn davon für Carl in der Aussöhnung mit seinen beiden Söhnen, denen er jedoch nie wieder sein volles väterliches Zutrauen schenkte.

5. Noch ungleich härter, ja wohl grausam, verfuhr Carl mit seinen beiden andern Söhnen, Lothar und Carlmann. Nach der Ansicht jener Zeit und dem damaligen Umfang moralischer und religiöser Begriffe, glaubten, besonders die Vornehmen und Reichen, alle Sünden ihrer Jugend, wie ihres männlichen Alters nicht schneller und besser tilgen zu können, als wenn sie einen, oder auch mehrere ihrer Söhne oder Töchter in irgend ein Kloster steckten; für die Verirrungen und Thorheiten der Väter sollten jene nun ihr ganzes Leben hindurch beten, singen und fasten. Man muß es gestehen, ein solches Bußmittel war ziemlich bequem, und nichts weniger als beschwerlich; und wie es scheint, wollte nun auch Carl ähnliche Werke der Buße üben. Lothar und Carlmann mußten also, der Eine nach dem Kloster Moutier-Saint-Jean, der andere in das Medarduskloster nach Soissons wandern. Lothar, von sanfterer und stillerer Gemüthsart, fügte sich schweigend und gehorsam dem klösterlichen Leben, starb aber schon im fünften Jahre nach seiner Einsperrung in einem Kloster. Aber nicht mit derselben Bereitwilligkeit unterwarf sich Carlman dem väterlichen Willen. Es war ein feuriger, ziemlich wilder Jüngling. Das

geräuschvolle Geschäftsleben entsprach seinem lebhaften Charakter ungleich besser, als klösterliche Einsamkeit. Aber demungeachtet mußte er, weil Carl zur Abbüßung seiner Sünden seinen Sohn schon in dessen frühester Jugend dem geistlichen Stand geweihet hatte, in ein Kloster. Da Carl die Gemüthsart und die Wünsche seines Sohnes kannte, so übertrug er ihm einmal, nachdem er ihn zum Abt gemacht und mehrere Abteien ihm gegeben hatte, den Oberbefehl über einen gegen die Normänner bestimmten Heerhaufen. Gegen die Feinde richtete Carlman nicht viel aus, gewann aber Geschmack an dem Krieg, und nur eine noch desto größere Lust zu einem thätigen, vielfach bewegten Weltleben. Unstreitig strebte Carlman jetzt nach weltlicher Herrschaft. Welches seine Plane gewesen seyn mögen, ist unbekannt; höchst wahrscheinlich bezogen sie sich auf einige von den, von seinem Vater, nach Lothars II. Tod, von dem lotharingischen Reiche abgerissenen und Frankreich einverleibten Provinzen. Indessen ward Carls Argwohn gegen seinen Sohn rege, und dieser zu Senlis verhaftet, jedoch bald darauf, besonders da man ihn keiner eigentlichen empörerischen Handlung gegen seinen Vater überführen konnte, auf eine von dem Pabste Hadrian für ihn eingelegte Fürbitte seiner Haft wieder entlassen. Leider dauerte der Friede nicht lange zwischen Carl und seinem Sohne. Dieser bemerkte das immer mehr zunehmende Mißtrauen seines Vaters, und der Zwang, in welchen man ihn hielt, ward ihm endlich unerträglich. In Lyon fand er Gelegenheit, sich der argwöhnischen väterlichen Obhut zu entziehen. Heimlich verließ er den Hof und die Stadt, und floh nach Belgien. Diese Provinz hatte zu dem lotharingischen Reiche gehört; und da es bei einem Wechsel der Regierung überall stets

eine Menge Unzufriedener giebt: so gab es ihrer auch jetzt viele in Belgien, die sich unverzüglich dem Prinzen anschlossen. In kurzer Zeit hatte er einen ansehnlichen Kriegshaufen beisammen, mit dem er die benachbarten französischen Provinzen belästigte, und selbst nicht unglückliche Streifzüge bis nach Burgund unternahm. Carl war damals gerade mit der Belagerung von Vienne beschäftigt. Es war vorauszusehen, daß die Belagerung sich sehr in die Länge ziehen würde; aber gegen alle Erwartung ergab sich die Stadt mittelst einer sehr vortheilhaften Capitulation schon nach einigen Wochen *). Ein ganzes Heer

*) Obgleich die beiden, dem Umfange ihrer Länder nach, mächtigsten Monarchen, Carl und Ludwig der Deutsche nach Lothars II. Tod Lotharingen unter sich getheilt hatten, und nach der Theilung einem jeden von den in seinem erhaltenen Reichstheil lebenden Vasallen war gehuldiget worden; so wollte dennoch Graf Gerhard, Statthalter in dem Comitat von Vienne von dieser Theilung und allen sich darauf beziehenden Verhandlungen nichts wissen; sondern beharrte in fester Treue bei Dem, welchem offenbar nach göttlichen und menschlichen Rechten ganz Lotharingen gebührt hätte, nämlich Kaiser Ludwig II. Da alle Versprechungen und alles gütliche Zureden bei Gerhard nichts fruchteten; so rückte endlich Carl mit einem Heer in das Comitat ein, und belagerte Vienne. Der Graf lag gerade sehr schwer krank danieder; und die Gräfin, seine Gemahlin übernahm daher den Oberbefehl in der belagerten Stadt. Obgleich nun Carl jetzt blos gegen ein Weib zu kämpfen hatte, so zog er doch, wohl wissend, daß ihm größeres Talent zum negociren, als kriegerischer Geist von der Natur zu theil geworden war, das Intriguiren einem offenem, ehrenvollen Kampfe vor. Er knüpfte demnach alsogleich Unterhandlungen an, und brachte durch trügerische Vorspiegelungen, die er wohl diplomatische Künste nennen mochte, es wirklich dahin, daß die Stadt Vienne ihm in kurzer Zeit ihre Thore öffnete. Graf Gerhard und dessen Gemah-

rüstete jetzt Carl gegen seinen Sohn. Carlmann, ohne Bundesgenossen und sich selbst überlassen, verlor den Muth. Durch Abgeordnete wandte er sich nun abermals an den Pabst, ihn bittend, Schiedsrichter zwischen ihm und seinem Vater seyn zu wollen. Hadrian versprach, sich seiner Sache mit Nachdruck anzunehmen, sandte auch unverzüglich Legaten mit einem päbstlichen Schreiben an den König. In vollem Vertrauen sowohl auf die Vermittelung des Pabstes, als auch auf das natürliche Gefühl eines Vaters, ging Carlmann zu demselben nach Besançon. Aber der Pabst, der Carln ohnehin wegen der ungerechten Besitznahme der lotharingischen Provinzen zürnte, hatte in sehr harten Ausdrücken an den König geschrieben. Unter vielem Andern sagte er ihm, er wäre grausamer als ein wildes Thier, indem er gegen seinen Sohn, mithin in seinen eigenen Eingeweiden wüthe. Carlmann habe an den römischen Stuhl appellirt; der König möge also von allem fernern Verfahren gegen seinen Sohn ablassen, bis der apostolische Stuhl, genauer von der Sache unterrichtet, darüber gesprochen haben würde. Zu gleicher Zeit verbot auch der Pabst, unter der Strafe der Excommunication, allen französischen Vasallen und Bischöfen, den ersteren, die Waffen gegen Carlmann zu ergreifen, den andern, die Excommunication gegen denselben auszusprechen. Dieses päbstliche Schreiben reizte noch mehr den Zorn des Königs. Carl ließ seinen Sohn auf das neue in gefängliche Haft nach Senlis bringen, und rief ein Concilium von Bischöfen zusammen, welches dem

---

lin erhielten mit allem, was ihnen gehörte, freien Abzug, schifften sich mit ihren Getreuen auf der Rhone ein, und gingen zu ihrem rechtmäßigen Oberherrn, dem Kaiser Ludwig nach Italien.

von seinem eigenen Vater angeklagten Königssohne das Urtheil sprechen sollte. Aber der Erzbischof Hincmar, von allen die Seele, so wie auch die übrigen Bischöfe, weigerten sich aus Achtung für die päbstlichen Befehle, die Excommunication gegen Carlmann auszusprechen, entsetzten ihn jedoch aller seiner kirchlichen Würden, stellten ihn wieder in die Reihe der Laien, und verurtheilten ihn zur Gefängnißstrafe für so lange Zeit, als es dem König, seinem Vater, belieben würde. Niemand war über dieses Urtheil mehr erfreut, als Carlmann; denn von der Kirche selbst war er jetzt der Welt wieder zurückgegeben. Auch alle seine Freunde jubelten ob diesem Spruch, und hingen dem Prinzen um so mehr an, da jetzt, weil Carl von Aquitanien schon gestorben war, zwischen Carlmann und dem Throne nur des Ersteren ältester Bruder Ludwig allein noch stand. Viele der Anhänger Carlmanns suchten demnach sich demselben zu nähern, und bald kam unter ihnen ein Complott zu Stande, den Prinzen aus der Gefangenschaft zu befreien. Leider ward diese, vielleicht in der besten, menschenfreundlichsten Absicht gemachte Verschwörung entdeckt, und Carl, ohnehin stets von schwarzem Argwohn umlagert, und selbst seinem ältesten Sohne, dem sanften, friedfertigen und stillen Ludwig noch immer mißtrauend, glaubte nun von Carlmann das Aergste und Schlimmste befürchten zu müssen. Da dieser jetzt nicht mehr der Kirche angehörte, so ward ein weltliches Gericht niedergesetzt, Carlmann vor dasselbe gestellt, und demselben förmlich der Prozeß gemacht. Die Richter, sämmtlich aus der Umgebung des Königs genommen, sprachen über den Angeklagten das Todesurtheil aus. Dieses ward zwar nicht vollzogen, aber dem unglücklichen Prinzen, der einen zehnfachen Tod der Blindheit vorgezogen hätte, wurden beide

Augen aus dem Kopfe gerissen, und er selbst hierauf zu lebenslänglichem Gefängniß nach dem Kloster von Alt-Corbie gebracht. — Diese unerhörte Grausamkeit empörte alle Gemüther; aber vorzüglich zeigte der edle, redliche Ludwig der Deutsche die zärtlichste Theilnahme an dem Schicksal seines unglücklichen Neffen; in der Gewalt eines so unnatürlichen Vaters wollte er denselben nicht länger mehr lassen. Als Mönche verkleidet, sandte er daher einige seiner Getreuen nach Corbie, und diesen gelang es, den Gefangenen seiner Haft zu entführen, und glücklich nach Bayern zu bringen. Bei dem grauenvollen Anblick seines so schrecklich zugerichteten Neffen brach Ludwig in fromme Thränen aus. Mag auch Carlmann gegen seinen Vater gefehlt, ja gröblich gegen denselben gefehlt haben; so war doch Carl durch seinen wahrhaft gottlosen, weil dem Geiste unserer heiligen Kirche so sehr entgegen strebenden Gedanken, seinen Sohn gegen dessen Neigung und Beruf zum geistlichen Stande zwingen zu wollen, einzig und allein daran Schuld; und nicht auf den, durch unnatürliche Behandlung, zur Verzweifelung und Fehlschritten hingerissenen Sohn, sondern auf den hartherzigen Vater fällt alle Verantwortlichkeit wegen des daraus erfolgten Unheils zurück. Ludwig suchte, so gut er vermochte, seinen unglücklichen Neffen zu trösten. Zu seinem Unterhalt wieß er ihm eine sehr reiche Abtei in Bayern an; aber der bedauernswerthe Prinz starb bald darauf an den Folgen seiner Verstümmelung.

6. Da Carl kein Herz zu seinen eigenen Söhnen hatte, konnte er auch nie der Vater seiner Völker werden. Ohne Segen war für diese seine ganze Regierung, für ihn selbst stets stürmisch, ruhmlos, kummervoll und unglücklich. Sein ganzes Leben

hindurch floh ihn die Ruhe, und erst als er sein vier und fünfzigstes Jahr vollendet hatte, fand er dieselbe in dem Kirchhof des Klosters zu Mantua.

XIV.

1. Specielle Kirchengeschichte. — Pontificat Sergius II. — — Gregor IV. starb, wie man sich erinnern wird *), am Anfange des Jahres 844; und nur vierzehn Tage blieb nach dem Tode dieses großen Pabstes der Stuhl des heiligen Petrus verwaißt. Schon am 7. Februar waren Geistlichkeit, Adel und Volk vereint, um zu einer neuen Pabstwahl zu schreiten. Mehrere Namen werden in Vorschlag gebracht; aber keiner erhält allgemeinen Beifall. Plötzlich nennt eine Stimme den Namen des Erzpriesters Petrus, und wie durch höhere Inspiration vereinigen sich sogleich alle Anwesenden in der Wahl desselben zum Oberhaupt der Kirche. Als die Versammlung sich wieder getrennt hatte, brach ein Diacon der römischen Kirche, Namens Johann, an der Spitze eines bewaffneten Haufens, größtentheils rohen Landvolks, in den Lateran, sprengte die Thore, und setzte sich in Besitz des Palastes. Sobald das Gerücht von diesem eben so sinnlosen als tollkühnen Unternehmen sich in Rom verbreitete, stieg der größte Theil des römischen Adels unverzüglich zu Pferde; auch die Zünfte sammelten sich unter ihren Fahnen, und vereint zogen nun Adel und Volk nach dem Lateran. Johanns toller Haufen ward mit leichter Mühe zerstreut, er selbst aus dem Palast in ein Gefängniß geworfen, und

*) Man sehe den 13. Band der Fortsetzung, Abschn. 11. §. 12.

hierauf Petrus, unter dem Zulaufe einer zahllosen Menge Volkes, welches abwechselnd Psalmen und Hymnen sang, in den Palast geführt, und von allen Ständen Roms ihm dort unverzüglich gehuldiget. Petrus, sich unwürdig haltend, den Namen des großen Apostelfürsten zu führen, legte jetzt aus Demuth denselben ab, und wählte dafür den Namen Sergius II. — An seinem Consecrationstage war, was in Rom eine große Seltenheit und etwas ganz Ungewöhnliches ist, eine solche Menge Schnee gefallen, daß alle Häuser, Straßen und öffentlichen Plätze damit bedeckt waren. Wenn das Herz ruhig, heiter und froh ist, öffnet es sich auch nur gar zu gerne einer Menge heiterer Aussichten und froher Hoffnungen; und so betrachteten nun auch die über ihre getroffene Wahl jubelnden Römer das weiße Wintergewand, in welchem jetzt ihre ganze Stadt prangte, als eine ihre Freude noch um vieles erhöhende Vorbedeutung einer glücklichen Zukunft und fernerer fröhlicher Ereignisse.

2. Sergius II. war ein geborner Römer, und gehörte einer der edelsten römischen Familien an. Schon in seinem zwölften Jahre sah er sich eine vater- und mutterlose Waise. Pabst Leo III., der die Familie des Knaben gekannt hatte, nahm sich desselben an, und sorgte für dessen Erziehung und Unterricht. Durch seine sanfte Gemüthsart, lebhaften Verstand, und den sich immer mehr erweiternden Umfang seiner Kenntnisse, hatte er unter vier auf einander folgenden Päbsten sich deren Achtung und Zutrauen erworben. Von dem letzten derselben, nämlich von Gregor IV. war er zur Würde eines Erzpriesters befördert worden. Sergius Pontificat hatte nur eine Dauer von drei Jahren und einem Monate und die merkwürdigsten Er-

eignisse desselben, als: Ludwigs, Lothars I. ältesten Sohnes Ankunft in Rom, dessen Krönung zum König von Italien, des Pabstes Festigkeit und hohe Weisheit, mit der er die Wildheit der Franken vor den Thoren Roms zügelte, alle von Ludwig und dessen Räthen an ihn gemachten ungeziemenden Forderungen zurückwieß, und seine persönlichen Gegner verstummen machte; ferner die Erscheinung einer sarazenischen Flotte auf der Tiber, die Plünderung einer der Vorstädte Roms, die Beraubung und Zerstörung der beiden, den heiligen Aposteln Petrus und Paulus geweihten Kirchen durch die Sarazenen, und endlich die wunderbare Befreiung des, von eben diesen Barbaren bedrohten Klosters von Monte-Cassino, sind dem Leser schon aus der, in dem ersten Abschnitte dieses Bandes enthaltenen Geschichte Italiens hinreichend bekannt. — Pabst Sergius starb am 27. Jänner des Jahres 847. — Nach dem Zeugniß des Anastasius war Sergius II. ein würdiger Nachfolger des heiligen Petrus, stark im Glauben und reich an guten Werken, ein Beschützer seines Volkes, Freund der Armen und Fremdlinge, und ein liebreicher Vater aller Wittwen und Waisen. Kein Hülfsbedürftiger ging unerhört von ihm hinweg; und wenn ein Bittender bei ihm eintrat, so strahlte diesem aus des Pabstes menschenfreundlichem Blicke und den sanften Zügen seiner ungemein schönen und einnehmenden Gesichtsbildung schon von Ferne die Gewährung seiner Bitte entgegen.

3. Unter Sergius Pontificat wurden in Frankreich fünf Concilien gehalten. Die von Thionville und Verneuil in dem Jahre 844. Die beiden folgenden von Beauvais und Meaux in dem Jahre 845 und das von Paris im Anfange des Jahres

47 *). Die auf diesen, wie auf vielen der folgenden Concilien verhandelten Gegenstände waren beinahe stets dieselben. Klagen der Bischöfe über die Laster und Uebel einer trostlosen Zeit; über Raub, Mord und Gewaltthätigkeit jeder Art; über den von Laien usurpirten Besitz vieler Abteien, Kirchen und andern geistlichen Güter, und endlich über den immer zunehmenden Verfall der Klöster und des klösterlichen Lebens **). Die Bischöfe unterließen nie,

*) Conc. ad Theodon. Vill., Con. Vernence, Bellvacense, Meldense, Parisiense. Als dieses letztere gehalten ward, war zwar Pabst Sergius schon todt, aber erst seit wenigen Wochen, und da er einigermaßen, oder wenigstens zum Theil die Veranlassung zu diesem Concilium gegeben hatte; so glaubten wir auch, es füglich in die Zeit seines Pontificats ordnen zu können.

**) Dieser Verfall nahm in der Folge immer noch mehr zu, und überstieg am Ende der Regierung Carls und unter dessen ersten Nachfolgern allen Begriff. Aber wie konnte es auch anders seyn? Den Sarazenen und besonders den Normännern waren stets die Klöster das höchste Ziel ihrer Raubsucht, wie ihres höllischen Fanatismus. Die, welche sie nicht von Grund aus zerstörten, wurden wenigstens rein ausgeplündert. Länger als ein ganzes halbes Jahrhundert hindurch machten die Normänner beinahe jedes Jahr irgend einer, oder auch mehreren Provinzen Frankreichs einen ihrer furchtbaren Besuche. Die durch die Zerstörung ihrer Klöster heimathlosen Mönche flohen nun in andere Klöster, wo sie aber gewöhnlich außer den noch stehenden Mauern und Gebäuden nichts als ausgeleerte Kästen, Böden und Keller fanden. Die Noth solcher Klostergemeinden ward nun durch die hinzugekommenen Flüchtlinge nicht wenig vermehrt. Das Elend trieb viele in die weite Welt, wo sie herrenlos herumirrten, in mancherlei Ausschweifungen verfielen, und völlig verwilderten. Dazu kam noch, daß Auswärtige, gar nicht in die Klöster Gehörige,

auf diesen Concilien eine Menge, diesen Uebeln steuernder Canons abzufassen. Diese wurden alsdann dem Könige vorgelesen, von demselben genehmiget und unterzeichnet; aber wenn dieses geschehen war, dann blieb gewöhnlich wieder Alles beim Alten. Im Anfange von Carls Regierung hatte die Macht der Bischöfe noch lange nicht jene Stufe erreicht, auf welcher wir sie ungefähr zehn Jahre später erblicken. Die Großen bildeten damals noch eine mächtige, den Einfluß der Bischöfe überwiegende, und nicht selten vom König begünstigte Gegenparthei. Am anmaßendsten erwies sich diese nach den beiden letzten hier obengenannten Concilien von Meaux und Paris. Ohne Zuziehung irgend eines Bischofes versammelten sich die Großen zu Espernai, unterwarfen die

---

sich dennoch gewaltsam denselben als Obern aufdrangen; größtentheils höchst unverständige, nicht selten auch unmoralische Menschen, die sich wenig oder gar nicht um Zucht und Ordnung bekümmerten. Endlich hatten auch manche der Mächtigern und Großen im Lande sich eigenmächtig im Besitz vieler Klöster und Abteien gesetzt, lebten auf deren Fonds im Sauß und Braus, quartirten sich oft mit ihrem ganzen Kriegsgefolge, mit Weibern und Kindern ein, und jagten, wenn sie nicht Raum genug hatten, einen Theil der Mönche fort. Wie wäre es nun zu erwarten, daß bei solchem, alle Vorstellung übersteigenden Unfug in den Klöstern noch an Zucht und Ordnung, und die Regel und Vorschriften jener heiligen Ordensmänner hätte gedacht werden können, welche einst diese Klöster gestiftet hatten. — Aber wie sehr erweißt es sich auch hier, daß der Sturz des Staats auch gewöhnlich den Verfall der Kirche und ihrer Institutionen nach sich zieht; so wie auf der andern Seite von der Bedrückung und dem Verfall der Kirche, und der alsdann sich immer weiter verbreitenden Irreligiosität, auch stets der Untergang des Staates eine nothwendige, nie ausbleibende Folge seyn wird.

af jenen zwei Concilien abgefaßten Canons einer genen Prüfung, nahmen von denselben, obgleich ehr als achtzig an der Zahl, nur zwölf an, und rwarfen mit vielem Troz und auf eine, die Würde der Concilien, wie der Bischöfe im höchsten rade verletzende Weise alle übrigen.

4. Etwas Eigenthümlicheres hatten die Concilien von Verneuil und Beauvais. Auf dem ersten gte Drogo, Erzbischof von Metz, den versammelten Bischöfen zu deren Anerkennung die päbstliche ulle vor, kraft welcher er zum apostolischen Vicar r alle Länder diesseits der Alpen war ernnt worden *). Diese Ernennung war, wenn ir die Erhebung des heiligen Bonifacius zu eben eser Würde ausnehmen, etwas bis jetzt noch nie rhörtes. Man erinnerte sich zwar, daß der Pabst

*) Drogo's Erhebung drückt dem, von dem Bibliothekar Anastasius entworfenen Charaktergemälde Sergius des Zweiten das volle Siegel der Wahrheit auf. Drogo war, an der Spitze der Gegner des Pabstes gestanden, gleichsam die Seele der gegen denselben in Rom sich aufgeworfenen Parthei gewesen. Zwar hatte er den heiligen Vater nicht beleidigen können — denn weit erhaben steht das höchste Oberhaupt der Kirche über jede Beleidigung von Menschen — aber doch beleidigen wollen. Da aber Drogo manches Verdienst um die fränkischen Kirchen sich erworben hatte; so krönte jetzt der weise Pabst, uneingedenk der vorübergehenden Verirrung desselben, dessen übrige Tugenden durch diese, bis zu jenen Zeiten noch nie erhörte Auszeichnung. — Bemerken müssen wir noch, daß die Kirche von Metz keine erzbischöfliche Kirche war, und Titel und Würde eines Erzbischofes dem Drogo nur deßwegen zugestanden wurden, weil der Pabst ihm, bei seiner Erhebung zum apostolischen Vikarius, auch das Pallium ertheilt hatte.

Gregor der Große dem heiligen Vigilius von Arles das Vicariat für Gallien übertragen hatte; aber dieses erstreckte sich blos über das Reich Childeberts II., mithin nur über einen Theil Frankreichs; auch hatten der König und die Bischöfe ihre Einwilligung dazu gegeben. Die Bischöfe betrachteten also die päbstliche Bulle als eine, ihrem Ansehen in der Folge gefährlich werden könnende Neuerung. Da sie jedoch aus Achtung für das Oberhaupt der Kirche nicht geradezu widersprechen wollten; so sagten sie blos, die Sache sey von solcher Wichtigkeit, daß sie durchaus vor ein ungleich zahlreicheres, aus sämmtlichen Bischöfen Frankreichs und Deutschlands bestehendes Concilium gebracht werden müsse; bemerkten jedoch dabei, daß wenn ein solches Vikariat für das Beste der Kirchen und deren Einigkeit nothwendig seyn sollte, niemand als Drogo einer so hohen und ungewöhnlichen Auszeichnung würdig sey. Da dieser aber wohl voraussah, daß sein apostolisches Vikariat von Seite der Bischöfe großen Widerspruch finden würde, jedoch durch standhafte Behauptung desselben kein Schisma in der Kirche veranlassen wollte, so legte er bald darauf die ihm ertheilte hohe Würde von selbst wieder nieder. — Noch merkwürdiger war, wegen der Erhebung des nachher so einflußreichen Hincmars auf den bischöflichen Stuhl von Rheims, das im folgenden Jahr gehaltene Concilium von Beauvais.

5. Seit dem, im Anfang des Jahres 835 zu Metz gehaltenen Concilium, auf welchem alle Verhandlungen des schändlichen Conciliabulums von Soissons verdammt wurden, Ludwig der Fromme als allein rechtmäßiger Kaiser wieder anerkannt, und der Name des Erzbischofs Ebbo von Rheims, der an dem zu Soissons im vorigen Jahre, unter dem

Deckmantel der Religion, aufgeführten schändlichen Gauckelspiel den größten Antheil gehabt hatte, aus der Reihe der fränkischen Bischöfe getilgt ward, war der erzbischöfliche Stuhl von Rheims unbesetzt geblieben. Während der sechs Jahre, welche Ludwig nach diesem Hergang noch regierte, hatte derselbe keine neue Wahl erlaubt, und es ist höchst wahrscheinlich, daß dieser gütige Monarch, der selbst seine ärgsten Feinde mit Schonung behandelte, gesonnen war, den Ebbo zu seiner Zeit wieder in seine vorige Würde einzusetzen. Nach dem Tode Ludwigs des Frommen machte es sich Lothar sogleich zu einer seiner wichtigsten Angelegenheiten, dem Ebbo, der ihm bei seinem Aufruhr gegen den Vater so treffliche Dienste geleistet hatte, seinen erzbischöflichen Stuhl wieder zu verschaffen. Unter dem Schutze dieses Kaisers kam auch wirklich Ebbo wieder nach Rheims, unterzog sich allen bischöflichen Verrichtungen, und weihete unter andern auch mehrere Geistlichen für seine erzbischöfliche Kirche. Ebbo's Triumph hatte jedoch kaum eine Dauer von zehn Monaten; denn als durch den Vertrag von Verdün die Stadt und das Stift Rheims in den Reichsantheil Carls fiel, betrachtete und behandelte dieser den Ebbo, von dem er ehemals beinahe eben so sehr, wie sein Vater war mißhandelt worden, als einen nicht auf kirchlichem Wege wieder eingesetzten, mithin eingedrungenen Bischof, und vertrieb ihn demnach ohne weiteres von seiner Kirche und aus der Stadt. Da der bischöfliche Stuhl von Rheims schon so viele Jahre als eine verlassene Waise da stand; so baten die übrigen Bischöfe schon auf dem Concilium von Verneuil den König, die Wiederbesetzung desselben zu befördern. Auf die Bitte der Bischöfe gab Carl die Wahl eines neuen Erzbischo-

fes zu, und diese fiel nun auf Hincmar, einen Ordensgeistlichen des Klosters von St. Denis.

6. Hincmar war unstreitig einer der ersten Männer, der ausgezeichnetsten Geister seines Jahrhunderts; nur Schade, daß, nachdem er Erzbischof geworden war, leidenschaftliche Befangenheit nicht selten seinen, sonst so scharfen Blick trübte, und sein Urtheil mißleitete. Schon frühe, in sehr zartem Alter war er, um Erziehung und wissenschaftliche Bildung zu erhalten, in das Kloster von St. Denis gebracht worden. Da alle Glieder dieser, in Lauigkeit versunkenen Klostergemeinde, weil die Regeln des Mönchsstandes ihnen zu beschwerlich fielen, sich nach und nach in Chorherren umgewandelt hatten; so legte auch Hincmar, als er zu reifern Jahren gelangt war, das Gewand eines Chorherrn an. Aber entsprossen aus einem der ältesten fränkischen Geschlechter und verwandt mit Bernhard, Grafen von Toulouse, ward er an den Hof Ludwigs des Frommen berufen, und dem Monarchen vorgestellt. Durch seinen lebhaften Verstand, seine Gelehrsamkeit und besonders durch sein, einem Geistlichen so sehr ziemendes, züchtiges und stets genau abgemessenes Betragen erregte er bald Ludwigs Aufmerksamkeit, und gewann nach und nach dessen Gunst in einem solchen Grade, daß es ihm gelang, von dem Monarchen einen Befehl zur Reformirung des Klosters von St. Denis zu erwirken. Diese kam nun unter der Leitung der, vom Kaiser hierzu beauftragten Bischöfe von Sens und Rheims wirklich zu Stande, und die alte Ordensdisciplin ward in allen ihren Verfügungen in dem Kloster wieder hergestellt. Hincmar diente dabei allen zum Muster. Er verließ unverzüglich den Hof, war der erste, der sein Chorherrenkleid gegen das demüthige Mönchsgewand vertauschte, und

urch strenge Beobachtung der Ordensregel sich vor
llen seinen Brüdern auszeichnete. Mehrere Jahre
bte jetzt Hincmar als einfacher Mönch in seinem
loster, vollkommen zufrieden mit seinem Zustande,
hne Hoffnung zu einer kirchlichen Würde, aber
ich ohne alles Verlangen nach derselben *). An
m Vorstand des Klosters, dem Abte Hilduin,
nter dessen Leitung er seine Erziehung und wissen-
haftlichen Unterricht erhalten hatte, hing er sein
anzes Leben hindurch mit der Zärtlichkeit eines
ohnes gegen seinen Vater und Erzieher. Aber
le Liebe und Ehrfurcht, welche er für Hilduin
itte, vermochten doch weder seinen Verstand, noch
in Pflichtgefühl zu bestechen; denn als der Abt
if die Seite der aufrührerischen Söhne trat, wi-
rstand er allen Lockungen desselben, verleugnete
ich nicht einen Augenblick seine bessern Grundsätze,
id gehörte zu den wenigen, die selbst nach dem
lgemeinen Abfall doch noch immer mit unerschüt-
rlicher Festigkeit in der, ihrem Kaiser und Herrn
huldigen Treue beharrten. Nach Ludwigs Sieg
er die Aufrührer ward bekanntlich Hilduin vom
aiser verbannt. Aber nun erwachte in Hincmars
rust auch sogleich wieder seine ganze Zärtlichkeit

*) Wer ohne alle zeitliche Nebenabsichten, blos weil in-
nerer Beruf ihn dahin führt, in ein Kloster tritt,
dem werden die Schranken desselben, wie enge sie
auch immer seyn mögen, dennoch ein grenzenloses
Gefilde der mannichfaltigsten Freuden und seligsten
Genüsse werden. Von diesen hat freilich der Welt-
mann keinen Begriff, denn sie sind Früchte jenes
Gebetes, welches der Gottmensch einst blos für die
Seinigen, nicht aber für die Welt zu seinem himm-
lischen Vater sandte. Aber wo wird es bald jetzt
noch Klöster geben? Etwa das neue, ministerielle so-
genannte Benediktiner-Kloster in Augsburg? —

zu seinem väterlichen Freunde und ehemaligen Lehrer. Er folgte ihm an den Ort seiner Verbannung, theilte alle Leiden und Beschwerden desselben, und da er selbst weder die Gunst des Kaisers, noch das Wohlwollen der den Monarchen umgebenden Großen verloren hatte, so benutzte er jetzt seinen ganzen Credit am Hofe, um Hilduin mit dem Kaiser wieder auszusöhnen, und nur Hincmars eifriger Verwendung und wiederholten Bitten hatte es jener zu danken, daß er bald darauf aus dem Ort seiner Verbannung zurückgerufen, und in den Besitz aller seiner Abteien wieder eingesetzt ward. — Still und demüthig, und für alle seine Brüder ein Muster, lebte nun Hincmar wieder mehrere Jahre in seinem Kloster. Das einzige Amt, welches er darin annahm, war jenes eines Aufsehers über die heiligen Reliquien, und die bei ihren Schreinen niedergelegten Opfer. Mit Hilduins Nachfolger, dem Abt Ludwig, war er im vorigen Jahre auf das Concilium von Verneuil gekommen. König Carl erinnerte sich Hincmars einst seinem Vater erwiesenen Treue, gab ihm zwei Abteien, schenkte ihm überdieß noch ein Landgut, und beförderte ihn im folgenden Jahre während des Conciliums von Beauvais auf den erzbischöflichen Stuhl von Rheims.

7. Kaiser Lothar, der es tief empfand, daß man seinen Schützling wieder von der Kirche von Rheims entfernt hatte, wandte sich dieser Angelegenheit wegen an den Pabst. Als Lothars Sohn Ludwig nach Rom kam, befand Ebbo sich in seinem Gefolge. Von allen fränkischen den König begleitenden Bischöfen kräftig unterstützt, bat Ebbo den heiligen Vater um Wiederherstellung auf seinem ehemaligen bischöflichen Stuhl. Aber der Pabst wieß jede Bitte dieser Art zurück, und gestattete dem Ebbo

blos die Communion der Laien. Dieser mißlungene Versuch vermochte jedoch nicht den Kaiser, seinen Plan aufzugeben. Bald darauf drang er noch inständiger in den Pabst, und dieser, unaufhörlich bestürmt von den Bitten des Kaisers, gab endlich seine Einwilligung dazu, daß Ebbos Absetzung und die sich darauf beziehenden Verhandlungen des Metzer Conciliums, auf einem unverzüglich in Trier zusammenzuberufenden Concilium in Gegenwart eines päbstlichen Legaten, auf das neue sollten untersucht werden. Aber dagegen, das heißt, gegen die Bestimmung des Orts, wo das Concilium zusammen kommen sollte, protestirte jetzt Carl, und zwar mit Recht; denn da der zu verhandelnde Gegenstand ausschließlich blos die französische Kirche betraf; so war kein Grund vorhanden, warum die Untersuchung in einer außerhalb dem französischen Reiche gelegenen Stadt, und wo noch überdieß die lotharingischen Bischöfe die Mehrzahl bilden würden, vorgenommen werden sollte. Da nun der päbstliche Legat um die bestimmte Zeit nicht in Trier eintraf, so kam das obenerwähnte Pariser Concilium im Anfange des Jahres 847 zusammen. Aber alle Erwartungen Ebbo's beruheten blos auf des Kaisers mächtigem Einfluß auf ein in seinem Reiche zu haltendes und daher von ihm ziemlich abhängiges Concilium. Da Ebbo sich jetzt in dieser Hoffnung getäuscht sah, so erschien er, obgleich vorgeladen, dennoch nicht auf dem Concilium, worauf die versammelten Väter durch ein Synodalschreiben ihm geboten, mit seinen Ansprüchen auf den Stuhl von Rheims Niemand mehr, weder schriftlich noch mündlich zu belästigen, bis er in eigner Person in einer öffentlichen Synode, nach den bestehenden Canons und apostolischen Verordnungen sein Definitivurtheil würde erhalten haben. Von jetzt an erneuerte Ebbo

nie mehr seine Ansprüche auf die Kirche von Rheims, und da er bald darauf in Lothars Ungnade fiel, weil er die von dem Kaiser ihm angetragene Gesandtschaft nach Constantinopel nicht annahm; so ward ihm der fernere Aufenthalt in Italien zuwider. Er ging also nach Deutschland zu König Ludwig, der ihn wohl aufnahm, und ihm das gerade damals erledigte Bisthum Hildesheim gab, wo er nun frei von jenem, ihn einst zu so großem Frevel hinreißenden Ehrgeiz, und allen fernern Intriguen auf immer entsagend, alle Pflichten seines hohen bischöflichen Amtes mit Eifer und Treue erfüllte, jedoch schon nach wenigen Jahren, nämlich in dem Jahre 851 in die Ewigkeit überging.

XV.

1. Pontificat Leo IV. — Als Pabst Sergius starb, waren die Sarazenen noch nicht sehr ferne von dem römischen Gebiet. Der Drang der Umstände und die noch immer über Rom schwebende Gefahr geboten schleunige Wahl; und so war, bevor noch die Leiche des verstorbenen Pabstes ihre Ruhestätte gefunden hatte, schon Leo IV. durch einstimmige Wahl auf den kaum einige Stunden erledigten Stuhl des heiligen Petrus erhoben. Diese Wahl rettete Kirche und Staat, und rechtfertigte daher von selbst die dabei geschehene Uebergehung der ohnehin schon so oft übergangenen Wahlformen. *). — Leo, Rodoalds Sohn, war ein gebo-

*) Weil nämlich keine kaiserlichen Gesandten oder Commissaire der Wahl beiwohnten, und man auch, nachdem diese geschehen war, die Consecration, ohne die

ner Römer. In seinem Busen schlug ein ächt rö-
ischeß Herz. In seinen Handlungen und Gesin-
ungen spiegelte sich Roms ehemaliger Geist; und
in eigener, von Natur aus starker Sinn hatte in
m Licht des Evangeliums jenen höhern Schwung,
ne unerschütterliche Ruhe und ausdauernde Kraft
halten, welche nicht antikes Heidenthum, sondern
os die Religion Jesu, diese Gebärerin alles wahr-
ist Großen, Schönen und Erhabenen ganz allein
i geben vermag. Unter Gregor IV., der ihn liebte,
id eine Wohnung in seinem Palaste ihm anwieß,
ard er zuerst in Geschäften der Kirche und des Staa-
s geübt, und ohne es zu ahnen, schon frühzeitig
ner künftigen hohen Bestimmung entgegen geführt.
erselbe Pabst weihete ihn zum Diacon, Sergius II.
hob ihn zur priesterlichen Würde, und seine Ver-
enste in Verbindung mit der Liebe und Bewunde-
ing seiner Landsleute erhoben ihn jetzt auf den
ibstlichen Thron.

2. Mit Gott wollte Leo sein großes Tage-
erk beginnen. Die ersten Tage nach seiner Wahl
aren demnach der Reinigung der von den Sara-
nen entweihten heiligen Oerter, der Versetzung

---

kaiserliche Bestätigung abzuwarten, alsogleich vornahm. Pagi behauptet zwar, der römische Stuhl sey zwei und einen halben Monat erlediget geblieben. Aber dieser Behauptung widersprechen Anastasius und eine ganze Wolke älterer und neuerer Geschichtschreiber. Wahrscheinlich verwechselte Pagi die Wahl mit der Weihe, welche jedoch ebenfalls nicht erst zwei und einen halben Monat nach Erledigung des päbstlichen Stuhles, sondern nach dem Zeugniß des Ptolomäus von Lucca, dem hierin auch alle spätern kirchlichen Schriftsteller folgen, schon am fünfzehnten Tag nach Sergius Tod vorgenommen ward.

heiliger Reliquien, feierlichen Prozessionen, öffentli-
chem, mit Fasten verbundenem, Gebete und noch
andern Andachtsübungen und gottesdienstlichen Ver-
richtungen gewidmet. Erst als diese, Gott aus-
schließlich dargebrachten Tage vorüber waren, trat
Leo sein hohes Regentenamt an; und von jetzt an,
mit jeder Minute seiner Zeit wuchernd, weihete er
sich ganz und ungetheilt seinem zweifachen, gleich
schweren, gleich erhabenen Beruf. — Was, als
weltlicher Regent, Leo seinem Volke, was er der
Stadt Rom und ganz Italien war, ist dem Leser
schon aus den frühern Abschnitten dieses Bandes be-
kannt. Aber auch an Weisheit in Verwaltung sei-
nes obersten Kirchenamts, an apostolischem Eifer
und evangelischer Milde stand er keinem seiner größ-
ten und berühmtesten Vorfahren nach. Grenzenlose
Freigebigkeit, zarte Sorgfalt für die Armen, warme
Theilnahme an dem Wohl oder den Leiden des
Nächsten, sich stets gleichbleibende Sanftmuth bei
fremden Gebrechen und Schwachheiten, und eine
ohne Unterschied über alle Völker, Stände und Klas-
sen sich ergießende Menschenliebe hatten in unsern
heiligen Päbsten längst aufgehört, Tugenden zu
seyn. So zu handeln liegt schon in ihrer, durch
höhere Salbung veredelten, geheiligten Natur. Da-
von bedarf es also auch jetzt in Beziehung auf
Leo IV. wieder keiner weitern Erwähnung; denn so
wenig die, die Sonne umkreisende Erde je ihre
Bahn verlassen kann, eben so wenig vermögen un-
sere, von dem Geiste Gottes geleiteten Päbste jemals
von jener menschenbeglückenden Handlungsweise ab-
zuweichen. Ausnahmen findet man überall und zwar
zu Folge eines, wie man sich zu sagen erlauben
möchte, über die ganze Schöpfung sich erstreckenden
Naturgesetzes. Auch selbst in der Päbste heiligen
Reigen werden wir später Einigen, jedoch äußerst

wenigen begegnen, welche eine traurige, tief beugende Ausnahme machen, die wir gewiß auch zu seiner Zeit anzuerkennen keinen Anstand nehmen werden. Aber Ausnahmen dieser Art, besonders so auffallend unbedeutend und gering im Verhältniß zu der Totalität, vermögen nie die Allgemeinheit einer Regel zu vernichten, und noch viel weniger ein geistiges Gesetz zu entkräften, für dessen wohlthätiges Daseyn eine beinahe unabsehbar lange Reihe von Jahrhunderten zeugt *).

3. Leo regierte zwar nur acht Jahre und drei Monate; aber jedes Jahr war reich an großen, oft ganz Italien erschütternden Ereignissen. Vieles ward unmittelbar von ihm selbst geleitet, Manches von ihm vorhergesehen und vorbereitet, und wo er nicht selbst einzugreifen vermochte, entsprach der Erwartung nie oder nur selten auch der Erfolg; kurz, von Allem, was jenseits der Alpen Großes, Gedeihliches und Zweckmäßiges geschah, war Pabst Leo die Seele und gleichsam das Alles belebende Princip. Alle Monarchen, seine Zeitgenossen, huldigten seiner Weisheit und höhern Einsicht. Mit dem Kaiser Lothar, dessen Sohne Ludwig II., mit Carl von Frankreich, mit Ludwig dem Deutschen stand Leo stets in freundschaftlicher, für ihn selbst höchst ehrenvoller Berührung, und selbst der stolze

*) Läßt sich wohl etwas Erhabeneres, Heiligeres und in dem Menschen Göttlicheres denken, als jene von Jesu selbst gewählte, unterrichtete, geheiligte, durch das anhaltende Gebet des Gottmenschen unaufhörlich gekräftigte, und gleichsam an den Brüsten unendlicher göttlichen Liebe und Erbarmung genährte Gesellschaft der zwölf Apostel; und dennoch fand sich in diesem, von einem jedes menschliche Auge blendenden Glanze göttlicher Heiligkeit umstrahlten Kreise Einer, der seinen Gott, seinen Herrn und Meister verrieth.

nach der Königskrone so lüsterne Nomenoi, obschon er des Pabstes väterliche Ermahnungen nicht befolgte, auch dessen Briefe, weil er deren Inhalt schon kannte, nicht annehmen wollte, schickte ihm dennoch, um die Gräber der heiligen Apostel damit zu schmücken, königliche Geschenke nach Rom, und erwies ihm wenigstens dem Aeußern nach alle, dem höchsten Oberhaupte der Kirche gebührende Ehrerbietung. Sogar der angelsächsische König Ethelwulf schiffte über das Meer, um in dem auf den Trümmern der alten heidnischen Roma sich erhebenden neuen christlichen Rom, der ewigen Hauptstadt des Erdkreises, dem Pabst persönlich seine Ehrfurcht zu bezeigen. Ethelwulfs Vater, Egbert, hatte sämmtliche kleine angelsächsische Königreiche unter seinem Scepter vereint*), mithin den die gesegnete Insel so lange verheerenden inneren Kriegen ein Ende gemacht, und schon bemerkte man in dem Reiche einen raschern Gang geistiger und bürgerlicher Entwickelung, als gegen das Ende seiner Regierung die Einfälle der Normänner wieder alle Fortschritte der Cultur zu hemmen droheten. Zum Glücke hatte Ethelwulf nicht blos das Reich seines Vaters, sondern auch dessen Muth und kriegerischen Geist geerbt. Nach

*) Mit der Vereinigung der Heptarchie in ein Gesammtreich werden wir auch nächstens den, in einem der frühern Bände abgebrochenen Faden der englischen Geschichte wieder anknüpfen. Von Oswio's Tode an (607), welcher noch im vollsten Sinne des Wortes Bretwalda oder Oberkönig war, ist Englands Geschichte bis zu Egbert (809) nichts als eine eben so widerliche als monotone Erzählung blutiger Thronrevolutionen, anarchischer Verwirrung und endloser innerer Kriege. Aber mit Egbert beginnt für Britannien wieder eine neue, zwar oft noch sehr stürmische, aber demungeachtet ungleich hellere, und für die Geschichte interessantere Periode.

mehrjährigem, unter wechselndem Erfolge höchst blutigen Kampfe, schlug er in dem Jahre 851 die Normänner in drei Hauptschlachten zu Wasser und Lande, und diese dreifache blutige Niederlage machte auf die Barbaren einen solchen Eindruck, daß sie fortan nur mit Schrecken nach den brittischen Küsten hinblickten, und länger als zehn Jahre an das ihnen so gefährliche Gestade sich nicht mehr wagten. Während des Kampfes mit den Normännern hatte Ethelwulf das Gelübde einer Reise zu den Gräbern der beiden großen Apostel nach Rom gemacht. Nach beendigtem Krieg erlaubten ihm die innern Angelegenheiten seines Reiches nicht, sich sogleich aus demselben zu entfernen. Er schickte also den geliebtesten seiner Söhne, den noch in sehr zartem Alter befindlichen Prinzen Alfred, mit dem Bischofe von Winchester nach Rom. Leo empfing den königlichen Knaben mit väterlicher Zärtlichkeit, ertheilte ihm das Sakrament der Firmung, und nach dem Verlangen des Vaters auch die königliche Salbung *). Indessen war in allen Provinzen des Königreichs die durch die Normänner gestörte Ruhe und Ordnung wieder hergestellt worden, und nun zog Ethelwulfs frommer Sinn ihn selbst nach Rom. Leo empfing ihn, wie man ächt christliche und überdieß noch mit Sieg gekrönte Monarchen von jeher in Rom zu empfangen pflegte. An der Seite des heiligen Vaters besuchte Ethelwulf alle heilige Oerter,

*) Da Alfred Ethelwulfs jüngster Sohn war, so möchte man fragen, warum derselbe jetzt zum König gesalbt ward. Die Ursache davon lag in dem von Ethelwulf damals schon gefaßten Entschluß, durch ein Testament die Thronfolge dahin abzuändern, daß zwar Alfreds ältere Brüder einander in der Regierung folgen; aber nach ihnen, mit Ausschließung ihrer Söhne, Alfred das Reich erhalten sollte.

besonders die Gräber der beiden heiligen Apostel, wohin ihn der Pabst einigemal führte. Als die Tage frommer Pilgerschaft vorüber waren, überließ sich Ethelwulf gänzlich jenen zahllosen geistigen Genüssen, welche Rom, diese ewige Stadt, in allen Zeiten jedem gebildeten Fremden darbot. Bei dem öftern Anschauen der Denkmäler und Ruinen ehemaliger römischer Größe nahm sein Geist einen immer höhern Schwung; bei den häufigen Besuchen, welche er Roms öffentlichen Anstalten schenkte, erweiterte sich mit jedem Tage der Kreis seiner administrativen Ideen, und in dem beinahe täglichen Umgange mit dem Pabste und andern durch Gelehrsamkeit und Frömmigkeit ausgezeichneten Männern stillte er seinen Durst nach Wahrheit und Wissenschaft unmittelbar an den Quellen derselben. Einige Monate weilte Ethelwulf in Rom. Vor seiner Abreise machte er dem Pabste, der Geistlichkeit, dem Adel und dem Volke wahrhaft königliche Geschenke, ließ das nöthige Geld zurück, um das erst vor einigen Jahren völlig abgebrannte Hospital *) der Angelsachsen wieder aufzubauen, und erhielt auf sein Ansuchen eine päbstliche Verordnung, kraft welcher in Zukunft kein Engländer mehr verpflichtet werden sollte, in Eisen nach Rom zu pilgern, und es auch dort während der Zeit seines Aufenthalts zu tragen **). — Auf seiner Rückreise besuchte

*) Wenn wir uns nicht irren, so haben wir schon an einem andern Ort bemerkt, daß damals Hospitäler nicht, wie heute zu Tage, blos Krankenhäuser, sondern ungleich größere, zur Aufnahme und Pflege der Reisenden und Fremdlinge fundirte Anstalten waren; und zwar größtentheils so trefflich eingerichtet, daß selbst reisende Bischöfe und Grafen eine ihrem Stande vollkommen angemessene Aufnahme darin fanden.

**) Großen Sündern legten damals die englischen Bischöfe

r englische Monarch auch Carl's, troß aller in-
rn Schwäche seines Reiches, doch von vielem äu-
rn Glanz umgebenen Hof, und hielt sich hier
enfalls einige Zeit auf. Gegen die wirklich un-
wöhnlichen Reiße von Carl's ältester Tochter, der
rinzessin Judith, damals kaum noch vierzehn Jahre
t, blieb Ethelwulfs Herz nicht unempfänglich. Er
gehrte und erhielt ihre Hand. Der Erzbischof
incmar von Rheims segnete das königliche Braut-
ıar ein. Nach vollzogener Trauung ward die
rinzessin gekrönt, und bestieg, gegen angelsächsi-
e Sitte, einen für Beide errichteten Königsthron.
a Judith nachher dieselbe Auszeichnung auch in
ngland foderte, so gab dieses zu einigem Mißver-
rgnügen unter der Nation Anlaß, und hatte ver-
iedene, für sie, wie für ihren königlichen Gemahl
ht ganz erfreuliche Auftritte zur Folge. — Nach
ner Vermählung lebte Ethelwulf keine drei Jahre
hr. Kurz vor seinem Ende unterzeichnete er eine
kunde, in welcher er, zum Beweise seiner from-
n, kindlichen Anhänglichkeit an den römischen
tuhl, sich und seine Nachkommen verbindlich machte,
ttels einer besondern, auf die königlichen Domai-
n gelegten Steuer, jährlich drei hundert Mancu-
ı**) an die apostolische Kammer nach Rom zu schik-

oft zur Buße auf, eine gewisse Zeit lang schwere eiserne Bänder um den Leib, die Arme und die Beine zu tragen. Bei ganz enormen Greuelthaten schickten die Bischöfe die Verbrecher nach Rom, um dort ihre Lossprechung zu erhalten, machten es ihnen aber dabei zum Gesetze, auch auf der Reise, und während ihres Aufenthalts in Rom, die ihnen zur Buße auferlegten eisernen Bande und Ringe zu tragen. Dies Letztere ward nun durch die von Ethelwulf nachgesuchte und erhaltene päbstliche Verordnung aufgehoben.

**) Nach dem gegenwärtigen Geldwerth in England ungefähr hundert Pfund Sterlinge.

ken. Ethelbald, Ethelwulfs Sohn, vermählte sich nach des Vaters Tod mit dessen hinterlassener Wittwe, der noch immer sehr jungen und reizenden Prinzessin Judith, ward aber durch die von den englischen Bischöfen gegen diese blutschänderische Heirath erhobenen, dringenden Vorstellungen endlich gezwungen, sie wieder zu entlassen, und zu ihrem Vater nach Frankreich zurückzuschicken. Carl wieß seiner Tochter ihren Aufenthalt in Senlis an. Da er den leichten Sinn der jungen Fürstin kannte, so stellte er sie unter sehr strenge Aufsicht. Aber List und Liebe waren stärker, als die Wachsamkeit der Hüter. Judith lief, wie schon erzählt worden, mit Balduin, Grafen von Flandern, davon, vermählte sich heimlich mit demselben, und führte, den Zorn ihres Vaters fürchtend, ein unstetes, herumirrendes Leben, bis endlich Pabst Nicolaus I., an dessen väterliches Herz sich das liebende Paar gewendet hatte, sie und den Grafen mit dem König wieder aussöhnte.

XVI.

1. Aber auch eine der schrecklichsten und menschenfeindlichsten, weil Gottes unendliche Vollkommenheiten, Erbarmung und Liebe lästernden Häresien drohete unter Leo's Pontificat die Kirchen in Deutschland und Frankreich zu verwirren, und durch Streitsucht und Disputirwuth deren heilige Eintracht zu stören. Die reichhaltigste Quelle aller Ketzereien, welche von Anbeginn des Christenthums je noch die Kirche zu ängstigen und zu verwüsten suchten, ist unstreitig jener von Stolz und Dünkel erzeugte Hang, auch jenes erforschen zu wollen, was offenbar

ßerhalb der Grenzen des menschlichen Wissens liegt. Gewöhnlich trifft dieser Hang auf Männer von Verstand, oft selbst von vielem und feinem Verstand, aber ohne alle Tiefe des Gemüthes, und denen es daher bei einem eiskalten Herzen eben so sehr an einer mit heiligen Bildern gefüllten Phantasie, als an einem, schon in dem zartesten Alter geweckten Gefühle des Göttlichen durchaus gebricht. Grübeln um zu grübeln, und in haarspaltenden Fragen und Zweifeln sich zu verlieren, wird das Lieblingsgeschäft solcher Menschen, und von ihrem immer tiefer grübelnden Verstand verführt, versenken sie sich in die tiefsten Abgründe der speculativen Theologie, und machen gerade deren abstruseste, dunkelste und von der philosophirenden Vernunft nie zu lösende Fragen ausschließlich zu dem einzigen Gegenstand ihrer Forschungen. Da aber diese, weil dem Dünkel entsprossen, nichts weniger als durch Liebe auf Gott gerichtet sind, sondern offenbar blos auf das eigene Selbst des Grüblers sich beziehen, und dessen vermeintliche geistige Genüsse *) bezwekken; so wird es gewiß auch dem Ewigen nie einfallen, solche Menschen zu seinen Organen zu wählen, um durch die Worte solcher aufgedunsener, selbstsüchtiger Lehrer in den Seelen ihrer Leser, Zuhörer oder Schüler heilige Gedanken und Empfindungen zu wecken, oder große, in heiliges Dunkel gehüllte Wahrheiten zu offenbaren. Ganz im Gegentheil wird gerade das allen göttlichen Impulsionen entgegen wirkende böse Princip (der Teufel)

*) Ja wohl, blos vermeintlich geistig; denn Genüsse, die es blos deßwegen sind, weil sie dem Stolz, der Hoffart und dem Dünkel schmeicheln, gehören offenbar zu den sinnlichen und zwar sehr grob sinnlichen Genüssen.

sich ihrer bedienen, um die beseligendsten Wahrheiten zu verdüstern, die Köpfe zu verwirren, die Herzen zu erkälten, und in der Kirche Gottes zum Nachtheil und größtem Aergerniß aller frommen Seelen nichts als Zank, Haß und Zwietracht zu erregen.

2. Ein solcher unseliger Disputirdämon und eben so verkehrter als zudringlicher und lästiger Lehrer erschien jetzt wieder in der Person eines gewissen Godeschalks, eines Mönches aus dem Kloster von Orbais. Von Geburt war derselbe ein Deutscher, Sohn eines sächsischen Grafen, Namens Werner. Als Kind hatten ihn seine Eltern, das Söhnchen Gott und dem klösterlichen Leben weihend, in das Kloster von Fulda gebracht. Hier erhielt er eine, seinem künftigen Berufe entsprechende Erziehung. Als er aber zu reifern Jahren gelangt war, und schon einige höhere Weihen erhalten hatte, reclamirte er gegen das, was mit ihm als Kind geschehen, begehrte demnach von einer Verbindlichkeit, die nicht er, sondern seine Eltern eingegangen, gelöst zu werden, und alles klösterlichen Zwanges entfesselt, das Mönchsgewand gegen die Kleidung eines Weltgeistlichen zu vertauschen. Mit Zuziehung einiger Bischöfe und Geistlichen gab der Erzbischof Otgar von Mainz in einem Concilium eine dem Godeschalk günstige Entscheidung, worauf derselbe auch unverzüglich das Kloster verließ. Aber Raban, damaliger Abt von Fulda, setzte sich dagegen, und erwies in einer eigen hiezu verfertigten Abhandlung, daß der Spruch des Erzbischofes nicht nur mit einer in der Regel des heiligen Benedikts klar enthaltenen Bestimmung, sondern auch mit einer von dem Pabste Gregor II. in einem ähnlichen Falle gegebenen Entscheidung in offenbarem Widerspruche

stehe. Rabans Schrift ward entweder von ihm selbst an den König Ludwig den Deutschen gesandt, oder der Monarch auf anderm Wege davon in Kenntniß gesetzt; kurz, Ludwig sprach mit dem Erzbischof von Mainz, und bewog ihn, seine früher gegebene Entscheidung wieder zurückzunehmen. Der Bürde, welche ihm so drückend schien, mußte also Godeschalk sich auf das neue wieder unterziehen. Da aber diese Sache großes Anfsehen, besonders in Fulda, gemacht hatte, und man doch so viel als möglich Godeschalks Zartgefühl schonen wollte, so überließ man es seinem freien Willen, entweder wieder nach Fulda zurückzukehren, oder sich ein anderes Kloster zu wählen. Der Mönch zog das Letztere vor, und begab sich alsogleich nach Frankreich in das Kloster von Orbais.

3. Nach dem Bild, welches die beiden Erzbischöfe Raban und Hincmar von diesem Godeschalk entwerfen, war er ein äußerst unruhiger, an positivem Wissen armer, aber über seiner oberflächlichen, leichtfertig zusammengestoppelten Gelehrsamkeit im höchsten Grade aufgeblasener, daher streitsüchtiger und im Ganzen genommen doch höchst mittelmäßiger Kopf. Disputiren war sein Element, und viel Aufsehen zu erregen dabei seine Absicht; denn er strebte nach einem großen Namen und der Celebrität eines ganz vorzüglichen, ungewöhnlichen Genies. Schon sehr frühe, und als er noch in einer für ihn glücklichen Verborgenheit in dem Kloster zu Fulda lebte, gab er seinen Forschungen eine ganz falsche Richtung. Statt in den heiligen Schriften das Göttliche mit Kindessinn zu ergreifen, und mit dem, was es Gott gefallen hat, uns über sein Wesen und die Mittel unsers Heils zu offenbaren, seinen Geist zu nähren, zu stärken und zu

heiligen, fuhr er auch in dem Kloster zu Orbais fort, sich lieber mit subtilen, ganz nutzlosen, höchstens blos eine müßige Neugierde reitzenden Fragen zu beschäftigen. So z. B. schrieb er einmal an den Abt Lupus von Ferrieres, und legte ihm die Frage vor: ob die Seligen nach der Auferstehung Gott auch mit körperlichen Augen sehen würden? Lupus gab ihm eine sehr vernünftige Antwort. Er ermahnte ihn von dergleichen zwecklosen Grübeleien abzulassen; nur mit Demuth und unter anhaltendem Gebete in den heiligen Schriften zu forschen, und die darin enthaltenen Mittel seines Heiles so zu gebrauchen, daß er einst der Anschauung Gottes würdig befunden werde, völlig unbekümmert darum, auf welche Weise es Gott gefallen werde, sich *einst* seinen Auserwählten im Himmel zu offenbaren. Lupus fügte noch einige heilsame Lehren hinzu, die aber leider bei einem so eiteln und verschrobenen Kopf wenig oder gar keinen Eindruck machten.

4. Es läßt sich nun leicht begreifen, warum Godeschalk gerade die schwersten und abstrusesten Fragen der speculativen Theologie, besonders über Freiheit, Gnade und Gnadenwahl zu den vorzüglichsten Aufgaben seines Nachdenkens und seiner Forschungen machte. Mit dem größten Fleiße las er daher unter den heiligen Kirchenvätern besonders die Schriften des heiligen Augustinus. Daß er sie nicht verstand, dieß bewiesen die Folgen. Ueberhaupt möchten wir über das Lesen der heiligen Väter uns folgende kleine Bemerkung hier erlauben. Dem Geiste jener großen von Gott erleuchteten Kirchenlehrer schwebte gewiß so viel Göttliches und Unermeßliches vor, daß sie schwerlich alles in Begriffe einzukleiden und in Worten auszusprechen vermochten. Um also in ihren Geist einzudringen, möchte es wohl vor

allem erfoderlich, und eine unerläßliche Bedingung seyn, vorher die Gnade von oben zu erflehen, daß der hohe Sinn ihrer Schriften sich in dem Gemüthe des Lesenden von selbst aufschließe, und nach und nach in immer größerer Klarheit hervortrete. Es möchte ferner noch eben so nothwendig seyn, vorher oder während dem Lesen jener Schriften auch ein Verwandter, ein wahrer Genosse des Geistes ihrer heiligen Verfasser zu werden, mithin zu streben, daß ihre Demuth, ihre Selbstverläugnung auch unser Herz schmücken, und jene zu Gott und den Menschen erglühende Liebe, die z. B. einen Chrysostomus, Augustinus, Ambrosius ꝛc. entflammte, sich ebenfalls in unserer Brust entzünde. — Das Christenthum ist keine irdische, vom Menschen entdeckte, erweiterte und immer noch mehr zu erweiternde Wissenschaft; sondern eine rein aus Gott geflossene, und unmittelbar von Ihm den Menschen geoffenbarte Lehre, die zwar gerade von so vieler Klarheit umstrahlt wird, als nöthig ist, daß von der Einfalt des kindlichen Verstandes, bis zum höchsten Denkvermögen des tiefsten Philosophen, jeder sogleich alles, was zu seinem Heile nothwendig ist, mit freudiger Leichtigkeit darin findet und stets darin finden wird. Da das Christenthum aber auch zugleich ein unerforschlicher Abgrund göttlicher Weisheit ist; so enthält es noch eine Menge höherer, zwar zu unserm Heile nicht gerade durchaus nothwendiger, jedoch den menschlichen Geist nicht minder beglückender und beseligender Wahrheiten und Erleuchtungen, die aber weder durch die höchste Abstractionskraft des scharfsinnigsten Denkers, noch durch das angestrengteste Studium und die tiefsten Sprachforschungen, sondern ganz allein als unmittelbare Ergießungen des heiligen Geistes nur aus den Händen der erbarmenden Liebe Gottes erlangt

werden können. Nach seiner Weisheit theilt der Herr davon mit, wie es Ihm beliebt; diesem mehr, dem andern weniger. Aber wie wenig auch Einer empfängt, so nehme er es freudig mit anbetendem Dank und in kindlicher Ergebung hin, verlange ja nicht nach dem noch Höhern, lebe aber der frohen, schon hier auf Erden beseligenden Zuversicht, daß größere, immer wachsende Erkenntniß Gottes, und eine in demselben Verhältniß immer höher aufflammende Liebe zu Gott einst zu jener namenlosen Wonne gehören werden, die Christus allen denen verheißt, die seinen und seines himmlischen Vaters allerheiligsten Willen in diesem Leben in Liebe und Demuth vollbringen. Nie würde es jemals Häresien gegeben haben, und auch gegenwärtig noch geben, wären nur die beiden schönsten, dem Christenthum entsprossenen Blumen, Demuth und Selbstverleugnung, stets mit größerer und anhaltenderer Sorgfalt gepflegt worden. Möchten diese zarten himmlischen Pflanzen doch wenigstens für die Zukunft recht viele pflegende Hände finden; wozu es aber leider gerade unter unsern jetzigen großen Geistern, Weisen und Schriftgelehrten allem Anscheine nach sobald noch nicht kommen wird.

5. Daß einem Manne, wie Godeschalk, streitsüchtig und voll eiteln Weltsinnes, dessen ganze Religion und Religiosität noch überdieß blos auf kalten Begriffen eines kalten Verstandes beruheten, ohne alle Macht für das Gemüth, und ohne alle Glut für das Herz, sich auch das Verständniß der Schriften der heiligen Väter nicht aufschließen, im Gegentheil das Resultat seiner Forschungen ihn früh oder spät von Irrsal zu Irrsal führen würde; dieß war vorauszusehen, auch hatte es Lupus von Ferrieres, wie es sich aus dessen Briefen

ergibt, bei Zeiten schon geahnet. Godeschalk las nicht nur fleißig die Bücher des heiligen Augustinus, sondern er lernte sie sogar wörtlich auswendig; jedoch blos um bei Zungengefechten stets eine Menge Waffen in Bereitschaft zu haben, und durch Citationen ganzer Stellen seine gewöhnlich weit besseren Gegner zu übertäuben. — Nachdem er lange genug zu Orbais über seiner neuen Lehre einer doppelten Vorherbestimmung in Gott gebrütet hatte, gelüstete es ihn endlich sein Kloster zu verlassen, um die Welt mit seinem Namen und seiner neuen Weisheit zu erfüllen *). Unter dem Vorwand einer frommen Pilgerreise zu den Gräbern der heiligen Apostel, erhielt er die Erlaubniß zu einer Reise nach Rom. Sobald er in Italien angelangt war,

---

*) Wir nannten so eben Godeschalks verkehrte Lehre eine neue Lehre, jedoch blos im Gegensatze mit der uralten, von jeher in der allgemeinen Kirche aufgestellten Lehre. Eigentlich war der Wahn des Mönchs von Orbais nichts weniger als neu, man findet denselben schon völlig entwickelt in einer unter dem Titel Prädestinatus in ziemlich hohem Alterthum verfertigten Schrift, deren eigentlichen Verfasser man zwar nicht kennt, der aber wahrscheinlich nicht sehr lange nach dem Tod des heiligen Augustinus gelebt haben mag. Diese verzweiflungsvollste aller Irrlehren entstand aus einer irrigen, ganz falschen Auffassung jener Stellen, in welchen der heilige Augustinus von der Wirksamkeit der Gnade und dem völligen Unvermögen der menschlichen Natur spricht, und aus welchen nun ein an dem todten Buchstaben klebender, und nicht in den Geist des heiligen Kirchenvaters eindringender, verkehrter Kopf Folgerungen herleitete, wodurch des Menschen Freiheit zum Guten wie zum Bösen geleugnet, mithin das Böse wie das Gute, folglich auch ewige Belohnung wie ewige Strafe blos der Willkühr Gottes zugeschrieben werden.

begab er sich, statt nach Rom zu gehen, zu dem Grafen Eberhard, einem der höchsten und angesehensten Reichsbeamten in Oberitalien. Auch bei dem Kaiser Lothar stand der Graf in großem Ansehen, und Godeschalk konnte hoffen, daß, wenn es ihm gelinge, diesen für seinen Wahn zu gewinnen, er durch denselben eine mächtige Stütze an dem kaiserlichen Hofe haben würde. Bei dem Grafen fand Godeschalk wirklich eine ungemein gütige Aufnahme, und durch diese noch mehr erdreistet, fing er auch sogleich an, seine Weisheit nicht nur in dem Hause des Grafen auszukramen, sondern er suchte auch jede Gelegenheit, sie unter dem Volke zu verbreiten. Der Wahn des unseligen Mönchs, den er jedoch die Lehre des heiligen Augustinus zu nennen *beliebte*, läßt sich auf folgende vier Hauptsätze zurückführen, wovon, wie der Leser gleich sehen wird, immer einer gottloser und wahnsinniger als der andere ist. 1. So wie Gott von Ewigkeit her Einige zum ewigen Leben, ebenso hat er auch wieder Andere zur ewigen Verdammung bestimmt. 2. Gott will nicht, daß alle Menschen selig werden; denn wenn Er dieses wollte, so würde Er nicht allmächtig seyn, indem ja Einige, obgleich Gott wollte, daß Alle selig würden, es dennoch nicht werden. 3. Jesus Christus litt und starb nicht für alle Menschen, sondern blos für jene, welche zur Seligkeit vorherbestimmt sind. 4. Keiner von jenen, für welche Christus gestorben, kann zu Grunde gehen oder verdammt werden. — Wollte man auch annehmen, daß diese Lehrsätze — kaum wagen wir es die Gotteslästerung nachzusprechen — die Wahrheit enthielten, aber bis dahin unbekannt gewesen wären; so bedurfte es offenbar, um die Menschheit mit einer so schrecklichen, ihr ihren himmlischen Vater in einen harten Tyrannen verwandelnden Wahrheit be-

kannt zu machen, eines unbegreiflich feindseligen, alles Menschenglück zerstörenden, wahrhaft infernalischen Geistes. Nichts, als die eckelhafteste Selbstsucht, ein wahnsinniges Streben, durch Neuerungen sich einen großen Namen zu machen, und als der Stifter einer Sekte zu glänzen; kurz, nur teuflischer Stolz, dessen Befriedigung selbst zahllose Menschenopfer nicht scheut, konnte also Godeschalk vermögen, diese, die Menschen in Verzweiflung stürzende, das Leben hier auf Erden schon in Höllenqual umgestaltende, und alle bürgerliche Ordnung zerstörende Lehre auf das neue in Anregung zu bringen, ja mit einer wahrhaft dämonischen Beharrlichkeit der Christenheit aufdringen zu wollen.

6. Das Gerücht von Godeschalks neuer Lehre verbreitete sich bald in ganz Oberitalien. Auch der Bischof Nothingus von Verona *) erhielt Kunde davon, und vernahm die Bestätigung von dem, was er gehört hatte, aus dem Munde des falschen Apostels selbst. Nothing stund gerade im Begriffe, zu dem Kaiser Lothar nach Aachen zu reisen. Als er durch Mainz kam, erstattete er dem Raban, der indessen, obgleich schon fünf und siebenzig Jahre alt, auf den durch Otgars Tod erledigten erzbischöflichen Stuhl war erhoben worden, sehr umständlichen Bericht über Godeschalks falsche Lehre, und das, was er selbst aus dem Munde desselben

*) Obschon es höchst gleichgültig ist, welcher Kirche in Italien der Bischof Nothing vorgestanden haben mag; so wollen wir doch im Vorübergehen bemerken, daß es auch hierüber unter den Geschichtschreibern mancherlei Varianten gibt. Die Einen machen ihn zum Bischof von Verona, die andern zum Bischof von Vercelli, und wieder andere zu einem Bischof von Brescia.

gehört hatte. Raban schrieb unverzüglich an den Grafen Eberhard, entwickelte demselben in der Kürze die wahre, Godeschalks Wahn entgegengesetzte Lehre der Kirche, und bat ihn, dem unberufenen verkehrten Lehrer Stillschweigen zu gebieten; worauf der Graf, viel zu verständig, um nicht die Ermahnungen eines in gerechtem Rufe stehenden Erzbischofes dem Geschwätze eines außer dem Lande herumstreichenden Mönchs vorzuziehen, seinem lästigen Gaste ohne weiters die Thür wieß. Godeschalk durchzog nun einen Theil von Deutschland. Ueberall verbreitete er seine neue Lehre, und unter dem Vorwand, sich bei dem Erzbischof Raban zu rechtfertigen, hatte er endlich gar die Frechheit, nach Mainz zu kommen. Aber Raban gehörte nicht zu jenen Bischöfen, die, um ja nicht in ihrer trägen Ruhe gestört zu werden, über jedes der Kirche drohende Uebel sich vorsätzlich zu täuschen suchen, und in dieser Täuschung es für ganz unbedeutend ansehen, dann aber auch nachher, wenn die Folgen sie sehr unangenehm enttäuscht haben, durch einen zweiten Selbstbetrug jede Remedur für unmöglich halten, ebenfalls wieder blos, um sich der Unbequemlichkeit zu entheben, irgend ein Mittel gegen dasselbe versuchen zu müssen. Zu solchen Oberhirten gehörte Raban nicht. Unverzüglich versammelte er daher jetzt ein ziemlich zahlreiches Concilium von Bischöfen und Aebten. Selbst König Ludwig der Deutsche, und auch Eginhard, Abt von Seligenstadt, waren dabei gegenwärtig. Godeschalk ward vorgeladen, und überreichte dem Concilium ein schriftliches Glaubensbekenntniß, in welchem er seine Lehre von der zweifachen Prädestination, der Auserwählten zu dem ewigen Leben, und der Verworfenen zur ewigen Strafe, ganz freimüthig und unumwunden auseinander setzte. Als der Lehre der Kirche zuwiderlau-

ward diese Erklärung von den versammelten Vätern einstimmig verdammt, und Godeschalk zum Widerruf aufgefodert. Da dieser aber hartnäckig bei seinem Irrthum beharrte, jedoch als Mönch eines französischen Klosters nicht unter der Jurisdiction des Erzbischofes Raban stand, mithin dieser auch zu keiner weitern Verfügung über denselben berechtigt war, so ward, besonders auf Rath des Königs Ludwig, beschlossen, den starrsinnigen Mönch an den Erzbischof Hincmar von Rheims zu senden, zu dessen erzbischöflichen Gerichtsbarkeit die Diöcese von Soissons gehörte.

7. Hincmar stellte Godeschalk vor das, auf Befehl Königs Carl zu Chiersi in dem Jahre 849 versammelte Concilium. Zwölf bis dreizehn Bischöfe waren gegenwärtig, überdies noch mehrere Aebte, und unter diesen Godeschalks eigener Abt von Orbais. Wie es sich aus einem, von Hincmar an den Bischof Amolon von Lyon erlassenen Schreiben ergibt, benahm sich der Angeklagte, als er vor dem Concilium erschien, wie ein wahrhaft Besessener, spie einen Strom von Schmähungen gegen die Bischöfe, und überreichte ihnen eine Glaubenserklärung, die die vollständigsten Beweise seiner verderblichen Irrlehre enthielt. Da die versammelten Väter sahen, daß von dem, bald möchte man sagen, dämonisch bewegten Mönch wenigstens für jetzt keine Besserung zu hoffen wäre, so sprachen sie ihm das Urtheil. Godeschalk ward der Priesterwürde, die er ohnehin unerlaubter Weise erhalten hatte *), entsetzt, die von ihm eingereichte Erklärung

*) Godeschalk hatte nämlich ohne Entlassungsschein von seinem eigenen Bischof, dem Rothard von Soissons, die priesterliche Weihe, während der Erledigung des erzbischöflichen Stuhles von Rheims, von dem dortigen Chorbischofe Richtold erhalten, und zwar kurz vor seiner Reise nach Italien.

zum Feuer, er selbst, und zwar auf den besondern Antrag der hier versammelten Aebte, vorzüglich des Abtes von Orbais, zu Folge einer in der Regel des heiligen Benedikts gegen abgefallene Mönche enthaltenen Strafbestimmung zur Geißelung, und dann zur Gefängnißstrafe auf unbestimmte Zeit verurtheilt. Das gefällte Urtheil ward zum Theil sogleich noch in dem Concilium vollzogen. Dem Godeschalk ward seine Schrift in die Hände gegeben, um sie selbst in die Flammen zu werfen; aber dieß einer Verläugnung seiner Grundsätze gleichstellend, wollte der eigensinnige Mönch sich auf keine Weise dazu verstehen Da weder Befehle noch Ermahnungen fruchteten, befahl der König, ihn so lange auf die Hände zu schlagen, bis der Schmerz ihn zwingen würde, die Erklärung in das Feuer fallen zu lassen. Als die Schrift verbrannt war, ward die Geiselung mit vieler Strenge vollzogen, und Godeschalk hierauf in dem, in der Diöcese von Rheims gelegenen Kloster Hautvilliers eingesperrt.

8. Es ist nicht einzusehen, wie man den Erzbischof Hincmar, der bei dem Concilium den Vorsitz gehabt hatte, einer Härte gegen Godeschalk beschuldigen konnte, und auch jetzt noch beschuldigen kann. Daß man einen Geistlichen, der sich gegen die Kirche empört, und eine, von ihr längst schon verdammte Ketzerei wieder zu erneuern sucht, dabei jede Belehrung, wie jede wohlmeinende Warnung verschmähet, und trotzig bei seinem Irrthum und seiner Empörung gegen die allgemeine Lehre der Kirche beharrt, nun auch von derselben trennt, mithin ihm nicht ferner mehr das heilige Opfer darzubringen gestattet; dieß, sollte man glauben, sey eine Sache, die sich von selbst verstünde. Eben so begreiflich möchte es seyn, daß es von jeher der Bi-

schöfe heiligste Pflicht seyn mußte, gottlose, selbst die Gerechtigkeit und Barmherzigkeit Gottes lästernde Schriften zu unterdrücken, und wo möglich von der Erde zu vertilgen. Daß man ferner einen, in der Welt herumziehenden Irrlehrer, der es recht darauf angelegt hatte, durch seine Neuerungen die Menschen zu bethören, zahllose Köpfe zu verwirren, und schwache Seelen in Verzweiflung zu stürzen, nun unschädlich zu machen suchte, und ihn zu einer noch immer ziemlich ehrenvollen Haft in einem Kloster verurtheilte, davon möchte wohl ebenfalls jeder Halbvernünftige die Nothwendigkeit von selbst einsehen, und was endlich die Geiselung betrifft, so hatte Hincmar daran gar keinen Antheil. Es war blos die Ordensregel, welcher Godeschalk, bei seinem Eintritte in das Kloster, sich zu unterwerfen gelobt hatte, die ihm jetzt diese körperliche Züchtigung zuerkannte. Aber dem Allen ungeachtet verbreitete sich dennoch nach und nach ein immer wachsendes, den Erzbischof in seinem Verfahren gegen Godeschalk einer leidenschaftlichen Härte anklagendes Gerücht, das endlich sogar bis über die Alpen drang. Diesem setzte Hincmar lange Zeit nur Stillschweigen entgegen, und erst sieben bis acht Jahre nachher, als wahrscheinlich das Gerücht durch neue Zusätze für den Erzbischof noch unangenehmer ward, glaubte er sich diesfalls bei dem Pabste Nicolaus I. rechtfertigen zu müssen. Er schrieb also an Denselben, gründete seine Rechtfertigung auf die Größe und Abscheulichkeit der Lehren des Godeschalks, auf dessen Trotz und hartnäckiger Behauptung seiner Irrthümer, und endlich auf das Zeugniß des Erzbischofes von Mainz, und des von demselben, dieser Angelegenheit wegen zusammen berufenen Conciliums. Hincmar bittet den Pabst um eine Glaubenserklärung gegen die irrigen Grundsätze des Godeschalk, damit, wie er sagt,

diejenigen, welche der Irrlehrer verführt haben könnte, aber blos aus Furcht vor dem rechtgläubigen König Carl ihren Irrthum nicht auszusprechen wagten, wieder belehrt und auf den Weg der Wahrheit zurückgeführt würden. Nur um den unruhigen und streitsüchtigen Mönch unschädlich zu machen, fährt Hincmar fort, habe er zu dessen Einkerkerung gestimmt; wäre es aber der Wunsch des Pabstes, daß derselbe in Freiheit gesetzt würde, so sey er bereit, den Willen des heiligen Vaters sogleich zu erfüllen, und zu dessen weiteren Verfügung den Godeschalk selbst nach Rom zu senden.

9. Indessen fuhr Hincmar in seinen Bemühungen fort, den Godeschalk, wie alle, die dessen Meinung öffentlich oder in Geheim theilen könnten, eines Bessern zu belehren. In Form eines dogmatischen Briefes verfaßte er eine Schrift, in welcher er den Wahn der Prädestinatianer widerlegte; und indem er hierauf in Gott die Präscienz von der Prädestination unterscheidet, stellt er die ächte Lehre der Kirche mit der, jeder göttlichen Wahrheit eigenen Kraft und Klarheit dar.*) Auch noch zwei an-

*) Folgendes ist hierüber die wahre Lehre der Kirche: Durch den Sündenfall ward der menschliche Wille so völlig verdorben, daß er alles Vermögen zum Guten verloren hat. Aus sich und durch eigene Kraft, vermag der Mensch weder etwas Gutes zu wollen noch zu vollbringen; Gott allein gibt das Eine wie das Andere — (Concilium von Orange und Valence in dem Jahre 529. Man sehe der Fortsetzung B. 4. Abschn. 16 §. 3). — Da Jesus Christus für Alle gestorben ist, mithin auch will, daß Alle selig werden; so gibt er Jedem die zu seinem Heile hinreichende Gnade, will aber, daß der Mensch dabei mitwirke, die ihm gewordene Gnade nicht zurückstoße, ihr nicht widerstrebe, sondern dem göttlichen

ere würdige Gelehrten, nämlich Bischof Amolon

Impuls folge. Durch den gehörigen und gottgefälligen Gebrauch der dem Menschen ertheilten Gnade zieht derselbe wieder neue und noch größere Gnaden auf sich herab; indem, wie der heilige Augustinus sagt, Gott seine eigenen Werke in dem Menschen krönt. Aber eben so zieht auch derjenige, der hartnäckig der göttlichen Gnade widerstrebt, sie zurückstößt und verschmähet, sich das schreckliche Gericht zu, daß die göttliche Gnade ihm endlich völlig entzogen wird, wodurch er alsdann nothwendig seiner verderbten Natur und der Materie anheim fällt, und durch seine eigene Schuld, seine Bosheit und Verstocktheit ewig zu Grunde geht. Aber selbst bei diesem Entziehen der göttlichen Gnade erweißt sich noch die Barmherzigkeit Gottes; denn da vermöge seiner Allwissenheit, Gott schon vorher weiß, daß ein solcher Mensch von allen fernern, ihm ertheilten Gnaden nicht den Gebrauch machen werde, den er davon machen könnte und sollte; so werden sie ihm ganz entzogen, indem er ja durch noch länger fortgesetztes, boshaftes Widerstreben gegen die göttliche Gnade, und freiwillige und vorsätzliche Vereitelung ihrer Wirkungen sich nur noch straffälliger machen, mithin seine Verdammniß vermehren würde. — Wie aber die göttliche Präscienz sich mit dem freien Willen des Menschen vereinbaren läßt, dieß ist eine Frage, deren Beantwortung außerhalb der Grenzen der menschlichen Vernunft liegt. Es ist genug und übergenug, daß wir wissen, daß Jesus Christus für Alle den Kreuztod starb, daß er also auch für alle die Mittel, ihr Heil zu wirken, errungen hat, daß Er selbst will, daß alle selig werden sollen, und daß Gott unendlich weise, gütig, barmherzig und gerecht ist, mithin Keinen strafen kann und strafen wird, der nicht durch eigenes, freiwilliges Verschulden Strafe verdient hat, wohl aber im Gegentheil zahlloser Seelen, die Strafe verdient hätten, sich liebevoll erbarmt. — Dieß sind vollkommen beruhigende, tröstende, im höchsten Grade beseligende und

von Lyon, und Erigena Scotus, ein Laie und ge

---

von Gott uns geoffenbarte Wahrheiten, die Jedermann fassen und zur Richtschnur seines Wandels machen kann. Alles übrige Forschen über das Wie und Wo, oder über Verhältnisse, welche das Licht der Offenbarung nicht beleuchtet, ist eitle, nur den Kopf verwirrende, das Herz einengende und die Liebe zu Gott nach und nach erkaltende Grübelei; wofür der Geist Gottes uns selbst und alle unsere Leser in Gnaden bewahren möge. — Ueberhaupt ist die Offenbarung keine demonstrirte, sondern eine in dem innersten Heiligthume eines reinen und unbefleckten Herzens tief und mit lebendiger Ueberzeugung gefühlte Wahrheit. Dem Verstande bleibt sie stets in heiliges Dunkel gehüllt, das selbst der scharfsinnigste Denker nie durchschauen, wohl aber unter dem Beistande der göttlichen Gnade, wenn er nur will, mit dem freudigsten Herzen und der wärmsten Ueberzeugung wird glauben können. Aus dem Munde der ewigen Wahrheit wissen wir, daß wer den himmlischen Vater um gute Gaben bittet, sie auch gewiß erhalten wird, mithin daß auch jedem, der zu diesem unendlich barmherzigen und liebevollen Vater um die Gnade des Glaubens fleht, diese ebenfalls zu Theil werden wird. Wer aber diese Gnade erlangt hat, dem wird, wenn er auch keinen vollständigen, dogmatischen Unterricht erhalten hätte, oder vielleicht ihn gar nicht einmal zu fassen im Stande wäre, doch der Geist Gottes alles im Stillen lehren, was nur immer ihm zu wissen noch Noth thut *).

---

*) Massillon, vielleicht seit den Zeiten des heiligen Chrysostomus der größte Kanzelredner, den die Christenheit kannte, und dem sein ungemeiner Scharfsinn und ausgebreitete Welt- und Menschenkenntniß mehr als jedem andern erlaubten, alle Falten des menschlichen Herzens, und dessen verborgensten Tiefen zu durchschauen, sagte einmal in einer seiner, des ganzen Menschen mit unwiderstehlicher Kraft sich bemächtigenden Predigten, und

orner Engländer, der sich aber an dem Hofe Carls

Das kindliche Gemüth ist daher vorzüglich für religiösen Unterricht empfänglich. Gerne und von selbst öffnet sich religiösen Wahrheiten das Herz des Kindes; denn, weil noch rein und schuldlos, empfindet es desto freudiger alles Beglückende und Beseligende derselben. Aber Wehe, ja doppeltes Wehe über jene Väter, Lehrer und selbst auch Mütter, die jene glückliche oft nie wiederkehrende Gemüthsstimmung vorsätzlich versäumen, statt ihre Kleinen dem göttlichen Kinderfreunde entgegen zu führen, sie absichtlich von demselben hinwegziehen, durch leichtfertiges Geschwäz schon frühzeitig den Saamen des Unglaubens in das Gemüth ihrer Kinder streuen, und auf diese Weise sie gewaltsam — o, des Greuels! — den Händen ihres himmlischen Vaters zu entreißen suchen. Aber auch nicht minder furchtbare Verantwortung für jene höheren Behörden, welche an öffentlichen Schulen Lehrer dulden, die ihren Stolz darein setzen, ihre Irreligiosität überall zur Schau zu stellen; die in ihren Lehrvorträgen jede Gelegenheit benutzen, um durch Verfälschung geschichtlicher Thatsachen, boshafte Zusammenstellungen, seichte Witzeleien und endlich gar durch frevelhaften Spott schon die zartesten Gedankenorgane ihrer noch unmündigen Zuhörer zu vergiften, alles Gefühl des Göttlichen bei ihnen zu zerstören, und so in deren jugendlichen Seelen nach und nach die reine Gottesidee völlig zu vertilgen. Wer solchen Lehrern die Jugend anvertraut, gleicht

zwar in Gegenwart des Königs, dessen Hofes und eines aus den gebildetsten und gelehrtesten Ständen zusammengesetzten Auditoriums, daß schon oft Staunen und Bewunderung ihn ergriffen, und sein Herz sich hierauf in freudigen Dank gegen Gott ergossen habe, wenn er im Beichtstuhl nicht selten von ganz einfachen, ungelehrten, aber bekannt frommen Landleuten Antworten erhalten hätte, die er kaum von einem Theologen würde erwartet haben.

aufhielt, schrieben um dieselbe Zeit gegen die dop

---

jenen Götzendienern, die ihre Kinder in die glühenden Arme des Moloch warfen. — Wenn wir übrigens hier oben sagten, die Religion sey mehr Sache des Herzens, als des Verstandes; so wollten wir dadurch nichts weniger, als letztern von allem Forschen nach göttlichen Dingen ausschließen. Schon als treffliche Denkübungen haben solche Philosopheme großen Werth; nur gehe der räsonnirende Verstand stets von dem Geoffenbarten, als dem einzigen wahren Positiven aus, und habe Acht, ob das jedesmalige Resultat seiner Forschungen ihn wieder auf die einfache Glaubenslehre der Kirche, dieses Pfeilers und Grundfeste aller Wahrheit zurückführt. Ist dieß nicht der Fall, so befindet er sich in der Lage des Analytikers, der am Ende seines Calcüls auf eine imaginaire Größe stößt *); aber alsdann auch daran erkennt, daß die Aufgabe, welche er lösen wollte, entweder gar nicht in dem Bereiche der Analysis liegt, oder daß er durchaus falsch und fehlerhaft calculirt habe. — Wir sollen und dürfen nicht Alles wissen und einsehen; denn sonst wäre der Glaube nicht mehr ein Verdienst, und hörte auf eine der drei göttlichen Tugenden zu seyn. Und wer möchte das Wissen dem Glauben vorziehen, da wir gerade durch diesen uns Gott so ungemein wohlgefällig machen können. Der Glaube wird erst jenseits des Grabes in Schauen verwandelt; diesseits dieser furchtbaren Grenzscheide steht er jedoch weit höher als das Wissen. Für den Christen ist er eine leuchtende Wolke, die gleich jener, welche einst dem auserwählten Volke auf seinem Zug aus Aegypten vorschwebte, ihm ebenfalls auf allen seinen Wegen vorangeht, alle dunkeln Pfade und Labyrinthe des Zweifels ihm erhellt, und endlich durch alle nur gedenkbare Verhältnisse des Lebens ihn sicher in das Land der Verheissung hinüber geleitet.

---

*) In der höhern Analysis nennt man diejenigen Zahlen imaginaire Größen oder Zahlen, welche ei-

pelte Vorherbestimmung in Gott. Diese Schriften, besonders jene des Hincmars, machten auf Godeschalk einigen Eindruck. Seinem Satze: „Gott „prädestinire die Bösen zur ewigen Verdammung“ fügte er nun noch die Worte bei: „ihrer Sün„den wegen.“ So wie die Thesis jetzt da stand, schloß sie immer noch einen doppelten, d. h., rechtgläubigen und auch häretischen Sinn in sich; einen rechtgläubigen, wenn er damit sagen wollte, daß die, welche verworfen werden, blos wegen ihrer freiwillig begangenen Sünden, die eigenen Urheber ihres wohlverdienten Schicksals würden, eines Schicksals, welches Gott von Ewigkeit her allen bestimmt habe, die nach Gottes Präscienz ihre moralische Freiheit mißbrauchen, und eben dadurch jenes unglückliche Loos sich selbst zuziehen würden. — Aber auch ganz abgesehen von der Härte, von dem Zurückstoßenden und das Gefühl unwillkührlich Empörenden des Wortes: „Prädestiniren;“ so kann jener Satz: „Gott prädestinirt die Verworfenen zur Verdammung ihrer bösen Thaten wegen“ auch den Sinn haben, daß die Bösen, durch die unbedingte Willkühr Gottes, nicht allein zur ewigen Qual, sondern auch zur Sünde, als der Ursache ihrer Verdammung, vorherbestimmt seyen; so daß nun Gott selbst Urheber des Bösen wäre, in welcher gotteslästerlichen Behauptung gerade der wesentliche Charakter des Prädestinatianismus besteht. Da nun Godeschalk sich gegen eben diese Behauptung nicht bestimmt aussprach, jedoch bei dem Satze einer doppelten Vorherbestimmung in Gott beharrte, und auch Hincmars ganz

nen negativen Exponenten bei sich führen. Da dieses unmöglich ist, es mithin gar keine solche Zahlen geben kann, werden sie imaginaire Zahlen genannt.

klare, keinen zweideutigen Sinn zulassende Erklärung durchaus nicht annehmen wollte; so ist dieß ein, jeden Zweifel beseitigender Beweis, daß er unter jenen hinzugefügten Worten, gleich allen frühern Häretikern, nur das Gift seiner Ketzerei zu verbergen, und durch den Doppelsinn der neu gestellten These die Kirche zu täuschen und zu überlisten suchte.

10. Aber eben dieses Zweideutige und Schwankende in Godeschalks Erklärung hatte nun eine andere, obgleich nicht ganz unerwartete Folge. Von jeher und schon in den ältesten Zeiten fand selbst der kühnste Neuerer stets Freunde, die, obgleich sie die verkehrte Meinung des Irrlehrers durchaus nicht theilten, doch dessen Person in Schutz nahmen, und durch spitzfindige Deutelei aus der oft ganz offenbaren Irrlehre einen katholischen oder wenigstens halb katholischen Sinn herauszudeuteln suchten. Dieser Fall trat nun auch jetzt wieder ein. Godeschalk fand ebenfalls Freunde, unter andern selbst den Prudentius von Troyes. Diese huldigten zwar nicht einmal von ferne der Sekte der Prädestinatianer, wollten demnach auch nicht den Godeschalk rechtfertigen. Da aber das Schicksal desselben, wegen dessen Härte, wie wir schon erwähnt, die öffentliche Meinung den Hincmar anklagte, ihnen eine Art von Theilnahme einflößte, so suchten sie, so viel wie möglich, dessen Person in Schutz zu nehmen, und indem sie nun ebenfalls die Fragen über Prädestination, Freiheit, Erlösung ꝛc. untersuchten, bestritten sie mehrere von Hincmar darüber in seinen Schriften aufgestellte Sätze. Ein Mönch aus Alt-Corbie, Namens Ratram, warf sich sogar förmlich zum Vertheidiger Godeschalks und seiner Schriften auf, verwarf zwar ebenfalls den Prädestinatianismus, suchte aber denselben aus Godeschalks Schriften hinauszudeuteln, und behauptete, daß man ihm

ganz irrig, und blos weil man ihn nicht verstanden, diese Irrlehre zur Last lege. Selbst Bischöfe, die, weil ihnen Hincmar nicht selten eine gewisse Superiorität fühlen ließ, ihm nicht ganz geneigt waren, traten in die Reihe seiner Gegner. Der Erzbischof ertrug alle diese Widersprüche mit vieler Ruhe und Gelassenheit, schickte jedoch sowohl seine, als auch des Prudentius und Ratrams Schriften, nebst allen übrigen indessen über diese Materie erschienenen, an den gelehrten Erzbischof Raban nach Mainz, der, nachdem er sie gelesen, sich nur noch mehr von der Verkehrtheit der Lehre des Godeschalk überzeugt fühlte, der Erklärung Hincmars unbedingt beitrat, und auch dessen Verfahren gegen Godeschalk vollkommen billigte.

11. Sicher wäre des Streitens und Disputirens jetzt schon genug gewesen; aber nun fügte es sich noch, daß König Carl, der ohnehin an theologischen Kämpfen ungleich mehr Geschmack und Gefallen fand, als an den blutigen Kämpfen gegen die Normänner, die Jahr aus Jahr ein seine schönsten Provinzen verheerten und entvölkerten, dem Lupus von Ferrieres und noch einigen andern der Gelehrten, die an seinem Hofe lebten, den Auftrag gab, über die im Streit liegenden Fragen zu schreiben. Aber dadurch war nun auch jetzt das Signal zum Kampfe Aller gegen Alle gegeben. Was zur gelehrten Welt gehörte, oder dazu gehören wollte, Bischöfe, Aebte und Mönche, Theologen und gelehrte Laien, Philosophen und Doktoren &c. ergriffen die Feder; und bald war ganz Frankreich, das heißt, das gelehrte Frankreich, nicht in zwei, sondern in eben so viele Partheien, als es der schreibenden Gelehrten gab, getheilt. Wenn, wie es auch in der ganzen Christenheit geschieht, nur Einer in der Kirche auf der Kanzel steht und predigt; so wird ge-

wiß jeder Zuhörer einige Belehrung erhalten, oder wenigstens doch von Etwas von dem, was der Prediger sagt, einen klaren Begriff in seinem Kopf festhalten können. Nehme man aber an, daß nicht Einer, sondern zwanzig bis fünfundzwanzig Prediger zu gleicher Zeit in einer Kirche ihre Stimmen erheben, und das Volk belehren wollten; so würde unstreitig eine völlige Betäubung die einzige Frucht seyn, welche die Zuhörer mit sich nach Hause brächten. Gerade denselben Effekt machte nun der, jetzt angefangene und mit allen Waffen der Dialektik geführte, theologische Streit auf den, zwar nicht gelehrten, jedoch verständigen Theil der fränkischen Nation. Aber wie man jeder, auch der ernstesten Sache beinahe stets eine Seite abgewinnen kann, die bald mehr bald weniger auch etwas in das Komische hinüberspielt; so war nun gerade das Amüsanteste bei diesem allgemeinen Kampfe, daß die streitenden Partheien, obgleich in der Hauptsache vollkommen mit einander einverstanden, dennoch, sich selbst dieser Uebereinstimmung unbewußt, blos durch Verwechselung der Begriffe oder aus Mangel einer genauern und schärfern Bezeichnung derselben, sich gegenseitig mit der größten Heftigkeit bekämpften, mit einander zankten, haderten, und mancherlei Vorwürfe wechselseitig austauschten*).

*) Katerkamps Kirchengeschichte, vierte Abtheilung; S. 343 und 344. — Alle, die über diese Materie damals schrieben, gingen sämmtlich von den Glaubensätzen aus, daß der Mensch moralisch frei sey, Gott nicht der Urheber des Bösen und der Sünde seyn könne, wohl aber die Sünde voraussehe, und von Ewigkeit her Strafen für diejenigen bestimmt habe, von welchen er vermöge seiner Präscienz voraus wisse, daß sie durch ihre freiwillig begangenen Sünden diese Strafen verdienen würden; endlich auch

um Glück hat auf dieser Welt alles ein Ende;
ithin hatte es auch dieser gelehrte Krieg, und er
losch von selbst, sobald die Mode über Prädesti-
ation zu schreiben und zu disputiren vorüber war.

12. Godeschalk endigte im Gefängniß; denn
uchtlos blieb stets jede Bemühung, ihn wieder auf
n Weg der Wahrheit zurückzuführen. Innerer
rimm über fehlgeschlagene Hoffnung, gedemüthig-
r Stolz und das Gefühl des Verlustes seiner Frei-
it, von der er doch einen so übeln Gebrauch zu
achen im Begriffe gestanden, hatten nach und nach
inen Geist so zerrüttet, daß man schon mehrere
ahre vor seinem Tode ganz unzweideutige Symp-
me einer periodisch eintretenden Verrücktheit an
m bemerkte. So z. B. fiel es ihm einmal ein, sich
ieder, in den primitiven Naturzustand unserer ersten
ltern versetzen zu wollen, mithin wie Adam keine
leider mehr zu tragen. Da diese Narrheit ihm
it Anfang des Winters anwandelte, so glaubte
an mit Recht, daß diese Thorheit bald von selbst
s für sie geeignete Heilmittel finden werde. Dieß
schah auch wirklich, denn als mit der zunehmen-
n Strenge des Winters ihm die Kälte recht em-
indlich ward, legte er nicht nur seine Kleidung
ieder an, sondern auch noch einen Pelzrock dazu,
d begehrte, daß man wie gewöhnlich seine Stube
itzen möchte. Oefters hatte er sogar Gesichte, Er-
heinungen und Offenbarungen. Er erzählte, Chri-
us sey ihm erschienen, habe ihm verboten, für
incmar zu beten, und ihm geoffenbart, daß der

daß Jesus Christus für Alle gestorben sey. — In
allen wesentlichen Punkten der Glaubenslehre war
man also völlig übereinstimmend, und dennoch ward
mordice disputirt, gestritten und gefochten.

Erzbischof nach drei und einem halben Jahre sterben, er selbst aber alsdann auf den erzbischöflichen Stuhl von Rheims erhoben werden würde. Endlich erschien ihm auch Gott Vater selbst, bald darauf der heilige Geist, der, als er durch den Mund in ihn einging, ihm den Bart verbrannte, welches letztere er als ein Merkmal der Wahrhaftigkeit seiner gehabten Erscheinung angab. — Als bei seiner letzten Krankheit die Mönche von Hautvilliers sich überzeugt glaubten, daß er nicht mehr genesen würde, schickten sie einige aus ihrer Mitte an den Erzbischof Hincmar, um ihm Bericht über den Zustand ihres Gefangenen zu erstatten. Hincmar setzte unverzüglich in wenigen Linien eine Erklärung oder Glaubensformel auf, und ließ dem Abt des Klosters sagen, daß, wenn Godeschalk dieselbe unterzeichnen oder sich zu derselben bekennen wollte, man ihm die Sterbsacramente reichen sollte. Als man ihm diese Erklärung vorlegte, sammelte er die wenigen ihm noch übrigen Kräfte, und brach in einen Schwall von Schmähungen und Verwünschungen gegen den Erzbischof aus. In dieser furchtbaren Gemüthsstimmung verschied er bald darauf, und starb so den schrecklichen Tod des unbußfertigen Sünders. — Es ist unbegreiflich, wie Einige auch jetzt noch einen Mann, dessen Lehre auf zwei, von Erzbischöfen präsidirten Concilien, nachdem er auf beiden Synoden nicht nur seine Erklärung schriftlich eingereicht hatte, sondern er selbst auch mündlich vernommen, und seine Rechtfertigung war angehört worden, dennoch verdammt ward, uns als einen Märtyrer der Wahrheit darstellen können. Mit Godeschalks Leiche ward zugleich auch die von ihm wieder in Anregung gebrachte Ketzerei zu Grabe getragen.

13. An den Streit über die Prädestination reihete sich um dieselbe Zeit auch noch eine andere Streitfrage und zwar über eine Strophe der, an den Festtagen der Märtyrer in den Kirchen gesungenen Hymne. Diese Strophe beginnt: „Te trina Deitas unaque poscimus." Hincmar glaubte, daß der Ausdruck trina Deitas zu groben Mißverständnissen Anlaß geben könnte, und verordnete demnach, daß in der erzbischöflichen Diöcese in Zukunft statt trina Deitas, Summa Deitas gesungen werden sollte. Dagegen erhoben sich nun sogleich wieder eine Menge Federn, und auch Hincmar schrieb seiner Seits ein sehr dickes Buch de non trina Deitate, in welchem er mit einem, über alle Gebühr großen Aufwand von Gelehrsamkeit der ganzen Christenheit sonnenklar bewieß, daß, weil es nur Einen Gott gibt, es auch nur Eine Gottheit geben kann, die keine Mehrheit hat, und also auch keine Zahl zuläßt, daher der Ausdruck trina Deitas durchaus zu verwerfen sey. Aber mit nicht minderer Klarheit erwiesen Hincmars Gegner, daß, wie Gott ein und drei, auch die Gottheit ein und drei sey; daher der Ausdruck trina Deitas, der uns von Gott noch einen weit vollständigeren Begriff, als jener: Summa Deitas gebe, indem er ja zugleich auch die Lehre von der Gottheit der drei Personen in sich schließe, durchaus beibehalten werden müsse. Der Streit ward wieder mit der größten Lebhaftigkeit geführt; aber diesmal nicht aus irgend einem Mißverständniß, sondern blos weil man nun einmal wieder streiten wollte. In Ansehung der Lehre der Kirche waren die streitenden Partheien vollkommen mit einander übereinstimmend. Jede betete nur den einzigen wahren Gott an; aber jede betete auch Jesum als Gott, und den heiligen Geist ebenfalls als Gott an. Jede glaubte fest, daß Jesus Chri-

stus gleichen Wesens mit dem Vater und dem hei-ligen Geiste sey und bekannte sich mit Mund und Herz zu jenem, dem heiligen Athanasius, obgleich irrig, zugeschriebenen Symbolum, in welchem es heißt:

„Ita Deus Pater, Deus Filius, Deus Spiritus S.
„et tamen non tres Dii, sed unus est Deus.“

Offenbar stritt man also nicht eines wahren oder falschen Begriffes wegen, sondern blos um eines Wortes willen. Aber ein Wort von seinem Begriffe getrennt, ist nichts als ein leerer Schall; und da man mit jedem jener beiden Ausdrücke, worüber man stritt, einen und denselben Begriff verband, auch die in dem athanasianischen Symbolum so klar und deutlich dargestellte Lehre der Kirche, obgleich man schon seit ungefähr drei hundert Jahren Te trina Deitas sang, dennoch in der Brust jedes Christen, vom Aufgang bis zum Niedergang noch immer unerschütterlich fest stand; so wäre es gewiß ungleich besser gewesen, nach alter Weise fortzusingen, als abermals vor den Augen der Welt ein so geräuschvolles, theologisches Spectakel aufzuführen. Das Resultat des Streites entsprach ganz der Natur desselben. Als man genug gestritten hatte, hörte man von selbst auf; und friedlich und fromm sang man nun in einigen Kirchen Te summa Deitas und den meisten übrigen Te trina Deitas, und daß unsere heilige Kirche den letztern Ausdruck billigte, erweißt sich daraus, daß ungefähr 400 Jahre nachher der heilige Thomas von Aquin in der, von ihm verfertigten Hymne: „Sacris solemniis etc. in der letzten Strophe derselben ebenfalls den Ausdruck: Te trina Deitas gebraucht*).

*) In unserer deutschen Sprache ist freilich der Ausdruck: Heilige Dreifaltigkeit nicht zum Besten ge-

:r. von Hincmar diesfalls herbeigeführte Streit
hört also außer allem Zweifel zu den leersten,
ißigsten und zwecklosesten, die es nur geben kann.
Bei Jesus Christus findet sich stets Friede und
eude im heiligen Geiste. Wo also, gewöhnlich
is von Dünkel, Eitelkeit und andern kleinlichen
idenschaften erzeugt und genährt, Zank und Streit
rrschen, da wehet auch Gottes Geist nicht. Für
n einzelen Christen, wie für die Kirche des Soh-
3 Gottes gibt es eigentlich nur einen einzigen
irdevollen und wahrhaft heiligen Kampf. Für
t Erstern nämlich der Kampf mit seiner verderb-
Natur, der Kampf des Geistes gegen das Fleisch.
:r die Kirche jener nie aufhörende Kampf, den
gegen den, sie von Anbeginn an ununterbrochen
feindenden Fürsten dieser Welt zu kämpfen hat,
: durch seine, in alle Geheimnisse des Reiches der
nsterniß eingeweihten Apostel ihre heiligsten Leh-
t und Wahrheiten zu verfinstern, Glaube und
:be zu erkalten, und gerade jetzt mehr als je Got-
Ebenbild in jeder Menschenbrust zu vertilgen,
d die ganze Menschheit wieder in alle Greuel ei-
r pantheistischen Naturvergötterung zu verflechten
ht. — Jeder andere geistige Streit oder Kampf
unheilig, und blos Merkmal und Folge eines in-
rn Zerwürfnisses des Streitenden und Streitsüch-
en mit sich selbst.

---

gewählt; denn das Wort dreifaltig schließt wie mannigfaltig, den Begriff einer Verschiedenheit der Theile in sich. Unstreitig würde der Ausdruck: Heilige Dreieinigkeit weit vorzuziehen seyn. Da aber Jeder bei dem einen, wie bei dem andern Ausdruck sich dasselbe denkt; so wäre es blos der richtigere, auf unwandelbaren grammaticalischen Regeln beruhende Sprachgebrauch, welcher das Recht hätte, gegen deu erstern jener beideu Ausdrücke noch einige Einwendung zu machen.

XVII.

1. Leo IV. starb am 17. Julius des Jahres 855. Es ist unbegreiflich, wie dieser ausgezeichnet große Pabst, während einer Regierung von nur acht Jahren und 3 Monaten, seinem Andenken so viele und solche colossale Denkmale setzen konnte. Schon die Gründung und Erbauung zweier Städte, die Colonisirung einer blühenden Küstenstrecke, der Bau und die Dotirung so vieler Klöster und Kirchen, und die ausnehmende Pracht, womit er diese, wie beinahe alle übrigen Kirchen Roms zu schmükken pflegte, erfoderten schon einen unermeßlichen Aufwand. Aber noch höher steigt das Erstaunen, wenn man hört, welche ungeheure Summen noch überdieß seine grenzenlose Freigebigkeit jedes Jahr zum Besten der leidenden Menschheit bedurfte; und gerade hier begegnen wir abermals einem nur in unsern heiligen Päbsten sich kundgebenden, und Leo IV. ganz vorzüglich eigenen Zug eines, von der thätigsten und feurigsten Nächstenliebe durchdrungenen Herzens. Zu einem besondern Gegenstand seiner vorsorgenden Aufmerksamkeit machte Leo nämlich jene ganz eigene Klasse von Armen, deren stille verborgene Leiden oft niemand kennt, und die zwar einer Gabe im höchsten Grade bedürfen, aber ihres Namens und ihrer Verhältnisse wegen sie, ohne zu erröthen, nicht annehmen können. Es ist höchst interessant, welche sinnreiche Mittel seine erfinderische Nächstenliebe ihm oft darbot, um solchen Bedrängten seine Wohlthaten zufließen zu lassen, ohne sie dadurch zu beschämen, und ihr Zartgefühl zu verletzen.

2. Bis zu seiner Regierung war die Octav
s Festes der Himmelfahrt Mariä nicht gefeiert
orden. Leo führte diese Feier ein, und die Ver-
ilassung hierzu wird auf folgende Weise erzählt.
chon im ersten Jahre seines Pontificats brach in
m Quartier der Angelsachsen ein schrecklicher Brand
is. Viele Gebäude hatte er schon in Asche gelegt,
id drohete mit noch größerer Verwüstung. So-
ild Leo davon benachrichtiget ward, begab er sich
gleich auf die furchtbare Brandstätte. Sein see-
ivolles Auge füllte sich mit einer Thräne bei dem
irecklichen Anblick der Verwüstung; aber er erhob sein
erz zu Gott, und flehete dann in stillem Gebete
: der gnadenvollen Mutter des Erlösers um ihre
ürbitte und ihren Beistand. Als eine innere Stim-
e ihm Erhörung zusicherte, trat er näher hinzu,
id machte in vollem Vertrauen auf Mariens Schutz
is Zeichen des heiligen Kreuzes, worauf sogleich
e Flammen, deren Wuth keine menschliche Macht
ehr Einhalt thun konnte, sich legten und nach und
ich von selbst erlöschten. Aus Dankbarkeit und
m ewigen Andenken der großen, von der stets
ilden, huldvollen und schönen Himmelskönigin ihm
zeugten Wohlthat, stiftete nun der große und hei-
ge Pabst zu einem der größten Marienfeste die
enerwähnte feierliche Octav.

3. Ein Jahr vor seinem Tode hielt Leo un-
r seinem Vorsitze in Rom ein Concilium von zwei
id siebenzig Bischöfen. Die Verhandlungen auf
emselben bestanden blos darin, daß man die unter
ugen II. im Jahre 826 in einem aus zwei und
chzig Bischöfen bestandenen Concilium gemachten
anons vorlas und auf das neue bestätigte. Es
aren ihrer 38, die sämmtlich auf Verbesserung des
ttlichen Zustandes des römischen Clerus sich bezo-

hen. Nur vier neue wurden noch hinzugefügt; die jedoch ganz dasselbe bezweckten, und die uns befürchten lassen, daß die Geistlichkeit damals schon wieder in Verfall zu gerathen drohete; besonders wenn man bemerkt, daß einer von den, auf das neue in Erinnerung gebrachten Canons dem Clerus den Wucher verbietet, und allen Geistlichen zur strengsten Pflicht macht, im Oeffentlichen nie anders, als in der ihrem so ehrenvollen Stande geziemenden, geistlichen Kleidung zu erscheinen — (was würden der heilige Pabst und die versammelten Väter erst gesagt haben, wenn damals, wie jetzt, oft Geistliche ohne Spur einer Tonsur, in langen Pantalons nach Matrosenart, in Reiterstiefeln mit einer modischen Cravatte um den Hals und einem bis zu den Backen aufgestutzten Hemdekragen, nicht nur im Oeffentlichen, sondern nicht selten auch am Altar erschienen wären!!) — Auf dem nämlichen Concilium ward auch der Cardinal-Priester Anastasius, wegen gänzlicher Vernachlässigung seiner Amtspflicht, trotzigen Ungehorsams, und mehrjähriger Widersetzlichkeit gegen die Befehle des geheiligten Oberhauptes der Kirche, seines Amtes entsetzt, und das Anathema ihm gesprochen.

4. Die von diesem großen Pabste hinterlassenen, und auf uns gekommenen Schriften sind: 1. ein sehr weitläufiges, an die Bischöfe Englands erlassenes, und deren ihm vorgelegte Zweifel beantwortendes Schreiben. 2. Mehrere Briefe an einige Monarchen, seine Zeitgenossen, und an zwei französische Bischöfe und endlich 3. eine Homilie oder Unterricht für die Geistlichen unter dem Titel „de cura pastorali, welche die Bischöfe, zufolge des, von dem Pabste ihnen ertheilten Auftrags, alle Jahre in der Versammlung sämmtlicher Geistlichen ihrer Diöcesen mußten vorlesen lassen. — In zwei

Ordinationen weihete er neunzehn Priester, acht Diacone und zwei und sechzig Bischöfe. — In der St. Peterskirche ward er begraben, und in dem römischen Martyrologium sein Name der Zahl der Heiligen beigesetzt *).

5. Sobald Leo todt war, versammelten sich die Geistlichkeit, der Adel und das römische Volk. Alle Anwesenden fühlten die Größe ihres Verlustes, und fleheten daher um so inbrünstiger zu Gott, daß Er ihnen den zu erkennen geben möchte, den Er zum Nachfolger des Verstorbenen erwählt hätte. Kaum hatten sie ihr Gebet beendiget, als auf einmal aus jedem Munde der Name Benedikt erscholl, und dieser, ein bei der Kirche des heiligen Callixtus angestellter Priester, nun alsogleich und ohne alle lange Berathung einstimmig zum Pabste gewählt ward. Voll Freude über die getroffene Wahl strömte eine Menge Volkes nach der Callixtuskirche, um dem Neugewählten die frohe Botschaft zu verkünden. Sie fanden ihn an den Stufen des Altars im Gebete auf den Knieen liegend. Als sie ihm seine Erhebung bekannt machten, brach er in Thränen aus, bat mit wehmüthiger Stimme die Umstehenden, ihm, dem schwachen Manne, eine so schwere, seine Kräfte weit übersteigende heilige Bürde nicht aufzuladen. Aber gerade diese ungeheuchelte Demuth gewann ihm noch mehr alle Herzen. Ohne auf seine Bitten zu hören, zogen sie ihn mit jubelndem Ungestüm aus der Kirche, führten ihn unter

*) Selbst Voltaire in seiner **Histoire générale Tom. 2 Ch. 38.** fühlt sich gezwungen, Leos des Vierten Größe nicht blos anzuerkennen, sondern sogar in dem eigentlichen Sinne des Wortes sie anzustaunen.

dem Gesang froher Hymnen nach dem Lateran und setzten ihn dort, wie es herkömmlich war, auf den päbstlichen Thron. Nachdem der Adel, die Geistlichkeit und das Volk ihm gehuldiget hatten, ward das Wahldecret auf der Stelle ausgefertigt, und durch zwei Abgeordneten, nämlich einen Bischof von Anagnia und einen Tribun der Miliz, zur Bestätigung an den Kaiser Ludwig gesandt. Stehen wir jetzt einen Augenblick hier stille. Schauen wir zurück auf jene lange Reihe von Päbsten, die in dem Laufe dieser Geschichte schon an unsern Blicken vorübergingen. Erinnern wir uns ihrer Tugenden, ihres reinen, stets tadellosen Wandels, bei vielen auch der Kämpfe, die sie gekämpft, der Leiden, die sie erduldet, des Heldengeistes, den sie bewiesen, und der Siege, die sie über den Fürsten, der in der Zeitlichkeit gebietet, und dessen Macht errungen. Ueberschauen wir endlich, wenn es möglich ist, Alles das Große, Segenvolle, nach menschlichen Ansichten oft Unerreichbare, was sie für das Wohl der Kirche, für die Völker Italiens, für die ganze Christenheit, ja wohl für das Gesammtwohl der Menschheit gewirkt, erkämpft, und von Oben erfleht haben; so werden wir gewiß in unserm Innern uns der Ueberzeugung hingeben müssen, daß eine so lange, jetzt schon bis in die Mitte des neunten Jahrhunderts, ununterbrochen fortlaufende Kette ausgezeichnet großer und heiliger Männer unmöglich ohne unmittelbare Mitwirkung des Geistes Gottes sich habe bilden können. Ja, Er, der Geist, der vom Vater und Sohne ausgehet, den Christus seinen Aposteln mit der Verheißung gesandt hat, daß er bis an das Ende der Zeiten bei seiner Kirche bleiben werde, dieser heilige Geist war es, der bisher stets die Wahlen vorbereitete, die Gemüther lenkte und

alle Stimmen zur Erhebung des Würdigsten vereinte *).

7. Unglücklicher Weise begegneten Nicolaus von Anagni und der Tribun Mercurius, welche man mit dem Wahldecret an den Kaiser Ludwig gesandt hatte, unter Weges einem gewissen Arsenius. Dieser war Bischof von Gubbio; aber unter seinem bischöflichen Gewand schlug ein treuloses, verrätherisches Herz. Er suchte die beiden Abgeordneten zu bereden, den Benedikt, obgleich sie ihm schon gehuldigt hatten, zu verlassen, und an dem kaiserlichen Hofe, so viel sie könnten, zur Erhebung des Anastasius beizutragen, des nämlichen Anastasius, der im vorigen Jahre vom Pabste Leo seiner Würde war entsetzt, und mit dem Banne belegt worden. Der Bischof wie der Tribun ließen sich bethören, und als sie an dem Hofe des Kaisers ankamen, überreichten sie zwar ihre Schriften, erstatteten aber einen ganz falschen mündlichen Bericht, erschöpften sich in Lobeserhebungen auf den Anastasius, und versicherten, daß diesen die Wünsche vieler der edelsten und angesehensten Männer in Rom auf den

*) Dieß hörte freilich auf, als nachher einigemal die Freiheit der Wahl völlig verschwand, und blos rohe Gewalt und Ruchlosigkeit sich derselben bemächtigten, mithin der Pabst nicht auf canonischem Weg gewählt, sondern unter Frevel jeder Art der Kirche aufgezwungen ward. Bei solchen Besetzungen des apostolischen Stuhles war natürlich der Geist Gottes nicht. Aller Segen von Oben verschwand, senkte sich aber in desto reicherer Fülle auf die Kirche herab; so daß das, was menschlichen Ansichten nach, ein Werkzeug ihrer Zerstörung hätte werden können, nun ein Keim höherer Kraft und höhern Lebens für sie ward. Doch davon ein Näheres und Umständlicheres, wenn wir bei dieser traurigen, jetzt nicht mehr sehr fernen Periode wirklich angelangt seyn werden.

päbstlichen Stuhl riefen. Der Kaiser konnte nicht anders glauben, als daß bei der letzten Wahl eine große Spaltung die Wählenden getrennt habe, daher auch Benedikt blos von einer Parthei, und nichts weniger als auf canonischem Wege könnte erwählt worden seyn. Seinen beiden Gesandten, die dieser Angelegenheit wegen sogleich nach Rom abgeschickt wurden, gab demnach Ludwig eine, auf jener falschen Voraussetzung beruhende Instruktion, und ermahnte sie, nach Kräften zu der Erhebung des Anastasius mitzuwirken. In der Meinung von einer bei der gegenwärtigen Pabstwahl in Rom herrschenden Spaltung mußte der Kaiser noch um so mehr bestärkt werden, da die römischen Abgeordneten, wegen persönlicher Sicherheit auf Ihrer Rückreise, sich von dem Monarchen ein bewaffnetes Geleit erbaten, und solches auch erhielten.

8. Bei ihrer Ankunft in Rom übergaben sie dem Pabste das kaiserliche Schreiben, und meldeten ihm zugleich, daß die kaiserlichen Bevollmächtigten ihnen auf dem Fuße folgten. Wirklich kamen diese auch schon am andern Tage nach Orta, einem ohngefähr vierzig römische Meilen von Rom entfernten Ort. Hier trafen sie den Arsenius nebst mehreren Anhängern des Anastasius an, und dem schalkhaften Bischofe gelang es abermals, auch die kaiserlichen Gesandten für die Parthei des Anastasius zu gewinnen. Sobald der Bischof von Anagni und der Tribun Mercurius vernahmen, daß die Grafen Adalbert und Bernhard, denn so hießen die beiden kaiserlichen Bevollmächtigten, Rom schon so nahe wären, eilten sie sogleich unter einer starken Begleitung nach Orta, und brachten überdieß noch zwei andere, von ihnen verführte römische Tribunen, Namens Gregor und Christoph mit. Nachdem sämmt-

iche Anhänger des Anastasius über ihr gemeinschaft-
iches Interesse mit den kaiserlichen Gesandten eine
Berathung gehalten, und in allem mit einander
übereingekommen waren, setzten sie ihren Weg nach Rom
ort. Unter Weges kamen noch zwei andere Bischö-
e, nämlich Rodualdo von Porto und Agatho von
Lodi, ihnen entgegen, und vereinigten sich mit ihrer
Parthei. — Als Pabst Benedikt hörte, daß kai-
erliche Bevollmächtigte sich Rom näherten, schickte
er ihnen ebenfalls einige der Vornehmsten des päbst-
ichen Hofes entgegen, die aber Anastasius, der von
einer Rotte schon als Pabst betrachtet ward, bin-
den und als Gefangene behandeln ließ. Drei an-
dere, gleich darauf eintreffende päbstliche Abgeordnete
hatten dasselbe Schicksal. Der aufrührerische Haufe,
die kaiserlichen Bevollmächtigten an seiner Spitze,
war indessen bis zur Kirche des heiligen Märtyrers
Leutius gekommen. Von hier aus sandten die Be-
vollmächtigten im Namen des Kaisers an die römi-
sche Geistlichkeit, den Senat und das Volk den Be-
fehl ihnen unverzüglich bis jenseits der Brücke Ponte-
Molle genannt, entgegen zu kommen. Diesem Be-
fehle ward Folge geleistet. In ziemlicher Unordnung
eilten die bestürzten Römer den kaiserlichen Beamten
entgegen. Aber noch höher stieg ihr Erstaunen, als
sie in der Leoninischen Stadt ankamen und nun sa-
hen, daß Anastasius sich schon der Hauptkirche be-
mächtigt hatte, und jede Art des Unfuges sich darin
erlaubte. Der verstorbene Pabst Leo hatte kurz vor
seinem Tode das Gemälde, welches das letzte von
ihm in Rom gehaltene Concilium, in welchem Ana-
stasius *) war abgesetzt und das Anathema ihm ge-

*) Anastasius war, wie wir oben schon bemerkt, Cardi-
nal-Priester gewesen. Cardinäle nannte man damals
in Rom die wirklichen Pfarren der Pfarreien, in

sprochen worden, vorstellte, über der Hauptthüre der Peterskirche aufstellen lassen. Dieses ward jetzt herunter genommen, in Stücken zerrissen und verbrannt. An der Spitze einer bewaffneten Schaar, zog Anastasius in Rom ein, und begab sich sogleich mit seinem ganzen Gesindel nach dem Lateran. Als Benedikt hörte, daß Anastasius und dessen Anhang gegen den Palast anrückten, bestieg er in vollem Ornat den päbstlichen Thron. In dieser würdevollen Haltung wollte er den Eindringenden erwarten. Aber längst schon war alles Gefühl des Heiligen, des Ehrwürdigen, und selbst des Anständigen in der Brust des Anastasius erloschen. Auf seinen Befehl ward Benedikt durch den Bischof Romanus von Bagni von dem Throne herabgerissen, unter den größten Mißhandlungen, sogar unter Schlägen und Stößen, der päbstlichen Kleidung beraubt, und hierauf dem Johannes und Adrian, zwei ihrer Verbrechen wegen vom Paste Leo abgesetzten Cardinal-Priestern zur Bewachung übergeben.

9. Ganz Rom gerieth jetzt in die größte Bestürzung. Man hörte nichts als Angstgeschrei und Verwünschungen gegen die Verräther und Ruhestörer. Bischöfe, Geistliche und viele vom Volke schlugen an ihre Brust, und flohen zu den Altären, um dort Schutz von Oben zu erflehen. Aber bald faßten die Bischöfe auf das Neue wieder Muth, und machten sich gegenseitig das heilige Versprechen, daß

---

welche die Stadt vertheilt war. Cardinal-Diacone wurden jene genannt, welche wirkliche Vorsteher der in Rom errichteten Hospitäler waren. Sie standen in sehr großem Ansehen, und waren die Vornehmsten der römischen Clerisei. [Murat. Antiquitat. Italic. Dissert. 62.]

ier von ihnen den Anastasius, was auch immer
Feinde Gottes und der Kirche unternehmen möch-
, als rechtmäßigen Pabst anerkennen wolle. Am
genden Tage, welches ein Sonntag war, versam-
ten sämmtliche, in Rom anwesende Bischöfe, denn
wenige von ihnen hatten durch Treulosigkeit ih-
bischöflichen Charakter befleckt, sammt dem größ-
Theile der Geistlichkeit und einer Menge Volks
in der St. Aemilianskirche. In zahlreicher,
waffneter Begleitung kamen bald darauf die Be-
lmächtigten des Kaisers dahin. Sie drangen bis
den Chor, wo die Bischöfe mit den Geistlichen
en und Psalmen sangen, zogen ihre Schwerter,
vangen ihre Wurfspieße, und riefen mit drohen-
Stimme den Bischöfen zu: „ergebt euch und
nnet den Anastasius für euern rechtmäßigen
bst!" Aber einstimmig erklärte der ganze, in der
che versammelte, hohe und niedere Clerus, daß
nie einen, von dem Pabst und einem ganzen,
lreichen Concilium Excommunicirten und Anathe-
tisirten zum Oberhaupt der Kirche annehmen
de; im Gegentheil, fügten noch die Bischöfe hinzu,
ießen wir ihn auf das Neue aus jeder kirchlichen
meinschaft wie Gesellschaft aus. Als die kaiser-
en Beamten diese Festigkeit der Bischöfe sahen,
ten sie voll Zorn in eine Seitenkapelle, um dort
gestörter sich mit einander berathen zu können.
ch kurzer Berathung zwangen sie die Bischöfe von
ta und Albi zu ihnen in die Kapelle zu kommen.
fänglich suchten sie durch Versprechungen und
hmeicheleien die beiden Bischöfe zu gewinnen; als
nicht fruchtete, brachen sie in furchtbare Dro-
igen aus; sie möchten wohl bedenken, riefen sie
Bischöfen zu, was sie jetzt thun wollten; denn
e Köpfe stünden auf dem Spiele, wenn Anasta-
nicht unverzüglich Pabst würde. Aber auch

diese Drohung machte keinen Eindruck. Sie würden, erwiederten die Bischöfe, sich lieber in Stücken zerreissen lassen, als solchen Frevel begehen; und voll apostolischen Eifers redeten sie nun selbst in sehr ernsten und harten Worten mit den beiden fränkischen Herren, stellten ihnen die Gottlosigkeit ihres Betragens vor, und bedroheten sie mit Gottes unausbleiblichen Strafgerichten, wenn sie noch länger fortfahren würden, die Kirche zu verwirren, zu ängstigen, und alle göttliche und weltliche Gesetze gleichsam mit Füßen zu treten. Diese kurze, aber flammende Strafpredigt blieb nicht ohne Wirkung. Die Franken, um von den italienischen Bischöfen nicht verstanden zu werden, sprachen einige Augenblicke in ihrer Muttersprache mit einander, zeigten sich aber viel ruhiger und vernünftiger als bisher, und verließen gleich darauf mit ihrem ganzen Gefolge die Kirche.

10. Am nächsten Dienstag, also zwei Tage darauf versammelten sich abermals die Bischöfe mit ihrer Geistlichkeit und vielem Volke in der großen Kirche des Laterans. Unaufhörlich rief jetzt das dort versammelte Volk mit lauter Stimme: „Wir wollen keinen andern Pabst, als den von Gott geliebten Benedikt. Es ist der rechtmäßige Pabst, und nach ihm verlangen wir alle.“ — Die kaiserlichen Bevollmächtigten, welche ebenfalls gegenwärtig waren, erstaunten über diese seltene Einigkeit zwischen der Geistlichkeit und allen Ständen des römischen Volkes, und obgleich sie nun daran verzweifelten, den Anastasius der römischen Kirche je als Pabst aufdringen zu können, so wollten sie doch noch einen, und zwar den letzten Versuch machen. Sie beriefen demnach die anwesenden Bischöfe und noch einige andere aus der Geistlichkeit zu einer besondern

erathung in einem sehr geräumigen Saal des La
rans. Heftig ward hier von beiden Seiten mit
Worten gestritten. Endlich siegten die Gerechtigkeit
nd die Heiligkeit der Sache der Bischöfe. Die
ranken gaben nach und sagten den Bischöfen, sie
öchten nun den nehmen, den sie gewählt, und in
e Kirche, in welche sie wollten, ihn führen. Sie
ürden einstweilen dafür sorgen, daß derjenige, von
lchem sie sagten, daß er excommunicirt sey, au-
nblicklich den Palast wieder verlasse. Beharren
r aber, setzten die Franken hinzu, doch noch drei
ge in anhaltendem, mit strengem Fasten verbun-
nen Gebete, und thun wir hierauf, was Gott
s zu thun alsdann eingeben wird. Aber die Bi-
öfe bestanden darauf, daß vor Allem der Excom-
nicirte den Lateran räumen müsse. Die Bevoll-
ächtigten willigten ein; und auf der Stelle ward
n Anastasius, mit Schmach und Verwünschungen
deckt, wieder aus dem Palaste gejagt. — Sämmt-
he Bischöfe begaben sich hierauf nach der Kirche,
welcher man den Pabst diese Tage über in Haft
halten hatte. Benedikts Leiden hatten jetzt ein
nde. Das Pferd, dessen sich der verstorbene Pabst
stets zu bedienen pflegte, ward herbeigeführt, und
nedikt auf demselben in Begleitung der gesamm-
römischen Clerisei in die Kirche Maria Mag-
re geführt. Wirklich verweilten nun hier der
bst und die Bischöfe drei Tage lang bei strengem
sten in anhaltendem Gebete. Anastasius ganzer
hang hatte sich indessen zerstreut. Die Mehrsten
von kamen zu dem Pabst in die Kirche, warfen
ihm zu Füßen, küßten dieselben, bekannten ihr
rbrechen und fleheten um Verzeihung. Benedikt
pfing sie mit offnen Armen, drückte sie an seine
ust, und suchte durch freundliche Worte sie zu trö-
n und zu beruhigen. Auch die Bevollmächtigten

des Kaisers erschienen wieder in der Kirche. Aber ihre Sprache und ihr Ton waren jetzt ganz anders, als sie bisher gewesen. Mit großer Ehrfurcht näherten sie sich dem Pabste, und unter allen äußern Merkmalen der größten Ehrerbietung sprachen sie lange Zeit mit ihm in Geheim. Als es nun offenbar war, daß überall die vollkommenste Einigkeit herrschte, und weder unter der Geistlichkeit, noch unter dem römischen Volk auch nur die mindeste Spur einer Spaltung sich kund gebe, führten die Bischöfe den Pabst in feierlicher Procession, und in Begleitung eines zahllosen, bald laut jubelnden, bald Hymnen und Psalmen singenden Volkes, nach dem Lateran, wo man ihn auf den päbstlichen Thron setzte, und ganz Rom ihm zum zweiten Male seine Huldigung darbrachte. Mit der feierlichen Einweihung ward nun nicht länger gezögert, und Benedikt III. gleich am nächsten darauf folgenden Sonntag, am 1. Septbr. des Jahres 855. in der Peterskirche in Gegenwart der kaiserlichen Bevollmächtigten consecrirt.

XVIII.

1. Fabel von der Johanna, die als Pabst unmittelbar auf Leo IV. gefolgt seyn soll. — — Wir würden dieser, nichts als Verachtung verdienenden Erbärmlichkeit, dieser albernsten und abgeschmacktesten aller Fabeleien, die Bosheit und Dummheit je noch auszubrüten im Stande waren, und die selbst gelehrte und ungelehrte Protestanten, ja sogar heftige Gegner unserer Kirche längst schon als eine, blos von Unverstand und der pöbelhaftesten Gemeinheit ausgeheckte, schmuzzige Fabel mit Verachtung verwerfen, gewiß auch

icht mit einer Sylbe erwähnen, hätte nicht in un
rn Tagen, und zwar erst vor etlichen Jahren, der
nst so verständige, und oft mit vielem Scharfsinn
mbinirende Herr Professor Luden den ganz eige
n genialischen Gedanken gehabt, diese längst abge
oschene, und wie man hätte glauben sollen, unter
m Schutt und Auskehricht aller nur gedenkbaren
storischen Faseleien tief begrabene Lüge wieder in
e Geschichte einzuführen, und in allem Ernste sie
s eine wirkliche historische Thatsache darzustellen
h bemühet. Furchtbar ist die Herrschaft, die das
orurtheil, besonders wenn mit der Muttermilch
ngesaugt, auch selbst über die geistvollsten Män
r ausübt. Gegen diese Herrschaft sträubt sich zwar
fänglich der Verstand, und zwar um so mehr,
enn er sich einer gewissen höhern geistigen Entwi
lung seiner Kräfte bewußt ist; indessen wird er
wöhnlich des Kampfes bald müde; gibt sich ge
ngen, und um Beschämung sich zu ersparen, sucht
dann, wie bei Herrn Professor Luden, in dem
chtesten, unhaltbarsten Raisonnement eine Recht
tigung seiner Unmündigkeit und Schwäche *).

2. Obgleich die Erfinder, oder vielmehr Ver
eiter dieser Misere in Namen, Zeit und Ortsbe
mmung völlig von einander abweichen, ja selbst
f dem breiten Wege der Wahrscheinlichkeit, den
ch jeder, auch noch so schlechte Romanschreiber

*) Die Gründe, worauf Herr Professor Luden seine sonderbare Behauptung zu stützen sucht, können unsere Leser, wenn sie wollen, in dem Buche desselben B. 6. (in einer der am Ende angeführten Noten) selbst nachsehen. Wir übergehen sie hier mit Stillschweigen, weil wir überzeugt sind, daß eine Erwähnung und nähere Auseinandersetzung derselben unmöglich in dem Interesse des übrigens höchst achtungswürdigen Gelehrten liegen könne.

gewöhnlich zu finden weiß; nicht einmal mit einander gleichen Schritt halten; so ergibt sich doch aus einer Zusammenstellung der verschiedenen Erzählungen ungefähr folgende Posse. Ein Priester in England hatte ein junges Mädchen erzogen, war aber nachher, weil von ihren Reitzen gefesselt und geblendet, in leidenschaftliche Liebe gegen sie entbrannt. Die junge Schöne war nichts weniger als grausam, fühlte daher auch bald unter ihrem Herzen die Frucht gegenseitiger Liebe, verließ deswegen ihr Vaterland, ging nach Mainz, und gebar dort gleich nach ihrer Ankunft eine Tochter, die den Namen Gilberte *) erhielt. Dieses Kind hatte ganz ungewöhnliche geistige Anlagen. Schon in seinen frühesten Jahren (vielleicht gar schon als kaum lallender Säugling) zeigte es eine außerordentliche Liebe zu den Wissenschaften. Die Mutter, wahrscheinlich eine höchst verständige, vielleicht auch selbst sehr gelehrte Frau, gab daher ihrer Tochter eine, deren Neigung entsprechende Erziehung, und so ward nun Gilberte schon in wenigen Jahren ein wahres, lebendiges gelehrtes Trivium. Um ihrer leidenschaftlichen Liebe zu den Wissenschaften sich ungestört ergeben zu können, entschloß sie sich zu dem klösterlichen Leben, und kam, als Mann verkleidet, in das, seiner vielen gelehrten Bewohner wegen, damals in großem Ruf stehende Kloster zu Fulda. Hier ward nun, wie es

*) Schon im Namen ist man nicht einig. Einige nennen sie Gilberte, Andere wieder bald Agnes, bald Isabella, Margaretha und Dorothea. Eben so große Verschiedenheit herrscht auch in Ansehung des Landes, welchem die Ehre gebührt, diese ausgezeichnete Frau, wie Herr Professor Luden sie nennt, hervorgebracht zu haben. Die Einen sagen, sie hätte in England, die Andern in Deutschland das Licht der Welt zum erstenmal erblickt.

sich von selbst versteht; Tag und Nacht studirt. Aber je mehr Gilberte an Gelehrsamkeit zunahm, je höher stieg in ihr der Wunsch, noch ungleich gelehrter zu werden. Sie verließ also nach einiger Zeit wieder Fulda, und ging nach Athen, um an der dortigen berühmten Schule, und in den geweihten Schatten, wo einst die Platone und Socratesse wandelten und philosophirten, ihren sie verzehrenden Heißhunger nach Wissenschaft, an den lebendigen Quellen derselben zu befriedigen. Unter den großen Männern (!) Theologen und Philosophen, die sie in Athen als ihre Lehrer verehrte, machte sie ganz ungeheure Fortschritte, so daß Gilberte, wie es sich nun auch gar nicht fehlen konnte, in etlichen Jahren ein wahres monstrum eruditionis ward. Aber nun wurden Gilberten auch die Mauern Athens viel zu enge. Ihr Geist und ihre Gelehrsamkeit bedurften eines weit größern, ihrer würdigern Schauplatzes. Um also ihr Licht vor der ganzen Welt leuchten zu lassen, begab sie sich in die Hauptstadt der Christenheit, nach Rom. Hier errichtete sie einen eigenen Lehrstuhl, und sah gleich einem zweiten Gamaliel, in kurzer Zeit eine zahllose Menge, ihre stupende Gelehrsamkeit anstaunender Schüler zu ihren Füßen. Keiner von Roms gelehrtesten Männern war mit ihr zu vergleichen. Die speculative Theologie hatte sie vorzüglich zu einem Gegenstand ihres wissenschaftlichen Strebens gemacht, und da sie in einem eben so eminenten Grade die Disputirkunst besaß, so ging sie aus jedem gelehrten Kampfe als Siegerin hervor, und gegen die Waffen ihrer Dialektik waren jene der größten römischen Theologen nur alte verrostete Degen. Wie es kam, daß der große Pabst Leo IV., der doch jedes Verdienst, wie verborgen es auch seyn mochte, hervorzuziehen und auszuzeichnen wußte, von diesem Ausbunde von Gelehrsamkeit keine

Notiz nahm, ja wie es scheint, nie etwas davon gehört hatte; darüber geben uns Gilbertens verschiedene Biographen keinen Aufschluß; genug, daß außer dem Pabste, der allein eine unselige Ausnahme machte, alles Uebrige, was in Rom groß und vornehm war, das gelehrte Wunder anstaunte, und einen solchen überaus großen Respekt dafür hatte, daß als der so eben erwähnte heilige Pabst gestorben war, die Stimmen aller anwesenden Bischöfe, aller Cardinalpriester und Cardinaldiacone, der gesammten Clerisei, des Adels und aller Zünfte des Volkes sich dahin vereinten, einen Pabst und römischen Bischof von dem Kloster zu Fulda, oder von der hohen Schule in Athen zu postuliren, und da die Sache nicht fehlen konnte, einstweilen auf der Stelle dem wunderbar gelehrten fuldaischen oder athenischen Fremdling die päbstliche Würde zu übertragen. Unter dem Namen Johann VIII. bestieg also Gilberte den Stuhl des heiligen Petrus, und regierte von jetzt an, zur größten Erbauung der magdeburger Centurionen, und wie es scheint, auch des Herrn Professor Luden, mit ganz enormer oder auch abnormer Gelehrsamkeit, zwei Jahre und fünf Monate lang, die Kirche des Sohnes Gottes. — Aber endlich sollte doch einmal an das Licht kommen, was bisher vor den Augen der ganzen Welt verborgen war. Die Päbstin, obgleich der Lenz wie der Sommer ihres Lebens schon vorüber seyn mußten, hatte dennoch mit einem ihrer Diener einen geheimen Liebeshandel, ward von demselben schwanger, und da sie sich in der Zeit ihrer Schwangerschaft sehr stark verrechnete, so wohnte sie noch einer feierlichen Prozession bei, da doch der Augenblick ihrer Entbindung schon ganz nahe war. Während der Feierlichkeit überfielen sie daher nun auf einmal Geburtsschmerzen. Sie flüchtete in die nächstgele-

ie Kirche, brachte ein Kind zur Welt und starb
der Stelle *).

3. Gewiß wird keinem unserer Leser je noch
e Erzählung, eine Erdichtung oder irgend ein
ährchen zu Ohren gekommen seyn, das eine so ge-
in alberne, durchaus wahrhaft fratzenartige Phy-
gnomie gehabt hätte, als diese Erzählung von ei-
Päbstin. Das einzige Bemerkenswerthe daran ist
darin zusammengetragene Haufe von Absurdi-
en, offenbaren Unmöglichkeiten und auffallenden
dersprüchen, wovon beinahe jede Zeile vom An-
ge bis zum Ende strozt. Die Zeit, um welche
se historische Mißgeburt zur Welt gebracht ward,
t sich nicht angeben. Gewiß ist es jedoch, daß
n vor Ende des 13. Jahrhunderts nirgends auch
r die mindeste Spur davon findet. Aber eben
gewiß möchte es auch seyn, daß man diese Zotte
ht auf die Rechnung der Protestanten setzen darf **).
jeder Zeit und in jedem Jahrhundert gab es
n der Kirche getrennte Partheien, mithin Gegner
römischen Stuhles, der ihnen besonders deswe-
n stets so verhaßt seyn mußte, weil gerade an
sem von der Allmacht Hand eingesenkten Felsen,

*) Ob das Kind ein Knabe oder Mädchen war, und was nachher aus ihm geworden ist; darüber verlautet nichts. Lassen wir es also ebenfalls gleich sterben, und mit Gilberte, oder der Päbstin Johanna begraben werden; denn ohnehin ruhet ein Kind nirgends süßer, als an der Brust seiner Mutter.

) Pagi überläßt die Ehre der Erfindung den Waldensischen Ketzern. Dieß ist sehr wahrscheinlich; obgleich Pabst Benedikt XIV. (De serv. Dei Beatif.**) vermuthlich von Holstenius irre geleitet, sie den Protestanten zuschreibt.

den weder die heftigsten Stürme, noch die vereinten Mächte der Finsterniß zu erschüttern vermögen, ihr Unmuth, ihr Zorn und alle ihre aufgeregten Leidenschaften zu jeder Zeit, gleich Unrath ausschäumenden Wellen, kraftlos sich brechen sollten. Das Einzige, was man den Protestanten mit Recht nachsagen kann, ist blos, daß sie das so unverständige zusammengelogene Geschichtchen, obgleich nur eine Zeit lang, so recht con amore nachzubeten und nachzusingen sich den Spaß machten. — — Prüfen wir indessen jetzt alle die ältern und ältesten Zeugnisse, worauf vorzüglich sich jene berufen, die — jedoch gewiß nicht aus Beschränktheit, denn dieß ist offenbar unmöglich — sondern blos aus einem unwiderstehlichen Triebe, von dem römischen Stuhle etwas Schmähliches zu erzählen, die Päbstin Johanna als ein wirkliches historisches Faktum betrachtet wissen möchten.

4. Der älteste Geschichtschreiber, auf den man sich beruft, ist (hört, hört!) der berühmte Bibliothekar Anastasius selbst. Ein Parlamentsrath von Paris entdeckte gegen das Ende des 16. Jahrhunderts einen Codex von Anastasius *), der folgende Geschichte enthielt: „Nach diesem Leo (IV.) „saß Johannes Anglicus, ein Mainzer von

*) Diesen Codex gab der Parlamentsrath, der ihn gefunden, oder gefunden haben wollte, dem Claude Saumaise, einem französischen, damals sehr berühmten calvinischen Gelehrten, der ihn auch sogleich bekannt machte. Saumaise war einige Zeit Professor zu Leiden gewesen; ging aber nachher in seine Heimath zurück, wo er eine Menge Schriften verfertigte, die anfänglich sehr geschätzt wurden, aber ein paar Generationen nachher in Frankreich schon wieder in völliger Vergessenheit begraben waren.

burt, zwei Jahre, einen Monat und vier Tage
d starb in Rom, worauf das Bisthum einen
onat lang erledigt blieb. Dieser (nämlich Jo-
nnes Anglicus) war, wie man sagt, eine
eibsperson, die in jüngeren Jahren von ihrem
bhaber in Mannskleidern nach Athen gebracht
rde, wo sie in allen Wissenschaften solche Fort-
ritte machte, daß nirgends ihres Gleichen ge-
den ward; so daß, als sie nachher in Rom
Magister der schönen Wissenschaften öffentlich
s, die gelehrtesten Männer ihre Schüler und
hörer wurden. Da sie nun wegen ihrer über-
. großen Gelehrsamkeit in der ganzen Stadt
dem größten Ansehen stand, ward sie einmüthig
n Pabste gewählt. Während der Zeit ihrer
gierung ward sie aber von einem ihrer Diener
wanger, und da sie die Zeit ihrer Entbindung
h nicht so nahe glaubte, ward sie, als sie mit
er Procession von St. Peter nach dem Late-
ziehen wollte, plötzlich von Geburtsschmerzen
rfallen, worauf sie wirklich gebar, aber gleich
her starb, und wie man sagt, auch allda
raben ward." — So lautet dieses Zeugniß;
Schade, daß man es blos in wenigen, weit
rn und in keinem der ältesten Codices des Ana-
as findet. Muratori hat es sorgfältig gesucht,
nur in zwei Codices aus dem fünfzehn-
Jahrhundert gefunden. In dem Text des
stasius, welchen Muratori aus uralten mailän-
en Handschriften seinem Werke einverleibte, fin-
sich auch nicht eine Sylbe davon. Es ist da-
nur allzu klar, daß jene Stelle blos ein, durch
hung in einigen Codices eingeschobener Zusatz
welches auch sogar Le Bret, dem es doch ge-
an einem reichen Vorrath von Vorurtheilen
n den römischen Stuhl nicht gebricht, ganz un-

unumwunden eingesteht. Zudem ist auch die ganze, dem Anastasius zugeschriebene Erzählung schon an und für sich die beste Widerlegung derselben. Würde wohl ein gleichzeitiger Geschichtschreiber, wie Anastasius, bei einem so merkwürdigen Ereigniß sich einigemal des Ausdruckes: „man sagt“ haben bedienen dürfen oder bedienen wollen? — Magister der schönen Künste ist ebenfalls eine Benennung, die man erst ein paar hundert Jahre nachher öffentlichen Lehrern gab. Eben so ist Coliseum ein weit späteres italiänisches Wort; und sicher würde Anastasius das berühmte Amphitheater gerade so genannt haben, wie man es damals allgemein zu nennen pflegte, nämlich Colossäum. Endlich wohnten die Päbste in jener Zeit schon längst nicht mehr in dem Palaste des Vatikans; sondern in jenem des Laterans; die Prozession hätte demnach auch nicht aus der St. Peterskirche nach dem Lateran ausgehen können. Aber das Allerpossirlichste in dieser Erzählung des Anastasius, wie überhaupt in der ganzen Geschichte, ist unstreitig die berühmte hohe Schule zu Athen. Wäre Gilberte, bevor sie Pabst ward, eine ausgezeichnet geschickte Stickerin, oder Leinen- oder Seidenspinnerin gewesen; so fänden wir es ganz natürlich, daß sie, um solche Talente auszubilden, nach Athen gegangen wäre. Um aber ein weltberühmter Magister der schönen Künste zu werden, dazu war Athen, wo es damals vielleicht kaum noch erträgliche, gemeine Bürgerschulen gab, wahrhaftig nicht der Ort. Seit der Einwanderung mehrerer barbarischer Völkerstämme, besonders der Slaven und Bulgaren im achten Jahrhundert, war alle wissenschaftliche Cultur im Lande erloschen, und die Thätigkeiten der Griechen, deren Blut sich indessen immer mehr und mehr mit jenem der Barbaren vermischt hatte, beschränkte sich jetzt

ausschließlich auf Handel und Manufakturen, und da stand wirklich, jedoch nicht seiner großen Philosophen, Redner und Dichter wegen, sondern blos wegen seiner herrlichen Goldstickereien, feinen Leinen-, Wollen- und Seidenspinnereien, Athen, wie noch mehrere andere Städte Griechenlands nicht nur im Morgenlande, sondern auch in den südlichen Ländern Europens in großem und wohlverdientem Rufe; wovon man aber doch wahrscheinlich in Mainz, wie im Kloster zu Fulda damals noch wenig gewußt haben mag. Wer Contreband-Waaren unter dem Mantel der Geschichte einschmuggeln, das heißt, wer sie verfälschen, und mit Unwahrheiten ihre Blätter besudeln will, der darf zwar ein boshafter, aber ja nicht ganz dummer und unwissender Lügner seyn. — Gehen wir jetzt zu den übrigen Geschichtschreibern über, auf deren Zeugniß die Freunde einer Päbstin Johanna sich noch weiter berufen.

5. Der erste von diesen Zeugen ist Marianus, der Schottländer genannt. Er blühete in der Hälfte des eilften Jahrhunderts, und war Mönch in dem Kloster von Fulda. In seiner, jedoch erst im Jahre 1583 in Frankfurt zum ersten male in Druck erschienenen Chronik sagt er, oder vielmehr läßt man ihn sagen: „Leo Papa obiit Kal. Aug. Huic successit Joanna Mulier annis duobus, mensibus quinque, diebus quatuor.“ Zum Glücke erleichterte der Betrüger selbst die Entdeckung seines Betruges; denn er ließ die Stelle unabgeändert stehen, in welcher Marianus den Benedikt als den unmittelbaren Nachfolger des Leo bezeichnet, ohne zwischen beiden ein, auch noch so enges und schmales Plätzchen für eine Johanna zu lassen. Le Bret gesteht ebenfalls wieder ein, daß es eine erst nachher eingeschaltete Glosse sey. —

Aus dem zwölften Jahrhundert hat man den Sigebert, welcher ebenfalls in seiner Chronik von einer Päbstin Johanna Erwähnung gemacht haben soll. Dieser Sigebert war Abt von Gemblours. In dem Kloster ward demnach die Urschrift seiner Chronik aufbewahrt, und nun findet sich weder in dieser, noch in allen ältern Abschriften auch ein Wörtchen von einer Päbstin. Eben so verhält es sich mit Otto von Freisingen. Nur in wenigen später verfertigten Abschriften, aber in keiner einzigen der ältern und ältesten befindet sich ein solcher Zusatz; daher auch schon Eccard (Comment. Franc. Orient.) sagte: „Volve et revolve Chronicòn Ottonis, Episcopi Frisingensis et nihil de Papissa in eo invenies.“ *) — Gleiches Bewandniß hat es auch mit dem Martinus Polonus **), einem Geschicht- oder Chronikschreiber aus dem dreizehnten Jahrhundert. In allen alten Abschriften seiner Chronik findet man kein Wort von einer solchen Begebenheit. Man berief sich einmal steif und fest auf einen alten, auf Pergament geschriebenen, und in der Corsinischen Bibliothek vorhandenen Codex des Martinus. Man suchte sogleich nach, fand jedoch nichts davon darin; und abermals nichts auch in einem noch weit älteren

*) Le Bret sagt, daß auf der damals Herzoglichen Würtembergischen Bibliothek ein alter Codex des Otto vorhanden gewesen. Er habe die Stelle von einer papissa darin gesucht, aber nichts davon gefunden. Gleiches Resultat habe auch sein Nachsuchen in einem sehr guten Codex von Roberto Monacho gehabt; in diesem sey ebenfalls keine Sylbe davon gestanden.

**) Martinus Polonus war aus dem Orden der Prediger-Mönche, und stand als Pönitentiarius in den Diensten Clemens IV.

Codex, den der gelehrte Pabst Benedikt XIV. darüber zu Rath zog. — Aus allem diesem ergibt sich, daß man vor dem Ende des dreizehnten Jahrhunderts nichts von der albernen Fabel wußte, und sie erst nach dieser Zeit in die Handschriften älterer Chroniken einschaltete, und auf diese Weise in der Welt zu verbreiten suchte. — Daß von jetzt an die Zeugnisse dafür sich häufen mußten, ist leicht zu begreifen. So wie man sich heute zu Tage gewöhnlich der neuesten Ausgaben bedient, eben so machte man es damals auch mit den neuesten Abschriften alter Chroniken, und da die Geschichtschreiber sie nicht mit den ältern, die sie nicht bei der Hand hatten, vergleichen konnten; so waren sie auch außer Stand gesetzt, die Unächtheit und Falschheit jenes, später in dieselben eingeschalteten Zusatzes zu entdecken; und so schrieb nun immer Einer dem Andern treulich nach. Freilich ward nach der unseligen Kirchentrennung das Geklatsch von einer Päbstin Johanna erst recht laut. Man fand einen eigenen Genuß darin, das Geschichtchen recht oft wiederholen zu können, besonders jene protestantischen Gelehrten, die, wie z. B. die Magdeburger Centurionen, sobald sie von unserer heiligen Kirche und ihren erhabenen Institutionen, die sie gar nicht kennen, und deren hohen Sinn ihre lahme Phantasie gar nicht zu fassen vermag, zu reden sich erkühnen, stets vorher ihre Feder in Gift und Galle zu tauchen pflegen. Aber endlich siegte doch der gesunde Menschenverstand; und nicht nur sehr bedeutende protestantische Schriftsteller, sondern auch jeder nur einigermaßen unterrichtete Protestant, betrachten längst schon das dumm boshafte Geschichtchen blos als eine schmutzige, jeden Gebildeten anekelnde Zotte. Nichts war übrigens dabei noch ungeschickter und unvernünftiger gewählt, als gerade die Zeit der Einreihung

jenes päbstlichen Phantoms zwischen den Päbsten Leo IV. und Benedikt III *). Von der **unmittelbaren** Nachfolge des Letztern auf den Erstern hat man so viele überzeugende Beweise, daß gar nicht daran gezweifelt werden kann. Anastasius sagt zwar nicht, wie lange der päbstliche Stuhl nach Leo's Tod erledigt geblieben; aber Cennius, der im zwölften Jahrhundert Kämmerling der römischen Kirche war, bestimmt diese Zeit auf 6 Tage. Zudem ergibt sich schon von selbst aus der Erzählung des Anastasius, daß das Interregnum nur von äußerst kurzer Dauer müsse gewesen seyn. „Als Leo gestorben war," sagt Anastasius, „versammelten sich „**gleich darauf** die Geistlichkeit, der Adel, der „Senat und das römische Volk, um zu dem Allmächtigen zu flehen, daß er ihnen denjenigen zu erkennen geben möge, welcher auf den apostolischen „Stuhl erhoben zu werden verdiene, worauf wie „durch höhere Inspiration Benedikt einstimmig zum „Pabste erwählt ward." — Ein noch schlagender Beweis für die unmittelbare Folge Benedikts auf Leo ist ein Brief Hincmars an den Pabst Nicolaus I.; in welchem der Erzbischof sagt, Boten, von ihm gesandt, hätten ein Schreiben von ihm dem Pabste Leo überbringen sollen; da dieser aber, während jene unter Weges gewesen, gestorben sey, hätten sie es dessen Nachfolger, dem Pabst Benedikt

*) Dieser grobe Mißgriff ward von Mehrern sehr wohl gefühlt, und daher auf allerlei Auskunftmittel gedacht. Einige, um doch in etwas nachzuhelfen, beschränkten daher die Regierungszeit der Päbstin blos auf ein einziges Jahr. Andere wieder gaben erst das Jahr 804 an, in welchem Gilberte ihr großes Kunststück sich in einen Pabst zu verwandeln gespielt haben soll. — Nie und zu keiner Zeit wird die Lüge mit sich selbst eins werden können.

überreicht *). — Ferner schreibt Hincmar, die Be-

*) Die Gründe, wodurch Herr Professor Luden diesen Beweis zu entkräften sucht, sind so fein ausgedacht, und von einer so ganz eigenen Art, daß sie wirklich nachgelesen zu werden verdienen. Denjenigen unserer Leser, welche das Buch zur Hand haben, empfehlen wir, sich dieses Vergnügen nicht zu versagen. Indessen können wir nicht umhin, wenigstens hier einstweilen eine kleine Probe von des Herrn Professors sonderbaren, aber gewiß diesmal nicht sehr siegreichen Logik zu geben. Hincmar schickte dem Pabste Nicolaus die Abschrift einer von Benedikt unterzeichneten Urkunde. Da er jedoch wohl fühlte, daß es geziemend gewesen wäre, die Originalurkunde dem Pabste zu schicken; so sagt er zu seiner Entschuldigung, er habe befürchtet, es möchte derselben unter Weges irgend ein Unfall zustoßen. Diese Besorgniß war gewiß, besonders in jenen Zeiten nicht ungegründet, und mußte den Erzbischof um so mehr beunruhigen, da ihm an der Urkunde, welche die Bestätigung des Conciliums von Soissons betraf, wovon in der Folge noch die Rede seyn wird, ganz ungemein viel gelegen war. Aber welche scharfsinnige Exegese macht nicht jetzt der Herr Professor über dieses Nichtschicken der Originalurkunde! Seines Erachtens nach konnte Hincmar nicht befürchten, daß die Urkunde verloren ging; denn, sagt er, es wurden ja so viele Urkunden versandt. *(Ganz richtig; aber wenn auch unter tausend nur eine verloren ging, welches gewiss geschah; so war die Besorgniss des Erzbischofs, dem, wie gesagt, an der Urkunde unendlich viel gelegen war, eben so natürlich als gegründet).* Der Herr Professor findet es also möglich, oder vielmehr, wie es wenigstens das Ansehn hat, sehr wahrscheinlich, daß die Urkunde nicht vom Pabste Benedikt, sondern von der Päbstin Johanna unterzeichnet war, und Hincmar blos deswegen sie nicht schickte, weil, wenn sie in andere Hände fiel, uneingeweihte Augen an der Unterschrift Anstoß nehmen konnten. — Wir enthalten uns jeder fernern Bemerkung, deren sich gewiß von selbst eine Menge unsern Lesern aufdrängen wird. —

stätigung des Conciliums von Soissons sey in dem nämlichen Jahre, in welchem Leo gestorben, durch den Pabst Benedikt erfolgt. — Würde endlich der heftige Patriarch Photius von Constantinopel, der doch ein Zeitgenosse der Päbstin Johanna hätte seyn müssen, unter den vielen Bitterkeiten, die er dem römischen Stuhle sagte, nicht auch ganz gewiß der schmachvollen Entehrung desselben durch ein Weib einige Erwähnung gemacht haben? Und eben so wenig läßt es sich denken, daß Pabst Leo IX. es gewagt haben würde, dem Patriarchen Michael von Constantinopel den Vorwurf zu machen, daß Verschnittene sogar schon einmal ein Weib auf den Patriarchenstuhl erhoben hätten, wenn man diesen Vorwurf mit der Erinnerung an eine ähnliche schmachvolle Herabwürdigung des römischen Stuhls durch ein, in einen Mann verkleidetes Weib, zu erwiedern im Stand gewesen wäre. — — Es ist fürwahr nicht wenig peinlich, ja schmerzhaft, eine kostbare Zeit vergeuden zu müssen, um eine Sache zu widerlegen, deren völligen Ungrund und Gemeinheit schon so viele der ehrwürdigsten und gelehrtesten Männer als Benedikt XIV., die Cardinäle Bellarmin und Baronius, Allatius, Ptolomäus von Luka, Grampi, Pagi, Labbe, Mabillon ꝛc. bis zur höchsten Evidenz dargethan haben, und die nun auch längst schon beinahe von allen protestantischen Gelehrten, wovon wir hier nur einen David Blondel, Christian von Boineburg *), Wagenseil, Launoy,

Es ist doch ein unerforschliches Ding um den Menschen. Nicht selten findet sich in ihm das Höchste und zugleich auch das Niedrigste beisammen. Ein Grund mehr, das Gefühl der Demuth in uns stets rege zu erhalten.

*) Einer der bedeutendsten protestantischen Gelehrten,

e Bret, Remer *) rc. nennen wollen; als eine
ur Verachtung verdienende Fabelei betrachtet ward.
— — Wer seine religiösen Ansichten und Meinun-
en blos durch grobe, die katholische Kirche und de-
en ehrwürdiges, höchstes Oberhaupt verunglimpfende
ügen und Schmähungen heben und stützen zu müs-
en glaubt, der ist wahrhaft zu bedauern. Offen-
ar ist ihm Religion nur Sache einer gewissen Par-
hei, blos ein auf kalten Begriffen eines eben so
alten, aber anmaßungsvollen Verstandes beruhen-
es Lehrsystem, trocken und finster, wie er selbst,
nd kalt wie Marmor, ohne Glut für das Herz,
hne Beseligung für den Geist, und ohne alle An-
nuth für Phantasie und kindliches Gemüth. Na-
ürlich bleibt ein Solcher dem Geiste der Religion
Jesu und unserer heiligen Kirche ewig fremd, haßt
ber eben deßwegen nur um so mehr alles Göttliche,
vas aus diesem in lebenden Gestalten sichtbar
ervortritt. Daher der nie ruhende Ingrimm, der
ie zu versöhnende Groll gegen den römischen Stuhl,
er aber, weil mit Ketten am Throne Gottes befe-
tiget, das kraftlose Treiben nur bemitleidet, nie da-
über zürnt.

---

der am Ende des 17. und im Anfange des 18. Jahr-
hunderts blühete.

*) Für diesen Fall gewiß ein höchst competenter Richter, dem es zwar nicht an Geschichtskenntniß, aber noch weit weniger an der Kunst und dem besten Willen gebricht, alle Dogmen und Institutionen unserer Kirche so zu entstellen, und mit einem solchen Nebel von eigenen Absurditäten und den gröbsten Unwahrheiten zu umgeben, daß es ihm hierin nicht leicht ein Anderer gleich thun wird. Demungeachtet zeugt er gegen das Mährchen von einer Päbstin.

XIX.

1.. Pabst Nicolaus I. — Nur zwei Jahre und einige Monate stand Benedikt III. unserer heiligen Kirche vor. Geschmückt mit allen höhern Tugenden, denen seine ungeheuchelte Demuth noch einen größern Glanz ertheilte, waren grenzenlose Sanftmuth und Milde der vorherrschende Zug seines liebenswürdigen Charakters. Aber in solchen Naturen ist der Verstand gewöhnlich nur der Spiegel ihres Herzens; denn dieses wird ohnehin nie von jenem, sondern jener von diesem gebildet. Strenge, strafende Maßregeln vertrugen sich demnach nicht mit Benedikts natürlicher, stets überfließender Milde. Liebe war ihm das einzige allgemeine Einigungsband, und nur von ihrer Hand geleitet, wollte er alles regeln, ordnen und schlichten. Mannigfaltig und verschieden bricht sich derselbe göttliche Strahl in den Heiligen und Auserwählten, und nach seiner unendlichen Weisheit und Allwissenheit schickt sie Gott in die Welt, und läßt sie säen, pflanzen, pflegen und arbeiten, aber jeden nach seiner ihm eigenthümlichen Weise, so wie das jedesmalige Bedürfniß der gefallenen Menschheit es erfodert. — Aber immer wilder und zügelloser ward jetzt die Zeit, immer frecher und gesetzloser die Uebermacht. Nirgends ward mehr ein anderes Recht, als blos jenes des Stärkern anerkannt. Alle Begriffe von Tugend und Sittlichkeit waren erloschen. Fruchtlos verhallte überall die Stimme der Bischöfe; sie selbst handelten nicht immer nach der gemeinsamen Richtschnur evangelischer Einfalt; und bei den Großen und Mächtigen, wie bei dem gemeinen Volke bestand alles Christenthum und alles religiöse

Gefühl blos noch in der Furcht vor der Hölle und den Hörnern des Teufels. In einer solchen verwilderten und verwahrlosten, und in allen Lastern bis auf den Unglauben — Dank sey es jener Furcht vor dem Teufel! — völlig untergesunkenen Zeit bedurfte die Kirche eines Oberhauptes, das mit erleuchteter Weisheit auch den ganzen Ernst und alle Strenge eines Apostels verbinde; das folglich den Völkern und deren Beherrschern nicht immer blos die Segnungen des Golgatha verkündige, sondern auch alle Donner des Sinai sie hören lasse; das ausgerüstet mit hohen Geistesgaben, durch den Umfang, die Tiefe und Klarheit seiner Ansichten vollkommen geeignet wäre, des großen Carls erhabene Idee eines, auf Pabstthum und Kaiserthum gegründeten Reiches ewiger Gerechtigkeit zu verwirklichen, eines Reiches, dessen unwandelbaren, weil göttlichen Gesetzen auch die mächtigsten Throne der Erde unterworfen sind; kurz es bedurfte eines Oberhauptes, das unter dem Schilde eines unerschütterlichen, lebendigen Glaubens, mit einem sich freiwillig aufopfernden, christlichen Heldenmuthe, selbst der mit allen zeitlichen Schrecken umgebenen Allgewalt kühn entgegen trete, durch den Donner seiner Worte sie zwinge, seine Stimme, Gottesstimme zu hören, und unter deren Gebote, obgleich sich sträubend, dennoch am Ende ihren stolzen Nacken zu beugen. — Einen solchen höchsten und obersten Priesterkönig erblickte das allsehende Auge der Vorsehung in Nicolaus I. und da sie es jetzt selbst war, die ihn auf den erledigten Thron der Kirche rief, so ward er auch schon am fünfzehnten Tage nach Benedikts Tode einstimmig von den Römern zum Pabste gewählt *).

*) In Ansehung der hier oben gegebenen, ganz kurzen

2. Nicolaus war ein geborner Römer. Sein Vater hieß Theodor, und bekleidete eines der angesehensten Aemter im Staate. Sergius II., der den Theodor kannte und schätzte, nahm den Sohn aus dem väterlichen Hause in seinen Palast, und weihete ihn, als er das gehörige Alter erreicht hatte, zum Subdiacon. Leo IV. ertheilte ihm das Diaconat. Aber besonders lieb gewann ihn Benedikt III. Er ließ ihn gar nicht mehr von seiner Seite, und ohne es zu ahnen, jedoch auch gewiß nicht ohne höhere Fügung, weihete dieser erleuchtete Pabst seinen künftigen Nachfolger in alle und die geheimsten Geschäfte des päbstlichen Kirchenregiments ein. Die Leiche seines erhabenen, gekrönten Freundes wusch Nicolaus mit seinen Thränen, und begrub sie mit seinen Händen. Sobald er aber dieser, seinem Herzen so theuern Pflicht Genüge geleistet hatte, verließ er unverzüg-

---

Characteristik jener Zeit berufen wir uns auf das, was wir schon in der Einleitung davon gesagt haben. Zahllose Belege dazu liefern die Conciliensbeschlüsse, vorzüglich auch Hincmars Briefe. In einem derselben macht er König Carl den Vorwurf, daß er sich geäußert habe, er könne sich der in seinem Lande verübten Räubereien und Gewaltthaten nicht mehr annehmen. Ein jeder müße sehen, wie er sich selbst vertheidige. — Der gelehrte und fromme Abt Lupus von Ferrieres schrieb an einen seiner Freunde, der ihn besuchen wollte, er möchte dieß ja jetzt nicht gleich thun, sondern erst warten, bis er in einer zahlreichen Gesellschaft von bewaffneten Männern, die Muth hätten, sich gegen jeden Anfall zu vertheidigen, die Reise antreten könnte. Der, welcher den Abt besuchen wollte, lebte kaum 20 oder 26 Stunden von demselben entfernt. — Hätte es je einen wilden, ganz gesetzlosen Naturzustand, wie die Phantasie eines Hobbes sich ihn mahlte, geben können; so müßte man ihn weder in der Vor- noch Ur-Welt, sondern höchstens allenfalls in jener Periode suchen.

sich den päbstlichen Palast; und nicht ohne Grund befürchtend, daß die Wahl auf ihn fallen könnte, ging er aus der Stadt, und verbarg sich in der St. Peterskirche. Als aber das, was er befürchtet hatte, wirklich geschehen war, und nun ganz Rom sich über seine Erhebung erfreuete, ward auch der Ort, wo er sich verborgen hatte, sogleich verrathen, und er selbst von der Geistlichkeit und dem römischen Adel mit Gewalt aus der Kirche nach dem Lateran geführt. Kaiser Ludwig II. hatte erst vor ein paar Tagen Rom verlassen; kehrte aber, als er die Wahl des Nicolaus, den er persönlich kannte, und dessen Verdienste er zu würdigen wußte, erfuhr, augenblicklich zurück; und die Consecrationsfeier des Neugewählten ward nun durch die Gegenwart des Kaisers und dessen glänzenden Hofes noch mehr verherrlicht. Nach einem Aufenthalt von zwei Tagen verließ der Kaiser wieder Rom, und begab sich nach einem Orte, der damals Quintus hieß. Der Pabst machte ihm allda einen Besuch. Ludwig ging ihm entgegen, und führte das Pferd des Pabstes am Zaume ungefähr die Weite eines Bogenschusses. Beide gekrönte Häupter speißten hierauf mit einander; und als der Pabst von dem Kaiser Abschied nahm, überreichte ihm Ludwig eine Menge kostbarer Geschenke. Wie bei dem Empfang wurden dem Pabste auch bei seinem Abschiede die nämlichen Ehrenbezeigungen erwiesen; und das Pferd, das ihn trug, am Zaum führend, begleitete ihn der Kaiser abermals auf die Weite eines Pfeilschusses auch auf dem Rückweg.

3. Nicolaus*) regierte nur neun Jahre und et-

*) Man gibt ihm in der Geschichte auch sehr häufig den Beinamen des **Großen**; aber dieser Beiname, wenn

gion und Moral. Noch mehr dazu aufgemuntert ward er von seinem Kaplan, dem stolzen und hochfahrenden Erzbischof von Cöln. Die Aussicht, der Schwager seines Königs zu werden, und in dieser Eigenschaft und durch den Zauber, mit welchem seine Schwester ihren königlichen Gemahl stets umstrickt halten würde, das ganze Reich zu regieren, war für Günthers Ehrgeiz zu lockend, als daß er nicht alle und selbst die heiligsten Pflichten seines bischöflichen Amtes darüber hätte vergessen sollen. Statt also den König von jedem Frevel gegen seine Gemahlin zurückzuhalten, ward er im Gegentheil darin gerade Lothars treuester und eifrigster Gehülfe. Um sich mit Waldrada zu vermählen, mußte der König von seiner rechtmäßigen Gemahlin geschieden, und um dieses zu erwirken, ein rechtskräftiger Grund ersonnen und angegeben werden. Zu Allem fanden Bosheit und Ruchlosigkeit bald Mittel und Auswege. Man fing damit an, überall das schändliche Gerücht zu verbreiten, Theutberge habe mit ihrem Bruder Hucbert blutschänderischen Umgang gepflogen. Die Lüge war desto teuflischer ersonnen, da wirklich Hucberts notorisch schlechte Aufführung dieser Verläumdung einen Schein von Wahrheit geben konnte *).

*) Hucbert war in seiner Jugend in den geistlichen Stand getreten und hatte schon das Subdiaconat erhalten. Aber nun fing er an, sich den gröbsten Ausschweifungen zu überlassen. Obgleich im Besitze einiger Abteien, war er doch damit noch nicht zufrieden, und riß mit Gewalt noch mehrere andere an sich. Die Einkünfte derselben vergeudete er in schwelgerischen Gelagen, unterhielt ein ganzes Heer von Beischläferinen, Hunden und Falken, zog mit den erstern in den Klöstern herum, und führte sie sogar in jene hinein, zu welchen bis dahin selbst den ehrbarsten und vornehmsten Frauen der Zutritt nicht gestattet war.

othar gab vor, es auf seiner Reise durch Burgund rfahren, auch hinreichende Beweise darüber erhalten u haben, und entfernte demnach ohne weiteres Theutærge vom Hofe und aus der Stadt. Dieser Schritt :regte großes Aufsehen. Um ihn zu rechtfertigen, erief Lothar eine Versammlung seiner Großen zusammen, und klagte vor derselben seine Gemahlin eies frühern blutschänderischen Umganges mit ihrem Bruder an. Theutberge betheuerte ihre Unschuld, nd da keine Beweise weder für noch gegen die Beagte konnten vorgebracht werden, ward sie auf ihr Verlangen zur Probe des siedenden Wassers zugeissen. Ein edler Ritter bestand für die Königin ie furchtbare Probe, zog unversehrt seinen Arm us dem siedheißen, dampfenden Wasser, und Lothar h sich gezwungen, seine Gemahlin wieder zurückrufen und zu sich zu nehmen.

2. Weit unglücklicher fühlte sich jetzt Theutærge in dem Palaste ihres Gemahls, als in ihrer Verbannung. Als das einzige Hinderniß, das sich r Befriedigung der leidenschaftlichen Wünsche des Königs entgegen setzte, ward sie der Gegenstand seies unversöhnlichsten Hasses. Gleich einer Gefanenen ward sie behandelt, endlich wirklich verhaftet, nd um über ihr Schicksal zu entscheiden, ein Conlium von vier Bischöfen und zwei Aebten, welchem uch noch einige weltliche Herren und deren Vasalen beiwohnten, zusammenberufen. Alle Mittel wur-

Huckerts ganzes Leben war eine ununterbrochene Schmach für die Kirche und ein Aergerniß für das Volk. Als endlich sein Maaß voll war, ward er von Vasallen des Kaisers erschlagen, weil er sich der Abtei zum heiligen Mauritius gewaltsam bemächtiget, und troß den wiederholten Befehlen des Kaisers dieselbe nicht wieder herausgegeben hatte.

den indessen versucht, um von der schuldlosen Theutberge ein Geständniß des ihr so boshaft zur Last gelegten Verbrechens zu erzwingen; und die arme, verlassene Königin, Tag und Nacht gequält, vielleicht jeden Augenblick mit dem Tode bedrohet, war endlich so schwach, alles, was man von ihr verlangte, zu versprechen, nämlich selbst das schmachvolle Bekenntniß eines ihr völlig fremden, von ihr nie begangenen Frevels abzulegen.

8. Am 9. Jänner 860 trat also das Concilium in Aachen, der gewöhnlichen Residenz des Königs, zusammen. Die vier Bischöfe waren die beiden Erzbischöfe von Cöln und Trier, Günther und Theutgod, letzterer zugleich Primas von Belgien; ferner Adventius von Metz und Francon von Tongern. Lothar trat selbst als Kläger vor dem Concilium auf. Er habe, sagte er den Bischöfen, erfahren, und auf seiner Reise nach Italien, zu seinem Bruder dem Kaiser, noch nähere Aufschlüsse darüber erhalten, daß seine Gemahlin vor ihrer Vermählung ein so schreckliches Verbrechen begangen, daß es ihm nicht mehr länger erlaubt sey, mit ihr als seiner Gemahlin zu leben. Da er jedoch noch nicht vollkommen überzeugt sey, so möchten die Bischöfe selbst die Königin verhören, und auf die eine oder andere Art seiner peinlichen Ungewißheit ein Ende machen. — Die vier Bischöfe verließen nun den Saal und begaben sich zu der Königin. Als sie wieder zurückkamen, nahm Günther das Wort: „Die Königin," sagte er „hat vor Gott in unserer Gegenwart bekannt, daß sie, obgleich durch Gewalt dazu genöthiget, sich eines Verbrechens schuldig gemacht, welches näher zu bezeichnen die Schamhaftigkeit verbiete, wodurch sie sich aber unwürdig fühle, noch länger die Gemahlin des Königs, oder

irgend eines andern Mannes zu seyn. Sie begehre daher die Welt zu verlassen, und um Buße zu thun sich in ein Kloster zurückzuziehen". — Auch der Bischof Adventius ermahnte jetzt den König, seine Gemahlin zu entlassen, denn, sagte er, wenn Lothar sie auch noch eben so sehr liebte, wie an dem ersten Tage seiner Vermählung, so müßte ich ihm dennoch rathen, sie nie mehr zu sehen. Theutgod und alle Uebrigen traten dieser Meinung bei; und in so weit war nun das königliche und erzbischöfliche Bubenstück, wie wenigstens jetzt die Sachen standen, so ziemlich gelungen. Indessen fühlte das Complot doch sehr wohl, daß damit lange noch nicht alles geschehen sey; besonders hielten es die beiden Erzbischöfe nöthig, noch mehrere andere ihrer Brüder im heiligen Amte zu ihrer Parthei herüber zu ziehen; und die Einen durch Geschenke und Versprechungen zu gewinnen, die anderen weniger Einsichtsvollen durch scheinbare Gründe zu überlisten, schien ihnen ein Leichtes. Unter dem Vorwande also, in dieser Sache sich Rathes zu erholen, erließen sie an alle Lotharingischen Bischöfe ein Schreiben, in welchem sie alles, was auf dem Concilium in Aachen geschehen, bekannt machten; aber, und was hier vorzüglich beachtet zu werden verdient, am Ende noch hinzufügten, daß sie im Namen Gottes und der Kirche die Königin ermahnt hätten, wenn sie unschuldig wäre, sich nicht selbst anzuklagen, und ja kein durch Furcht oder Hoffnung ihr abgedrungenes Bekenntniß abzulegen, indem sie gegen das Urtheil, welches darauf erfolgen könnte, nie mehr befugt seyn würde, zu irgend einer Zeit zu reclamiren, oder eine Milderung desselben zu hoffen. — Schon hierin liegt ein klarer Beweis der schändlichen Prävarication Günthers und seiner Genossen. Woher wußten denn diese Pharisäer, daß die schuldlose Theutberge ihre

eigene Anklägerin werden könnte? Schon unterrichtet, daß die geängstigte und geschreckte Fürstin in Alles, was man von ihr fodere, eingewilliget habe, gaben die Heuchler ihr jetzt diese Ermahnung, wohl wissend, daß sie keinen Gebruch davon zu machen sich erkühnen würde, und also blos in der Absicht, jede in der Folge mögliche Appellation von Seite der Königin an ein höheres und zahlreicheres Concilium, oder gar an den römischen Stuhl dadurch niederzuschlagen.

4. Ein noch ungleich zahlreicheres Concilium trat gleich im darauf folgenden Monat Februar wieder in Aachen zusammen. Dasselbe Possenspiel, wie auf dem letztern, ward auch auf diesem wieder getrieben. Nachdem die Bischöfe der Königin auf das Neue eingeschärft hatten, weder aus Furcht noch Hoffnung ein falsches Bekenntniß abzulegen, mußte die arme Theutberge abermals ihre eigene Anklägerin werden, sogar ihrem Gemahl das Bekenntniß ihrer Schuld schriftlich überreichen. Der König ward hierauf öffentlich gefragt, ob er irgend ein Zwangsmittel angewandt, um dieses Geständniß von seiner Gemahlin zu erpressen, und da Lothar das Gegentheil mit einem Eide versicherte, so erfolgte nun auch unverzüglich der Spruch. Theutberge ward für die Zeit ihres Lebens in den Stand der Büßenden versetzt, mithin sogleich vom Hofe entfernt, nach einem Kloster gebracht und dort eingesperrt.

5. Lothar war nun von seiner Gemahlin getrennt, jedoch noch nicht befugt, zu einer neuen Ehe zu schreiten. Um auch dieses zu erwirken, trat auf Veranlassung des Königs, unter dem Vorwand, sich über das Beste der Kirche zu berathen, aber in der That bloß wegen der königlichen Ehescheidungssache,

im April des Jahres 862 ein neues Concilium, jedoch nur von acht Bischöfen, zusammen. Da Lothar, von unbändiger Leidenschaft hingerissen, durch falsche Eide und die grausamste Verfolgung seiner unschuldigen Gemahlin sein Gewissen schon so sehr befleckt hatte; so kostete es ihn natürlich jetzt nur geringe Ueberwindung, auch seine Würde, wie die Ehre seiner Krone, öffentlich herabzuwürdigen. In der Gestalt eines Bittenden erschien er vor dem vorgeblichen Concilium, nannte die Bischöfe die Mittler zwischen Gott und den Menschen, die Lehrer und Führer der Völker und Könige, und erhob ihre Würde weit über jene der Könige. Er bekannte, seit der Trennung von Theutberge oft gegen das Gebot der Enthaltsamkeit gesündigt zu haben; er sey aber bereit, jeder Buße, die sie ihm auflegen würden, sich zu unterwerfen; nur bitte er sie, sein jugendliches Alter zu berücksichtigen. Ohne Gemahlin könne er nicht leben, und bitte sie daher demüthigst, ihn der Gefahr zu entreissen, durch Sünden der Unkeuschheit seine Seele zu verderben. — Es ward beschlossen, einen Ausschuß von zwei Bischöfen zu ernennen, welcher das Gesuch des Königs prüfen, und am folgenden Tage dem Concilium Bericht darüber erstatten sollte. Obschon diese Versammlung nur aus acht Bischöfen bestand; so fanden sich doch zwei unter denselben, die, weder geblendet durch die vor ihnen sich beugende Majestät eines Königs, noch bethört durch Günthers und seiner Genossen höfisches Geschwätz, blos dem Gefühle strenger, heiliger Pflicht folgten. Sie arbeiteten die ganze Nacht hindurch, und das Wesentlichste ihres am andern Tage dem Concilium abgestatteten Berichtes war, daß hier von gar keiner Ehescheidung die Rede seyn könnte. Wahrscheinlich dasselbe vermuthend, woran alle, nur einigermaßen hell

sehende Augen am Hofe sich überzeugt fühlten, gingen die beiden Bischöfe in die Frage, ob Theutberge wirklich vor ihrer Vermählung das ihr angeschuldete Verbrechen begangen habe, gar nicht ein, bewiesen aber durch Stellen aus der heiligen Schrift, den Schriften der Väter, päbstlichen Decretalen und Concilienbeschlüssen, daß auch selbst in jenem Falle die Ehe nicht aufgelößt werden könne, mithin der König verbunden sey, seine Gemahlin wieder zu sich zu nehmen. Dieses weise, mit den Vorschriften des Evangeliums und der Lehre der Kirche vollkommen übereinstimmende Gutachten ward jedoch durch Stimmenmehrheit verworfen, der König förmlich von seiner Gemahlin geschieden, und ihm die Freiheit ertheilt, eine andere eheliche Verbindung zu schließen. Waldrada erschien jetzt unverzüglich am Hofe. Mit der größten Feierlichkeit ward die Vermählung vollzogen, und die Neuvermählte hierauf sogleich als Königin gekrönt.

6. Lothar schwelgte nun im ruhigen Besitz seines vermeintlichen, lang ersehnten Glückes. Aber von kurzer Dauer war diesmal die Herrlichkeit des triumphirenden Lasters. Theutberge hatte schon im vorigen Jahre Mittel gefunden, aus ihrem Kloster zu entweichen. Sie war zuerst zu ihrem Bruder, dann zum König Carl geflohen, hatte sich unter dessen Schutz begeben, und durch drei Abgeordnete, welche sie nach Rom sandte, von dem im zweiten Concilium von Aachen gegen sie gefällten Urtheil der Bischöfe an den römischen Hof appellirt. Lothar, bei Zeiten von diesem Schritte seiner Gemahlin unterrichtet, hatte es nun sogleich zu veranstalten gewußt, daß die in den beiden ersten zu Aachen gehaltenen Concilien versammelten Bischöfe, durch Theutgod von Trier und Hatto von Verden, an

den heiligen Vater ein conciliarisches Schreiben sandten, in welchem sie versicherten, sie hätten noch kein definitives Urtheil gefällt (welches wirklich auch damals die Wahrheit war), sondern Theutberge zu Folge ihres abgelegten Bekenntnisses blos in den Stand der Büßenden gesetzt. Auch Lothar hatte durch zwei Grafen an den heiligen Vater ein in den demüthigsten Ausdrücken abgefaßtes Schreiben geschickt, worin er ihm meldete, daß die Bischöfe und mehrere Andere ihn für berechtiget hielten, sich von der Theutberge zu trennen, und zu einer zweiten Ehe zu schreiten; er jedoch nunmehr, um die in der Kirche eingeführte Ordnung nicht zu stören (weil nämlich Theutberge nach Rom appellirt hatte), vor allem den Ausspruch des römischen Stuhles erwarten wolle. Der Pabst hatte hierauf geantwortet, daß er dieser Angelegenheit wegen Gesandte (Missos) schicken werde. Bis dahin aber möge der König sich ruhig verhalten. — Wie es scheint, war aber dem leidenschaftlich verliebten König die Zeit zu lange geworden, er hatte daher, wie oben erzählt worden, ein drittes Concilium in Aachen versammelt, und zu Folge der darauf gegebenen definitiven Entscheidung sich mit Waldrada öffentlich vermählt. Natürlicher Weise nahm dieses der Pabst sehr hoch auf. Theutberge hatte an den römischen Stuhl appellirt, Lothar diese Appellation anerkannt, und den Ausspruch des Pabstes ruhig zu erwarten versprochen. Seine zweite Vermählung war demnach eine offenbare Beleidigung des apostolischen Stuhles. Nicolaus, ohnehin schon an der Gerechtigkeit der Sache des Königs sehr zweifelnd, glaubte nun in dieser mit so vieler Eile vollzogenen Vermählung sogar einen Beweis des Unrechts des Königs zu entdecken; indem es wirklich das Ansehen hatte, als wenn Lothar, seiner Schuld sich wohl bewußt, und daher

eine von Seiten des römischen Stuhles ihm un-günstige Entscheidung befürchtend, dieser durch ein definitives Urtheil seiner in ein Concilium versammelten Hofbischöfe zuvorzukommen, und sie im voraus schon zu entkräften gesucht habe.

7. Aber auch alle edle Seelen, nicht blos im Reiche Lothars, sondern auch in ganz Frankreich und Deutschland empörten sich über des Königs scandalöser, zweiten Vermählung. Aus allen Ländern wandten sich Geistliche und Laien an den Pabst *), ihn bittend, durch seine apostolische Vollmacht dem allgemeinen Aergerniß ein Ende zu machen; und aus einer bloßen, anfänglich wenig bedeutend scheinenden Familienangelegenheit des Lothars, ward jetzt eine gemeinsame Sache der ganzen Christenheit. Besonders nahm sich Hincmar von Rheims der Sache Theutbergens an. Wegen seines hohen Rufes von Gelehrsamkeit und großen Einflusses in alle Angelegenheiten der Kirche und des Staates, hatte man von mehrern Seiten verschiedene auf Lothars jetzt die ganze Christenheit beschäftigende Ehescheidung sich beziehende Fragen ihm vorgelegt. Diese beantwortete Hincmar in einer an alle Könige, Bischöfe und Gläubigen des ganzen christlichen Abendlandes gerichteten Schrift; denn alle, sagte er, wären dabei gleich stark interessirt. Aber seine Beantwortung ist dem Lothar und dessen

---

*) — — — Pene totus nobis Orbis undique ad limina seu sedem confluens apostolicam — sagt der Pabst selbst in einem seiner, dieser Sache wegen an die Bischöfe erlassenen Schreiben. Man findet dasselbe in den bertinianischen wie fuldaischen Jahrbüchern.

Bischöfen nichts weniger als günstig; und von den letztern, wie gewissermaßen auch selbst von dem Könige, spricht er nicht selten mit der ihm eigenen, nicht immer sehr zu belobenden Heftigkeit und Härte. Ein großes Gewicht legt Hincmar auch in seiner Schrift auf die von Theutberge bestandene Probe des siedenden Wassers; überhaupt nimmt er die Ordalien (Gottesgerichte) in Schutz, und da schon mehrere Concilien sie mißbilliget hatten, so sucht er die Beschlüsse derselben, obgleich mit äußerst schwachen und seichten Gründen, zu widerlegen. Indessen muß man doch gestehen, daß es schwer zu erklären seyn möchte, wie die unterdrückte, verlassene Theutberge, einem mächtigen König und dessen ihm mit Leib und Seele ergebenen Bischöfen gegenüber, die Probe blos mittels eines Betruges habe bestehen können. Wenn bei dergleichen Gottesgerichten nichts als Betrug und immer wieder Betrug vorwaltete; so mußte dieses doch Erzbischöfen, wie Günther von Cöln, und Theutgod von Trier, der, wie schon bemerkt worden, zugleich Primas von Belgien war, und deren zahlreichen Genossen ganz gewiß bekannt gewesen seyn; und wie viele Mittel standen ihnen in diesem Falle nicht zu Gebote, einen solchen Betrug unmöglich zu machen; und würden sie, die so sehr dabei interessirt waren, die Theutberge schuldig zu finden, irgend eines dieser Mittel unbenutzt gelassen haben? Daß von einem Betrug hier nicht die Rede seyn konnte, geht auch daraus hervor, daß, als man nachher den auf jenem Gottesgericht beruhenden Beweis von Theutbergens Unschuld zu entkräften suchte, es doch Niemand auch nur von weitem einfiel, sich des an sich doch so leichten Erklärungsmittels eines dabei gespielten Betruges zu bedienen; sondern lieber zu den abgeschmacktesten,

sinnlosesten; und in gewisser Rücksicht selbst gottlosesten Deuteleien seine Zuflucht nahm *).

8. Natürlich nahmen an der; nun eine allgemeine, europäische Staats- und Kirchen-Angelegenheit gewordenen Ehescheidung Lothars auch Carl von Frankreich und Ludwig von Deutschland den wärmsten Antheil. Aber gerade das Verhältniß, in welchem Lothar zu diesen seinen beiden Oheimen stand, machte ihm die Blitze des Vatikans nur desto furchtbarer; denn, ward er vom Bannstrahl der Kirche getroffen, so mußte er mit Grund befürchten, daß seine beiden Oheime sich seiner Staaten bemächtigen, und die mehrsten seiner Vasallen, die Einen aus vermeintlichem Pflichtgefühl, die Andern, weil sie etwas dabei zu gewinnen hoffen konnten, sich ihnen ergeben würden. In seinem Interesse lag es also, sich Beiden so enge als möglich jetzt anzuschließen. Eine Zusammenkunft der drei Könige sollte in Toul statthaben. Aber Carl, der gegen seinen Neffen seit einiger Zeit sehr aufgebracht war, weil derselbe den Grafen Balduin, den Entführer der Tochter Carls, sammt dessen Gemahlin bei sich aufgenommen hatte, erklärte, daß er mit demjenigen keine Gemeinschaft haben könne, der gegen das Gebot der Kirche sich von seiner Frau geschieden, und

*) Da nämlich Theutberge zwei Brüder hatte, so sagte man, sie habe in dem Augenblicke, in welchem die Probe bestanden werden mußte, ihren Sinn auf jenen Bruder, mit welchem sie nicht gesündiget, gerichtet; daher auch die Probe nur in Beziehung auf diesen, und nicht auf den andern Bruder, mit welchem sie wirklich gesündiget, ihre Unschuld bekräftiget habe. — Würde man es als eine Preisfrage aufgeben, noch etwas einfältigeres und abgeschmackteres zu ersinnen; so würde dieselbe schwerlich, selbst von dem größten Einfaltspinsel, jemals gelößt werden.

eine andere geheirathet habe, auch überdieß mit Excommunicirten in immerwährender Verbindung stehe *). Ludwig, der so gerne die Einigkeit in der Familie erhalten wissen wollte, ward zwischen Beiden ebenfalls Mittler. Vier Bischöfe wurden an Lothar mit einer Schrift geschickt, in der die Bedingungen enthalten waren, unter welchen er, nach damaliger Art sich auszudrücken, zum Friedenskuß könnte zugelassen werden. Lothar schrieb unter diese Schrift: "Worin ich gefehlt, darin werde "ich mich bessern, und wegen des Uebrigen auf ge"setzlichem Wege mich rechtfertigen." — Mit dieser Erklärung war man zufrieden; die persönliche Zusammenkunft hatte statt, und die drei Monarchen kamen mit einander überein, gemeinschaftlich an den

*) Dieß Letztere bezog sich auf Ingeltrude, Tochter des Grafen Matfried und Gemahlin eines sehr angesehenen, in der Provence wohnenden Grafen, Namens Boso. Vor mehrern Jahren war sie von ihrem Gemahl weggelaufen, und zog seit dieser Zeit unstät in der Welt herum. Boso hatte ihr schon öfters nicht nur völlige Verzeihung angeboten, sondern war auch mit den zärtlichsten Bitten in sie gedrungen, wieder zu ihm zurückzukehren. Als alle Bitten und Vorstellungen ohne Wirkung blieben, wandte sich Boso an den Pabst, der, nachdem er die leichtsinnige Frau einigemal fruchtlos zur Rückkehr ermahnt hatte, sie excommunicirte; und um sie zu zwingen, zu ihrem Gemahl, der mit offenen Armen sie zu empfangen bereit war, desto bälder zurückzukehren, belegte der Pabst auch alle diejenigen mit dem Banne, welche die excommunicirte Gräfin aufnehmen, oder den mindesten Vorschub ihr leisten würden. Ungeachtet dieses von dem apostolischen Stuhle erlassenen Urtheils, hatte Boso's Gemahlin in dem Reiche Lothars Schutz und Aufnahme gefunden, und lebte jetzt, geschützt und begünstiget von dem Erzbischof von Cöln, in dessen Diöcese.

Pabst zu schreiben, und ihn zu ersuchen, zur definitiven Beendigung der so viel Aufsehen erregenden Familienangelegenheit des Lothars ein allgemeines Concilium zusammenzuberufen.

9. Nicht blos kraft seines hohen apostolischen Amtes, sondern auch weil von Königen und Völkern dazu aufgefodert, stand Pabst Nicolaus jetzt als Schiedsrichter da. Er bestimmte Metz zum Versammlungsort des Conciliums, schrieb den Königen von Frankreich und Deutschland, daß jeder aus seinem Reiche dazu zwei Bischöfe senden möge; er selbst werde unverzüglich zwei italienische Bischöfe als seine Legaten dazu abordnen. Des Pabstes Schreiben an Lothar war jetzt noch in sehr ehrerbietigen Ausdrücken abgefaßt. Aus zarter Schonung berührte der Pabst darin nicht einmal die Veranlassung des Conciliums. In seinen Briefen an Carl und Ludwig drückte er sich schon deutlicher darüber aus; aber in den an die Bischöfe Frankreichs und Germaniens erlassenen Breven führte Nicolaus eine sehr ernsthafte Sprache. Er machte sie auf die wesentlichsten der streitigen Punkte aufmerksam, und ermahnte sie, ohne menschliche Rücksichten blos ihrer Ueberzeugung wie der Stimme ihres Gewissens zu folgen, und mit der ihrer Würde geziemenden Kraft selbst gegen Könige die Foderungen der Gerechtigkeit geltend zu machen. In der Hälfte des Junius 863 versammelte sich das Concilium. Alle Bischöfe waren schon angekommen; nur die päbstlichen Legaten fehlten noch; unvorhergesehene Vorfälle hatten deren Abreise verzögert. Aber, was sehr auffallend war, weder aus Frankreich noch Deutschland fand sich ein Bischof ein. Das Concilium bestand also blos aus lotharingischen Bischöfen, von denen aber auch nicht ein einziger fehlte, bis auf den Hungar

rius von Utrecht, den eine schwere, vielleicht auch blos erdichtete Krankheit zurückhielt. Diesen Zusammenfluß mehrerer seinen Absichten günstiger Umstände wußte Günther trefflich zu benutzen. Meisterhaft wurden die anwesenden Bischöfe von ihm bearbeitet, und endlich auch sämmtlich vollkommen seinen Ansichten gemäß gestimmt. Alles ging demnach ganz nach Wunsch des Königs. Auf die ihm vorgelegten Fragen antwortete Lothar, daß er bisher stets das Urtheil und Gutachten der Bischöfe zur Richtschnur seiner Handlungen gemacht habe. Die Bischöfe läugneten ihre Beistimmung nicht, und suchten durch mancherlei Scheingründe ihr und ihres Königs Verfahren zu rechtfertigen. Die Beschlüsse des im Anfang des vorigen Jahres zu Aachen gehaltenen Conciliums wurden demnach bestätiget, die Auflösung Lothars mit Theutberge eingegangener Ehe auf das Neue ausgesprochen, und des Königs zweite Vermählung mit Waldrada für gültig, und mit den Gesetzen der Kirche übereinstimmend erklärt. Dieser Akt ward von allen anwesenden Bischöfen unterzeichnet. Adventius, Bischof von Metz, legte seiner Unterschrift auch noch ein, eine umständliche Erzählung von der fabelhaften frühern ehelichen Verbindung des Königs mit Waldrada enthaltendes Memoire bei. Lothar, sagte Adventius darin, sey schon als Kind von seinem Vater, dem Kaiser, mit Waldrada vermählt worden. Von dieser Zeit an wären Beide stets beisammen gewesen, und Lothar, endlich zu reifern Jahren gelangt, hätte mit Willen seines Vaters, und nicht ohne Mitwissen mehrerer am kaiserlichen Hofe anwesenden Prälaten und weltlichen Herren mit Waldrada wie mit seiner rechtmäßigen Gemahlin gelebt. Aber gleich nach dem Tode des Kaisers sey Boso mit seiner Tochter Theutberge ganz unvermuthet am Hofe Lothars

angekommen; und habe durch allerlei Künste und Vorspiegelungen, in die er selbst versteckte Drohungen einzuflechten gewußt, den König beredet, Theutberge zu heirathen; und blos gezwungen, da seine Krone dabei auf dem Spiele stand, habe Lothar sich wirklich mit Boso's Tochter vermählt. Er (Adventius) wäre damals noch nicht Bischof gewesen, mithin von allem diesem ihm nichts bekannt geworden. Als er aber nachher die bischöfliche Würde erhalten, und das Gerücht von Theutberges mit ihrem Bruder Hucbert begangener Blutschande sich verbreitet hätte, habe er alles dieses von andern erfahren, daher auch zu den Beschlüssen des letzten Aachner Conciliums, wie des jetzt gehaltenen, seine Zustimmung gegeben. — Ein anderer Bischof fügte seiner Unterschrift noch den Zusatz bei, daß gegenwärtiger Akt erst dann in seine volle Kraft treten sollte, wenn der Pabst denselben bestätigt haben würde. Dies misfiel dem Erzbischof von Cöln; er nahm ein Federmesser, kratzte den Zusatz von dem Pergament hinweg, und ließ bloß die Unterschrift des Bischofes stehen. — Als die päbstlichen Legaten, Rodoald von Porto und Johannes von Cervia, endlich ankamen, war alles schon geschehen, und die beiden italienischen Bischöfe, durch Lothars reiche Geschenke gewonnen, gaben zu allem ihre Zustimmung, und unterzeichneten ebenfalls den Akt *).

*) Rodoald hatte sich schon auf seiner ihm einige Zeit vorher übertragenen Mission nach Constantinopel einer schändlichen Prävarication schuldig gemacht. Aber dieß wußte der Pabst noch nicht, als er ihn in der Eigenschaft eines Legaten zu dem Concilium nach Metz sandte; Nicolaus ward erst in Kenntniß davon gesetzt, nachdem Rodoald bereits von Rom abgereißt war. Als dieser nach seiner Rückkehr von Metz er-

10. Durch die einstimmige, selbst von italienischen Legaten bestätigte Entscheidung eines vollständigen Nationalconciliums glaubte Günther seinen Sieg gesichert, und Lothar sich in dem ungestörten Besitz seiner neuen Gemahlin. Keinem fiel es ein, daß an dem festen Sinne des Pabstes auch die Macht eines Königs, und die Verschmitztheit eines Erzbischofes und dessen zahlreicher Genossen doch noch scheitern könnte. Da der Pabst in seinem Schreiben an die Bischöfe, in welchem er sie zu dem Concilium nach Metz berief, verlangt hatte, daß man ihm nach Beendigung desselben die Akten schicken sollte; so wurden jetzt Günther und Theutgod mit deren Ueberbringung beauftragt. Beide eilten nicht sehr, ihre Reise anzutreten; so daß die Legaten weit früher in Rom eintrafen, obgleich sie, zufolge der ihnen vom Pabste gegebenen Weisung, sich nach beendigtem Concilium wegen eines andern Geschäftes noch zu dem König Carl und dessen Gemahlin, der Königin Ermentrude, nach Soissons verfügen mußten *). Hier war um dieselbe Zeit auch eine Synode französischer Bischöfe versammelt. Diese erfuhren nun von den beiden italienischen Bi-

fuhr, daß sein straffälliges Betragen in Constantinopel dem Pabste verrathen worden sey, wollte er sein Urtheil gar nicht abwarten, sondern floh, um der auf ihn wartenden Schmach sich zu entziehen, in ein anderes Land. Was man also daraus schließen will, daß Pabst Nicolaus einen so leicht bestechlichen Legaten nach Metz geschickt habe, ist völlig grundlos und wie gewöhnlich aus der Luft gegriffen.

*) Es betraf nämlich den Grafen Balduin und dessen Gemahlin, Carls Tochter, für welche der Pabst eine Fürbitte einlegte, und die nun auch wirklich Verzeihung erhielten, und mit dem Könige wieder ausgesöhnt wurden.

schöfen, bevor noch der Pabst einige Kunde davon erhalten hatte, den ganz unerwarteten Ausgang des Metzer Conciliums. In ihrem gerechten Eifer schrieben sie sogleich nach Rom, und in der Meinung, daß, weil die päbstlichen Legaten den Beschlüssen jenes Conciliums beigetreten waren, auch alles mit der Genehmigung des Pabstes geschehen sey, ließen sie in ihr Schreiben an den heiligen Vater, obgleich in den ehrerbietigsten Ausdrücken, ziemlich bittere Vorwürfe einfließen. Aber noch ungleich mehr, als die französischen Bischöfe, war der Pabst über das, was er jetzt hören mußte, erstaunt; und da noch überdieß, wie er aus jenem Schreiben der in Soissons versammelten Bischöfe ersah, nun auch die ganze Christenheit glauben konnte, der römische Stuhl selbst habe die Sache der Gerechtigkeit, der Religion und Moral aufgegeben, und stehe sogar mit jenen theils gewissenlosen, theils feigen Bischöfen im Bunde, um die verlassene, völlig hülflose Unschuld zu unterdrücken; so beschloß Nicolaus unverzüglich, und zwar mit nur größerer Strenge, der frechen Gewaltthat entgegen zu treten, das lügenhafte Gewebe der Verruchtheit, es koste was es wolle, zu zerreissen, und den Strafbaren, er sey König oder Bischof, den furchtbaren Arm der Kirche fühlen zu lassen. Ohne Zeit zu verlieren, rief also Nicolaus ein neues Concilium in Rom zusammen. Auch die beiden Könige, Carl von Frankreich und Ludwig von Deutschland, ersuchte er, je zwei Bischöfe zu diesem Concilium nach Rom zu schicken. Aber weder Ludwig noch Carl erlaubten ihren Bischöfen, dem Rufe des Pabstes zu folgen. Man hatte beiden Monarchen die Ansicht beizubringen gewußt, daß des Pabstes Foderung eine unerhörte Anmaßung sey. Ludwig war so klug, völlig darüber zu schweigen, aber Carl schrieb an den Pabst, und suchte sein Betragen durch

eine Menge Scheingründe zu rechtfertigen, die jedoch völlig zu widerlegen es dem römischen Stuhle wenig Mühe kostete.

11. Dessenungeachtet kam gegen das Ende des Jahres 863 das Concilium in Rom zusammen. In Gegenwart der versammelten Väter überreichten die Erzbischöfe von Cöln und Trier dem Pabste die Akten des Metzer Conciliums, und baten ihn, sie durch seine Unterschrift zu bestätigen. Der Pabst ließ sie dem Concilium vorlesen. Nach beendigter Lektüre fragte er die beiden Erzbischöfe, ob die darin enthaltenen Grundsätze auch die ihrigen wären. Da wir, erwiederten Günther und Theudgod, die Akten unterschrieben haben, so nehmen wir auch keinen Anstand, uns zu den darin enthaltenen Grundsätzen zu bekennen. Der Pabst sagte ihnen hierauf, sie möchten sich jetzt nur nach ihren Wohnungen begeben. Wenn man sie ferner nöthig hätte, würde man sie rufen lassen. Sämmtliche von Günther und Theutgod überreichten Urkunden wurden nun genau geprüft, und das Concilium fand darin so viel Schändliches, Unerhörtes und den Lehren der Kirche Widersprechendes, daß es sich klar daraus ergab, Günther, Theutgod und deren Genossen hätten nicht nur des Königs Ehebruch begünstigt und gutgeheißen, sondern auch noch den römischen Stuhl zu täuschen und zu betrügen gesucht. Mit Zustimmung aller im Concilium versammelten Bischöfe erließ nun der Pabst Nicolaus folgende Beschlüsse:

1) Das in diesem Jahre zu Metz gehaltene Concilium ist kassirt, null und nichtig sind alle darauf gefaßten Beschlüsse; und wir verordnen, daß dieses sogenannte Concilium, daß aber eher, weil es den Ehebruch begünstiget, eine Hurenherberge (prostibulum) genannt zu werden verdient, in glei-

chen Rang mit dem Räuberconcilium von Ephesus gesetzt werden soll.

2) Theutgod von Trier, Primas von Belgien, und Günther von Cöln, durch ihre Schriften wie durch ihr mündliches Bekenntniß überführt, in Sachen Theutberges und Waldradas pflichtwidrig gehandelt, und gegen den Ausspruch des apostolischen Stuhles die mit dem Bann belegte Ingeltrude, Boso's Gemahlin, in Schutz genommen zu haben, sind abgesetzt, und es wird ihnen unter der Strafe, nie wieder zu Gnaden aufgenommen und in ihre vorige Würde eingesetzt zu werden, verboten, von jetzt an sich irgend einer bischöflichen Verrichtung zu unterziehen.

3) Gleiche Strafe trifft auch alle jene Bischöfe, welche bisher Günthers und Theutgods Genossen waren, und noch länger in der Gemeinschaft mit denselben beharren wollen. Werden sie aber dem römischen Stuhle, von welchem bekanntlich ihre Würden ihren Ursprung erhalten haben *), sich unterwerfen, und in vollkommener Uebereinstimmung mit ihm zu handeln, entweder selbst oder durch ihre Abgeordneten versprechen; so sollen sie Verzeihung erhalten, auch wegen früher begangener Fehler nichts für ihre Würden zu besorgen haben.

4) Das über Ingeltrude, Tochter des Grafen Matfried, die seit sieben Jahren ihren Gemahl, den Boso, bösartig verlassen hat, und nun in der Welt von einem Lande in das andere herumzieht, ausgesprochene Anathema wird abermals wiederholt, und zu gleicher Zeit alle jene auf das Neue für excom-

*) Weil nämlich die Christianisirung Deutschlands und Frankreichs beinahe ganz allein von dem römischen Stuhl ausgegangen war.

municirt erklärt, welche sie aufnehmen, schützen, oder in irgend eine Art von Gemeinschaft mit ihr treten.

5) Anathema auch allen denen, welche die von dem römischen Stuhle erlassenen Decrete, sie mögen sich nun auf Glaubenslehren, Kirchendisciplin oder die öffentlichen Sitten beziehen, nicht ehren und ihnen nicht Folge leisten.

Theutgod und Günther wurden am folgenden Tage in die Peterskirche berufen, und ihnen dort in der Mitte sämmtlicher Bischöfe, welche dem Concilium beigewohnt hatten, die obigen Beschlüsse und das sie selbst treffende Verdammungsurtheil öffentlich vorgelesen.

12. Auf die beiden Erzbischöfe wirkte dieß wie ein Donnerschlag aus wolkenlosem Himmel. Eine solche Energie hatten sie von Seite des Pabstes nicht erwartet. Dem Theutgod entsank sogleich aller Muth; aber schnell erholte sich aus seiner Betäubung der stolze aufbrausende Günther. Dieser gab das Spiel noch lange nicht verloren, und sann jetzt nur auf neue Mittel desto kräftigern Widerstandes. Was Nicolaus jetzt gethan, hatte in der ganzen Reihenfolge der Päbste bisher noch kein Pabst unternommen *). Sein Verfahren war um so überraschender, weil es neu zu seyn schien, und obgleich vollkommen im Primat gegründet, ward es jetzt dennoch als eine unerhörte, viel zu weit getriebene päbstliche Anmaßung betrachtet **).

*) Weil es bisher noch keine gegründete Veranlassung dazu gegeben hatte.

**) Der Primat konnte und sollte nur in dem Laufe der Zeiten sich immer nach und nach vollkommener entwickeln. Aber nichts ist gewisser und leichter zu erweisen, als daß nicht nur alle die Rechte, welche un-

Die gelinder Urtheilenden machten Nicolaus wenigstens den Vorwurf eines allzuraschen, über alle gewöhnlichen Formen sich hinwegsetzenden Einschreitens. Indessen muß man gestehen, daß, wenn dieß, was wir jedoch durchaus nicht zugeben, auch wirklich der Fall gewesen wäre, demungeachtet das Verfahren des Pabstes durch die grenzenlose Immoralität jener Zeit und deren notorische Unmündigkeit vollkommen würde gerechtfertiget werden. Aber leider war dies nicht die Ansicht, welche der Kaiser und die ihn umgebenden Bischöfe und Räthe davon hatten. Ludwigs II. Gemüth empörte sich bei dem Gedanken, in dem Pabste einen Richter selbst der Könige erblicken zu müssen; und da Günther und Theutgod gewissermaßen als Gesandten seines Bruders anzusehen waren, auch in dieser Eigenschaft unter kaiserlichem Geleite die Reise nach Rom gemacht hatten; so betrachtete Ludwig deren Absetzung als eine schmachvolle Herabwürdigung des kaiserlichen Ansehens wie der königlichen Gewalt. Unverzüglich rief er also die beiden Erzbischöfe, die schon auf ihrer Rückreise aus Italien begriffen waren, wieder zurück. Die Sicherheit eines so mäch-

---

sere heiligen Päbste in ihrem obersten Kirchenregiment in Anspruch genommen, sondern auch noch weit größere Rechte unmittelbar und mit der strengsten Consequenz daraus hergeleitet werden können. Freilich hat sich in der Folge neben dem Papalsystem auch ein Episcopalsystem gebildet; da aber letzteres großen Theils Menschenwerk war, so blieb demungeachtet das Papalsystem durch alle Jahrhunderte bis auf unsere Zeiten stets überall die allgemeine Praxis. — Jedes Wort, das Jesus Christus gesprochen, ertönt noch immer, kann nie verhallen, und gibt die ihm beiwohnende allmächtige, alles und sich selbst erhaltende Gotteskraft überall kund.

tigen Schutzes erhöhete jetzt nicht wenig die kühne Zuversicht des Erzbischofes von Cöln, und auch in Theutgods Brust regten sich nun wieder neue Hoffnungen. Beide eilten, dem Rufe des Kaisers Folge zu leisten; und in dem kaiserlichen Lager vor Benevent angekommen, gelang es dem eben so verschmitzten als stürmischen Günther sehr bald, des Kaisers Zorn gegen den Pabst auf das Höchste zu entflammen. An der Spitze seines Heeres brach Ludwig von Benevent auf, und setzte sich gegen Rom in Marsch, fest entschlossen, entweder der beiden Bischöfe Wiederherstellung auf ihre Stühle von dem Pabst zu erzwingen, oder nöthigen Falls sich selbst der Person desselben zu bemächtigen.

13. Aber auch Günther, der mit Theutgod den Kaiser begleitete, war indessen nicht müßig geblieben. Gegen die päbstlichen in dem letzten römischen Concilium gefaßten Beschlüsse hatte der aufbrausende, leidenschaftlich bewegte Mann folgende Portestation aufgesetzt. „Höre Pabst Nicolaus! „Unsere Mitbischöfe haben uns an Dich gesandt, „und wir freiwillig den Auftrag übernommen, Dich „zu befragen, und Deine Meinung über das zu hören, was wir, gestützt auf ältere Beispiele und „Zeugnisse, nach unserm besten Wissen und Gewissen entschieden hatten; auch waren wir dabei bereit, wenn Deine Heiligkeit einer andern Meinung „seyn, und uns eines Bessern belehren würde, in „Allem, was Du uns als richtiger und gerechter be„weisen würdest, Dir ohne Rückhalt beizustimmen. „Nachdem wir drei Wochen fruchtlos gewartet, und „Du indessen selbst öffentlich erklärt hattest, daß wir „zu Folge der von uns dir übergebenen Denkschrift „unschuldig zu seyn schienen, wurden wir plötzlich „vor Dich gerufen. Ohne etwas Arges zu ahnen,

„waren wir gekommen. Aber sogleich wurden wir
„jetzt bei verschlossenen Thüren, wahrscheinlich zu
„Folge einer auf straßenräuberische Weise *) vor=
„her genommenen Verabredung, von einem gemisch=
„ten Haufen von Clerikern und Laien umringt,
„und ohne Synode, mit Hintansetzung aller Canons
„und kirchlichen Vorschriften, ohne Ankläger und
„Zeugen, ohne Untersuchung, ohne unser Bekennt=
„niß, und ohne Beiseyn und Zustimmung der übri=
„gen Metropolitane, wie der andern Bischöfe, unse=
„rer Collegen **), wolltest Du, den wegen Unterschleifs

*) **Facta more latrocinali conspiratione.** — Günthers Protestation findet sich in ihrer ganzen Ausdehnung in den bertinianischen und fuldaischen Annalen. Die letzteren bei **Du Chesne T. II. pag. 559.**

) Alles dieß sind offenbare Unwahrheiten. Sie wurden von dem Pabste nicht eigenmächtig, sondern mit Zustimmung sämmtlicher in dem Concilium versammelter Bischöfe verurtheilt. Ihre Ankläger waren sie selbst, indem sie sich vor dem Pabst und den Bischöfen zu den in den Akten aufgestellten verderblichen Grundsätzen öffentlich bekannt hatten. Nach diesem abgelegten Bekenntniß, das ja offenbar jetzt zugleich auch ein Eingeständniß war, bedurfte es keiner weitern Zeugen mehr, obschon das, was sie zu Metz gethan und verhandelt hatten, und worüber die ganze Christenheit, **pene totus orbis, wie der Pabst sagte, staunte und trauerte, an sich schon das lauteste und sprechendste Zeugniß ablegte. Und da endlich Günthers und Theutgods Collegen, nämlich die lotharingischen Bischöfe, sich in gleicher Schuld befanden, denn alle hatten unterzeichnet; so konnten sie doch als Angeklagte nun nicht auch als Richter dem Concilium in Rom beiwohnen. Kurz alle nöthigen gesetzlichen Formen waren beobachtet; und da noch überdieß hier große Gefahr verbunden war, so verdient des großen Pabstes Nicolaus energisches und durchgreifendes Verfahren, weit über jeden Tadel erhaben, nichts als die größten und gerechtesten Lobsprüche.

„einst verurtheilten, abgesetzten, anathematisirten, und „Dich noch mehr zur Wuth entflammenden Priester „Anastasius an deiner Seite, uns blos nach Deiner „tyrannischen Willkühr, und wie Dein leidenschaft„licher Haß es Dir eingab, verdammen. Aber Dei„nen fluchwürdigen Ausspruch ohne väterliche Güte „und brüderliche Liebe, grundlos und im höchsten „Grade ungerecht gegen uns, und im offenbaren „Widerspruche mit allen Canons und Satzungen „der Kirche, nehmen wir keineswegen an, sondern „verwerfen ihn gemeinschaftlich mit unsern Brüdern, „als einen leer ausgesprochenen, mit Fluch belade„nen Frevel, und beschließen, ferner mit Dir, dem „Beschützer der Excommunicirten und Feinde der „Religion, keine Gemeinschaft mehr zu haben, zu„frieden mit dem Verbande mit der ganzen übrigen „Kirche, und dem Vereine mit unsern Brüdern, „welche Du Dir zu unterwerfen Dich anmaßest. „In Deinem Leichtsinn hast Du Dir Dein eigenes „Urtheil gesprochen, da Du sagst: „Wer die apo„stolischen Beschlüsse nicht achtet, sey gebannt.“ „Diese hast Du alle verletzt, und göttliche Gesetze, „wie die Satzungen der Kirche mit Füßen tretend, „weigerst Du Dich der Richtschnur Deiner Vorfah„ren zu folgen. Da wir nunmehr Dein trügerisches „Gemüth, Deine Arglist, Deine Herrschsucht und „Dein ungestümes, liebloses Wesen kennen gelernt; „so sind wir keineswegs gesonnen, uns vor Dir „und jenem Stolz zu beugen, mit dem Du, nach „dem Wunsche unserer Feinde, uns völlig zu unter„drücken Dich so sehr beeiltest. Wisse daher jetzt, „daß diejenigen, welche Du, wenn Dein Stolz es „Dir erlaubt hätte, als Deine Brüder und Mitbi„schöfe hättest betrachten müssen, nicht, wie Du in „Deiner Aufgeblasenheit Dich rühmtest, Deine Dir „untergeordneten Cleriker sind. Im Gefühle dessen,

„was wir unserm Stande schuldig sind, und durch „Deine Unredlichkeit dazu gezwungen, mithin von „gerechtem Eifer entflammt, erwiedern wir Dir „Dieses auf Deine gegen uns erlassenen Beschlüsse, „dabei völlig uneingedenk der uns persönlich zuge„fügten Schmach, und blos die Würde und Rechte „des Episcopats im Auge habend."

14. Als der Pabst und die Römer hörten, der Kaiser sey an der Spitze eines furchtbaren Heeres gegen die Stadt im Anzuge, nahm alles zu den Altären seine Zuflucht, und der Pabst verordnete öffentliche Gebete und Processionen, um Gott zu bitten, daß er das Herz des Mächtigen, Geharnischten zum Frieden lenke. Aber immer noch zürnend zog Ludwig in Rom ein, und schlug sein kaiserliches Hauptquartier in der leoninischen Stadt, nicht ferne von der St. Peterskirche auf. Am folgenden Tage zog aus dem Lateran eine feierliche Prozession nach der St. Peterskirche. Dort angekommen, und als schon die Vordersten der Geistlichkeit die Stufen der Kirche hinauf stiegen, entspann sich zwischen den Kriegern des Kaisers und einigen Römern ein unbedeutender Zwist. Aber sogleich fielen jene mit gezückten Schwertern über die wehrlose Menge her. Die Prozession ward auseinander gesprengt, viele aus dem Volke wurden verwundet, und mit frevelnder Hand riß ein frecher Soldat sogar das heilige, von der Kaiserin Helena der römischen Kirche geschenkte Crucifix aus den Händen des Trägers, und schleuderte es mit Verachtung in den Koth. Noch zügelloser wurden jetzt die wilden, und wie es scheint, aller Kriegszucht entwöhnten Soldaten; an der Wuth des Einen entzündete sich die Wuth des Andern; schaarenweise ergossen sie sich in alle Straßen, es ward jetzt geraubt und gemordet, der schrecklichste

Frevel verübt, und selbst der Keuschheit Gott geweihter Jungfrauen nicht geschonet. Auch diese schrecklichen Auftritte suchte der Erzbischof Günther zu seinem Vortheil zu benützen. Seine Protestation hatte der Pabst, der den Inhalt derselben leicht errathen konnte, nicht annehmen wollen. An der Spitze einer mit Schwertern und Keulen bewaffneten Rotte zog also jetzt Hilduin, der Bruder des Erzbischofes, nach der Peterskirche. Die Thürhüter und andere Diener der Kirche wollten ihm den Eingang in das Heiligthum verwehren; aber der ihn begleitende Haufe schlug mit Keulen drein, einer der Thürsteher ward erschlagen, die andern nahmen die Flucht, Hilduin drang bis zum Grabe des Apostelfürsten vor, legte auf demselben die Protestation seines Bruders nieder, und zog sich dann triumphirend, weil durch die entblößten Schwerter seiner Begleiter gedeckt, wieder aus der Kirche zurück. Pabst Nicolaus glaubte sich jetzt in seinem lateranischen Palast nicht mehr sicher; heimlich verließ er also denselben, und floh in eine Kirche. Ohne Speise und Trank verharrte er hier zwei Tage im Gebete. Aber schnell und gleichsam auf dem Fuße folgten dem begangenen Frevel nun auch die göttlichen Strafgerichte. Der Soldat, welcher seine räuberische Hand nach dem Crucifix ausgestreckt, und solches so sehr zu entehren sich erfrecht hatte, starb noch an demselben Tage, nur wenige Stunden nach vollbrachtem Frevel. Der Kaiser selbst ward von einem gefährlichen Fieber auf das Krankenlager geworfen. Noch manche andere Unfälle trafen mehrere andere, durch verübte Missethaten ausgezeichnete und gebrandmarkte Krieger. Ludwig erkannte hierin die strafende Hand der Allmacht. Er wünschte sich unverzüglich mit dem Pabste wieder auszusöhnen. Bei den friedlichen Gesinnungen, die er äußerte,

wäre es Thorheit gewesen, ihm den Zufluchtsort des Pabstes noch länger zu verheimlichen. Nach seinem Wunsche ging die Kaiserin Engelberga selbst zu dem Pabste in die Kirche. Die kluge und erhabene Fürstin wußte bald den Pabst völlig zu beruhigen, und auf ihre Bitte begab sich derselbe sogleich zu dem kranken Kaiser. Beide hatten eine lange geheime Unterredung mit einander, aber der Erfolg erwieß, daß Ludwig dem Pabste jetzt versprach, die Ehescheidungsangelegenheit seines Bruders gänzlich der Entscheidung der römischen Kirche zu überlassen, und sich jeder fernern Einmischung zu enthalten. Völlig ausgesöhnt ertheilten sich beide den Friedenskuß, und in aller Sicherheit kehrte Nicolaus nun nach seinem Palaste im Lateran zurück. Bald darauf ward der Kaiser wieder vollkommen gesund; und ohnehin im höchsten Grade mißvergnügt über die schrecklichen, von seinen Soldaten ausgeübten Excesse, verließ Ludwig nun unverzüglich mit seinem Heere die Stadt Rom, und zog nach Ravenna, wo er das jetzt bald darauf eingetretene Osterfest feierte (865.). — Dem Pabste standen weder Kriegsheere, noch Festungen, noch Waffenvorräthe zu Gebote, und keine Hand hatte es gewagt, zu seiner Vertheidigung sich zu erheben; und dennoch hatte selbst die Majestät eines Kaisers sich jetzt vor ihm gebeugt. Aber eine höhere unsichtbare Macht stand ihm zur Seite; denn er war das Organ des göttlichen Gesetzes und der ewigen Gerechtigkeit; und vor diesen beiden in Demuth die Waffen zu strecken, macht auch den mächtigsten Monarchen des Erdkreises Ehre. In demselben Momente, in welchem Nicolaus in eine Kirche floh, errang er gerade den vollkommensten Sieg, und sein gekrönter, mit irdischer Allmacht ausgerüsteter Gegner sank matt und kraftlos auf das Krankenlager hin.

15. Bevor Ludwig mit seinem Heere vor Rom aufgebrochen war, hatte er dem Erzbischofe von Cöln und dessen Gefährten befehlen lassen, unverzüglich Rom und Italien zu verlassen, und in ihre Diöcesen zurückzukehren. Dieser Befehl und die Gewißheit einer vollkommenen Aussöhnung zwischen dem Pabste und dem Kaiser hätte Günther aus seinem Taumel wecken können; aber zu unbeugsam war der Sinn dieses Mannes. Noch ein Schimmer von Hoffnung erhielt seinen Trotz. König Lothar, glaubte er, müsse jetzt mit ihm stehen oder fallen, und so setzte er nun sein ganzes Vertrauen auf diesen schwachen, von einer unseligen Leidenschaft unstät umhergetriebenen Monarchen. Von seiner dem Pabste gesandten Protestation schickte er Abschriften an alle Bischöfe des lotharingischen Reiches. Er schrieb ihnen, sich durch Gerüchte nicht beunruhigen zu lassen, fest bei ihm auszuharren, auch den König zur Standhaftigkeit zu ermahnen, und besonders darauf bedacht zu seyn, demselben die Freundschaft seines Oheims, des Königs von Deutschland, zu erhalten. Günthers Selbsttäuschung war jedoch von kurzer Dauer. Obgleich unter dem päbstlichen Interdikt, unterzog er sich doch, gleichsam dem römischen Stuhle zum Trotz, während der österlichen Feier allen erzbischöflichen Verrichtungen. Aber sein Verhältniß zum König hatte sich indessen schon gewaltig geändert. Lothar, auf den das unerwartet schlimme Ende von Günthers und Theutgods Mission schon den widrigsten Eindruck gemacht hatte, und dessen leidenschaftliche Liebe zu Waldrada die Furcht sie zu verlieren jetzt nur noch mehr erhöhete, glaubte ihren Besitz um keinen Preis zu theuer zu erkaufen. Zu jedem Opfer entschlossen, entzog er jetzt um so bereitwilliger den beiden Bischöfen seinen Schutz, als er dadurch hoffen konnte, den Pabst

wo nicht völlig für sich zu gewinnen, doch wenigstens dessen Strenge um vieles zu mildern. Dem Günther ließ er also befehlen, sich jeder bischöflichen Amtsverrichtung zu enthalten, verbannte ihn hierauf aus Cöln, und verbot ihm, vor seinen Augen zu erscheinen, so lange er sich nicht mit dem Oberhaupt der Kirche wieder ausgesöhnt hätte. Der erzbischöfliche Stuhl von Cöln ward für erledigt erklärt, und Hugo, ein Sohn Conrads, eines Oheims Carls von Frankreich, durch Lothars Empfehlung auf denselben erhoben *). Auch an den Pabst schrieb Lothar, und zwar in den demüthigsten Ausdrücken. Weil von seinen beiden Oheimen schon einigemal ermahnt, der Kirche kein Aergerniß zu geben, fiel er jetzt auf den Gedanken, daß diese seine heimlichen Ankläger bei dem Pabste seyn könnten, um einen Vorwand zu finden, sich eines Theiles seiner Staaten zu bemächtigen. Er bat demnach den Pabst

*) Ueber diese Wahl hatte die Kirche keine Ursache sich sehr zu erfreuen, daher sie auch von dem Pabste, der Hugos weltliche, einem Bischofe wenig geziemende Aufführung und Denkart kannte, nicht bestätiget ward; so daß der erzbischöfliche Stuhl von Cöln einige Jahre unbesetzt blieb. Zu seiner Entschädigung erhielt Hugo von dem König Carl nebst mehrern Klöstern auch die reiche Abtei zum heiligen Martin in Tours, und noch überdieß die Grafschaft Angers; denn so wie man zu jenen Zeiten den Laien oft Klöster und Abteien anwieß, so gab man nun auch Geistlichen, obgleich etwas seltener, ganze Grafschaften, in welchen sie nicht minder willkührlich, als die übrigen hohen Beamten, schalteten. Auf das Wohl der Provinz kam es dabei eben so wenig an, als auf Zucht, Ordnung und Gottseligkeit in jenen Klöstern, die man der Willkühr der Laien überließ. Was man ganz allein im Auge hatte, waren die Einkünfte.

um Schutz gegen diejenigen, die, obschon seines Gleichen, sich dennoch über ihn zu erheben suchten; endlich meldete er dem Pabst, daß er im Begriffe stehe, selbst nach Rom zu gehen, um den heiligen Vater von der wahren Lage seiner Angelegenheit in Kenntniß zu setzen, und dann dessen Ausspruch sich unbedingt zu unterwerfen. Diesen Besuch suchte jedoch der Pabst abzulehnen. Er verbot ihm sogar, bevor er sich den päbstlichen Beschlüssen gefügt hätte, nach Rom zu kommen, indem er in diesem Falle keine jener Ehrenbezeugungen erwarten dürfte, die man von jeher den in Rom ankommenden Monarchen zu erweisen pflege.

16. Jetzt fiel auch den lotharingischen Bischöfen die Binde von den Augen. Nur mit Schrecken schauten sie auf das Concilium von Metz zurück; und aller ihrer bisherigen Stützen beraubt, nahmen sie nun sämmtlich zu der ihnen noch immer offenstehenden Gnadenpforte des römischen Stuhls ihre Zuflucht. Alle eilten, sich zu den Füßen des heiligen Vaters zu werfen, ihren begangenen Fehler zu bekennen, zu bereuen, und um die päbstliche Lossprechung zu flehen. Die Einen thaten es in Person, die Andern durch Abgeordnete, und wieder Andere in sehr weitläufigen, in den demüthigsten Ausdrücken abgefaßten Bittschriften. Mit väterlicher Milde nahm Nicolaus sie alle wieder an, und indem er ihnen die Absolution ertheilte, gab er auch jedem noch einige sehr heilsame Ermahnungen für die Zukunft. Nur Günther und Theutgod machten eine traurige Ausnahme. Beide waren jedoch ebenfalls nach Rom geeilet. Wahrscheinlich glaubte Günther, Nicolaus sey ein Pabst, wie er selbst bisher ein Bischof gewesen. Vor seiner Abreise nach Rom plünderte er demnach seine Kirche rein aus,

nahm den ganzen Kirchenschatz mit, und hoffte allem Anscheine nach, durch klug ausgetheilte Geschenke unter den Umgebungen des Pabstes sich diesen desto geneigter zu machen. Aus Rache gegen Lothar entdeckte er dem heiligen Vater nun alle theils von ihm selbst, theils von Lothar gegen Theutberge geschmiedete Ränke. Aber dieses Bekenntniß, das man vielleicht eben so wohl auch einen Verrath nennen könnte, machte auf den Pabst nicht den erwünschten Eindruck, und Günthern entschwand endlich der letzte Strahl von Hoffnung, als Nicolaus öffentlich erklärte, daß, wenn jene beiden Bischöfe auch der strengsten Buße sich unterworfen, und allen verursachten Schaden vollkommen wieder gut gemacht hätten, sie doch nie mehr das hohe bischöfliche Amt bekleiden könnten. Theutgod war untröstlich. Des Pabstes unerbittlich strenger Sinn stürzte ihn endlich in das Grab. Kummer und Gram hatten in kurzer Zeit alle seine Kräfte verzehrt, und bittend und flehend starb er zu Rom gleichsam an den Schwellen des Vatikans. Auch auf Günthers Gesicht sah man, nach seiner Rückkehr von Rom, alle Spuren eines unaufhörlich an seinem Herzen nagenden Kummers, und tief gebeugt ging nun der Mann einher, der noch unlängst über Alle und selbst über das höchste Oberhaupt der Kirche sich zu erheben gedachte. Da die Diöcese von Cöln sich auch ziemlich weit nach Deutschland hinein erstreckte, so legten die deutschen Bischöfe in einem Synodalschreiben an den Pabst ebenfalls eine Fürbitte für ihren ehemaligen Amtsbruder ein. Auch sogar die Könige Ludwig und Carl verwendeten sich lebhaft für denselben. Aber der Pabst blieb unerbittlich. Dem Könige Ludwig schrieb er, er habe aus seinem Schreiben zu Gunsten Günthers ersehen, wie unempfindlich er gegen die Uebel sey, welche gerade am schwersten auf die Kirche

drückten. Den germanischen Bischöfen gab Nicolaus einen scharfen Verweis, und indem er noch einmal Günthers ganzes sündhaftes Verfahren in wenigen, aber scharfen Zügen heraushob, erklärte er unwiderruflich, daß wenn er auch wirklich denselben auf seinem ehemaligen erzbischöflichen Sitz wieder herstellen wollte, dieses ihm doch die Pflichten seines eigenen hohen Amtes, so wie die Größe des von dem Bischofe begangenen Verbrechens durchaus nicht erlauben würden. Alles, was Günther endlich, jedoch nicht von Nicolaus, sondern erst von dessen Nachfolger, dem Pabste Hadrian II. erhalten konnte, war blos, daß er zur Communion der Laien zugelassen ward.

17. Um seinen in dem römischen Concilium gefaßten Beschlüssen die nöthige Vollendung zu geben, das heißt, dafür zu sorgen, daß sie ohne allen Verzug in Vollziehung gesetzt würden, hatte Nicolaus den Arsenius, Bischof von Orta, als seinen Legaten an die Könige Ludwig, Carl und Lothar gesandt. Unter den verschiedenen dem Legaten ertheilten Aufträgen, war unstreitig die Trennung der unerlaubten Verbindung Lothars mit Waldrada das Wichtigste. Nebst dem sollte er auch den von dem Pabste losgesprochenen Bischof Rothad *) wieder in seine bischöfliche Kirche zu Soissons einführen, und endlich sollte er sich vorzüglich bemühen, unter allen carolingischen Fürsten eine vollkommene Eintracht zu erhalten. Aus Gründen, die wir sogleich hören werden, war dem Pabst ungemein viel daran gelegen, daß der unter den Monarchen jetzt bestehende

*) Von diesem Bischofe und dessen Streit mit Hincmar wird sogleich in dem folgenden Abschnitte die Rede seyn.

Friede nicht gestört werde. Ueber diesen Gegenstand gab er daher seinem Legaten an die Könige Ludwig und Carl, so wie an deren Bischöfe, mehrere Briefe von ungewöhnlich ernstem Inhalt mit. Arsenius begab sich zuerst nach Frankfurt zum König Ludwig, und überreichte ihm das päbstliche Schreiben. Ludwig, ohnehin nicht leicht ungerechtem Länderwerb nachjagend, äußerte sich sogleich auf eine den Wünschen des Pabstes vollkommen entsprechende Weise, und es ward festgesetzt, daß diesfalls eine persönliche Zusammenkunft Ludwigs, Carls und Lothars nächstens zu Cöln statt haben sollte. — Von Frankfurt begab sich Arsenius zu Lothar, vermuthlich nach Aachen. Hier berief er sogleich ein Concilium von Bischöfen und weltlichen Herren zusammen, und in Gegenwart dieser zahlreichen, nicht wenig imponirenden Versammlung sprach er mit dem König in einem Tone, in welchem selbst der Pabst mit dem Monarchen zu sprechen sich kaum würde erlaubt haben. Er ließ ihm die Wahl, entweder Waldrada alsogleich von seinem Hofe zu entfernen, und seine rechtmäßige Gemahlin wieder zu sich zu nehmen, oder ohne weitern Verzug mit dem Bann und dem Fluch des heiligen Petrus belegt zu werden. Eine Wahl war hier schwer, eigentlich völlig unmöglich. Der Ausspruch des Pabstes war der Ausspruch Christi. Nicht Nicolaus, sondern das Evangelium hatte gesprochen, und der Pabst diesen Spruch blos durch den Mund seines Legaten verkündet. Gegen das göttliche Gesetz, in Gegenwart sämmtlicher Bischöfe und so vieler Großen seines Reiches, sich förmlich zu empören, konnte und durfte Lothar nicht wagen; er versprach also, dem, was die Kirche und deren Oberhaupt verordneten, sich unbedingt zu unterwerfen. Arsenius eilte nun zum König Carl nach Attigny, überreichte ihm und dessen

Bischöfen die päbstlichen, mit jenen an König Ludwig und die germanischen Bischöfe völlig gleichlautenden Schreiben, und nachdem er den Rothad wieder in sein bischöfliches Amt eingesetzt hatte, begehrte er die Auslieferung der Königin Theutberge. Feierlich ward ihm die Fürstin übergeben, und von zwei französischen Bischöfen begleitet, kehrte sie mit dem Legaten nach Aachen zurück. — In einer eben so glänzenden als zahlreichen Versammlung geistlicher und weltlicher Herren, bei welcher sich auch noch aus allen carolingischen Reichen viele Großen und mehrere der angesehensten Männer einfanden, schwuren zwölf lotharingische Männer, nämlich sechs Grafen und sechs Vasallen, im Namen ihres Königs und in dessen Seele auf die vier Evangelien und auf heilige Reliquien einen feierlichen Eid, daß König Lothar mit Theutberge, seiner Gemahlin, so leben, sie so behandeln und in Ehren halten wolle, wie es einem König mit der Königin, seiner Gemahlin, zu leben, sie zu behandeln und zu halten geziemt. Von dem Legaten und den Bischöfen ward jetzt Theutberge dem Lothar übergeben, aber von Ersterm zugleich ein schrecklicher Fluch über den König ausgesprochen, wenn er seinem Versprechen untreu werden, den so eben geschworenen Eid jemals brechen würde. Am folgenden Tag hielt Arsenius in vollem bischöflichen Ornat ein feierliches hohes Amt, dem Theutberge, jetzt wieder geschmückt mit allen Insignien königlicher Würde, an der Seite ihres Gemahles beiwohnte.

18. Zur größten Zufriedenheit des Pabstes hatte jetzt dessen Legat sein Missionsgeschäft vollendet; besonders war es ihm über alle Erwartung gelungen, den Monarchen friedliche und freundliche Gesinnungen einzuflößen. Nebst dem, daß die Päbste

von jeher, als die gemeinschaftlichen Väter aller christlichen Völker, stets bemüht waren, den Frieden in der Christenheit zu erhalten, hatte Nicolaus jetzt noch einen ganz besondern Grund, warum ihm die Erhaltung der Eintracht unter den Monarchen so vorzüglich am Herzen lag. Carl von Provence war nämlich vor noch nicht zwei ganz vollen Jahren unbeerbt gestorben, und seine Brüder Kaiser Ludwig II. und Lothar hatten sich in die Staaten des Verstorbenen getheilt. Aber auch die beiden Oheime, besonders der ländersüchtige Carl, glaubten auf einen Theil dieser Länder gegründete Ansprüche zu haben, und es war nicht ohne Grund jeden Augenblick zu befürchten, daß besonders der letztere in den dem Kaiser von der Verlassenschaft zugefallenen Ländertheil einen feindlichen Einfall machen möchte. Zwar wäre Ludwig mächtig genug gewesen, einem solchen Angriff mit Nachdruck zu begegnen; aber das von den Sarazenen hart geängstigte und gedrängte Italien erforderte jetzt die ungetheilte Aufmerksamkeit des Kaisers, und es lag nun in dem Interesse des römischen Stuhles und aller italienischen Völker, ja selbst der gesammten Christenheit, dafür zu sorgen, daß der Kaiser durch einen Angriff auf seine diesseits der Alpen gelegenen Staaten nicht verhindert würde, mit seiner ganzen ungetheilten Macht sich gegen die Sarazenen zu wenden, um Italiens Boden von diesen Barbaren auf immer zu befreien. Wie sehr dieses dem Pabst am Herzen lag, ergiebt sich aus seinen sowohl an die Könige, als auch an deren Bischöfe dießfalls erlassenen Schreiben. Mit einer Hoheit, die man bei Angelegenheiten dieser Art von den Päbsten nicht gewohnt war, entfaltet Nicolaus darin sein ganzes apostolisches Ansehen, und spricht mit den Monar-

chentreine Sprache,*) die bisher noch kein Pabst mit irgend einem regierenden Gliede des carolingischen Hauses gesprochen hatte. Besonders merkwürdig in dem päbstlichen Schreiben an die Bischöfe ist, obgleich in ganz anderer Hinsicht, eine Stelle, die, weil sie des Pabstes klare Ansicht von der kaiserlichen Würde unumwunden ausdrückt, wir nicht umhin können, unsern Lesern hier wörtlich mitzutheilen: „Gerecht und gottselig müsse er (Kaiser Ludwig II.) „mit seinen Getreuen ungestört das Reich regieren „können, das durch Erbrecht auf ihn gekommen, „das Ansehen des apostolischen Stuhles ihm bestätigt, und das durch die von dem Oberhaupte der „Kirche verrichtete Krönung seinen höchsten Schmuck „(seine wahre hohe Bedeutung) erhalten hat. Un„gehindert, sage ich, müsse er zur Erhöhung und zum „Frieden der heiligen, katholischen und apostolischen „Kirche das von Gott geschützte Reich verwalten „können, welches er unter Segnungen, und unter „der Salbung mit heiligem Oehle, durch den Dienst „des höchsten auf den apostolischen Stuhl erhobenen Priesters erhalten hat**)." — Was Nico-

*) Ueber die Sprache, welche Nicolaus in den Schreiben an die Monarchen führt, machen die Bertinianischen Annalen eine sehr beißende Bemerkung: „non „cum apostolica mansuetudine et solita honorabilitate, sicut Episcopi Romani reges consueverant in suis epistolis honorare, sed cum malitiosa interminatione transmittit." — Man darf aber nicht vergessen, daß von diesem Theile der Bert. Annalen Hincmar der Verfasser, und weil der Pabst ihn einigemal sehr scharf zurechtwies, gar nicht gut auf denselben zu sprechen ist.

**) Liceat ei (Ludovico Imp.) regna sibi per haereditatum jus derivata, et apostolicae sedis auctoritate firmata, et summi Pontificis manu capiti

laus dadurch andeuten wollte, liegt klar am Tage. Das Erbrecht, sagte er nämlich, gibt dem Erstgebornen der ältesten Linie des carolingischen Hauses zwar einen Anspruch auf den Kaiserthron; aber das volle Recht dazu erhält derselbe erst von dem Stuhle des heiligen Petrus, durch die von dessen Nachfolgern unter heiligen Ceremonien und symbolischen Handlungen verrichtete Krönung. Kurz, der Pabst wollte nichts anders andeuten, als daß die abendländische, römische Kaiserwürde kein auf gewöhnliches Recht und altes Herkommen gegründetes Erbe sey; mithin, weil zum Theile aus der Kirche hervorgegangen, nun auch nicht blos durch Erbrecht, sondern durch die Bestätigung der Kirche erhalten werden könne. — Bei dieser Gelegenheit macht der leider zu frühe gestorbene gelehrte Herr Domcapitular Katerkamp, nachdem er den Sinn der Worte des Pabstes Nicolaus dem Wesentlichen nach ungefähr auf die nämliche Weise, wie wir hier, erklärt hatte, folgende sinnvolle Bemerkung: „In diesem Ausspruch“, sagt er in der vierten Abtheilung seiner Kirchengeschichte S. 295, „ist „schon die Idee von zwei Mächten, einer weltlichen „und geistlichen, enthalten, welche unter Gottes Ansehen die moralische Welt leiten und regieren, je„doch so, daß die geistliche Macht unmittelbar von „Gott, die weltliche dagegen von der Kirche und

superposito diademate augustissime decorata, cum suis fidelibus pie ac justissime gubernare. Sinatur omnino a Deo protectum Imperium suum, quod cum benedictione, et sacratissimi olei unctione, sedis apostolicae praesule ministrante percepit, ad exaltationem et quietam matris suae hujus sanctae catholicae et apostolicae ecclesiae licenter ac rectissime moderari.

„aus ihrer Machtvollkommenheit, wie das Mond-„licht aus der Sonne, erborgt sey; woraus denn „ein gewisses Recht zur Vormundschaft, wel-„ches die Kirche gegen den Staat hat, folgerecht „hervorgeht. Anlangend die Begründung eines sol-„chen Vormundschaftsrechtes, so wird wohl kein „gründlicher Katholik noch behaupten wollen, daß „solches in dem Wesen des Primats, als eines „von Jesu Christo eingesetzten Vorrechtes, nothwen-„dig, und mithin für alle Zeiten enthalten sey; „in so fern es aber, als ein zufälliges, besondern „Zeiten angepaßtes zu betrachten ist, so haben be-„reits denkende Protestanten die Zweckmäßigkeit ei-„nes solchen Vorrechtes, namentlich für die Zeitum-„stände, wie sie damals schon eingetreten waren, „und in der Folge noch mehr eingetreten sind, an-„erkannt. Denn seitdem des großen Carls mächtige „Hand vom Staatsruder sich zurückgezogen, und „auch sein Geist aus der Verwaltung gewichen war, „bedurfte sowohl die Menschheit im Staate, als der „Staat selber, für die verschwundene Kraft eines An-„haltes oder einer Stütze, worauf die vereinzelten „Kräfte sich sammeln könnten. Diesen Stützpunkt „fand man nirgends, als in dem Primat des Apo-„stels Petrus. Was der Pabst in den erwähnten „Worten aussprach, war nichts, was er sich jetzt „erst angemaßt, oder herausgenommen hätte, son-„dern was ihm entweder ausdrücklich, oder still-„schweigend das Zeitalter bereits schon beigelegt „hatte.“*)

*) Obgleich jeder Katholik Obiges, dem Wesentlichen nach, sehr gerne unterzeichnen wird, so glauben wir doch, uns noch eine kleine Erinnerung dabei erlauben zu dürfen. — Wie es scheint, legt Katerkamp in die Worte des Papstes Nicolaus mehr hinein, als

dieser selbst hineinzulegen dachte. Der Pabst stellt blos den Grundsatz auf, daß, nach dem Wesen und der innern Natur des neuen unter Carl dem Großen gegründeten, christlich römischen Kaiserreiches, Erstgeburt und Erbrecht nicht schon für sich ganz allein zur Kaiserwürde berechtigten, sondern dazu auch noch erst die Bestätigung von Seiten der Kirche, das heißt von deren höchstem Oberhaupte nöthig sey. Aber dadurch wird ja noch lange nicht die Kirche als die einzige, sondern blos als eine ebenfallsige Quelle der höchsten weltlichen Macht bezeichnet. Ward ja auch in jenen Zeiten die Bestätigung der Pabstwahlen der höchsten weltlichen Macht allgemein zuerkannt, auch Nicolaus selbst in seiner hohen Würde erst vom Kaiser Ludwig bestätiget; und dennoch fiel es gewiß weder diesem, noch einem andern Kaiser ein, das Pabstthum blos als einen Ausfluß kaiserlicher Machtvollkommenheit betrachten zu wollen. Offenbar findet Katerkamp in den Worten des Nicolaus mehr, als vielleicht darin möchte gesucht und gefunden werden können. Etwas anders ist es mit jenem höhern, den Thron eines christlichen Monarchen umgebenden Glanze, und jener ganz eigenen, ihn umfließenden unsichtbaren Majestät, die ihm freilich ganz allein nur von der Kirche, durch deren Segnungen, Salbung mit dem heiligen Oele, und noch andere eben so sinnvolle als heilige symbolische Handlungen und Ceremonien ertheilt werden kann, daher auch blos als Reflexe jener die Kirche des Sohnes Gottes umstrahlenden Majestät zu betrachten sind; und in diesem Sinne mag denn auch wirklich das schöne Gleichniß von der aus dem Glanze der Sonne herfließenden Klarheit des Mondes, oder etwas dergleichen der Seele des Nicolaus damals vorgeschwebt haben. — Ferner scheinen uns die Ausdrücke Vormundschaft, Bevormundung etwas zu hart gewählt, daher auch nicht ganz passend. Die weltliche wie die geistliche Macht kommt von Gott; die geistliche unmittelbar, mittelbar die weltliche. Aber dieses mittelbar und unmittelbar bezieht sich blos auf unsere Anschauungsweise, verändert aber keineswegs die Natur

der Sache. Bei Allem, was von Gott kommt, brauchen wir nicht zu untersuchen, auf welchem Wege es kommt; genug es kommt von Gott, und ist und bleibt mithin auch göttlich. Daraus, daß das Eine eine unmittelbare, das Andere eine mittelbare göttliche Institution ist, muß also nicht schon nothwendig der Begriff einer Subordination des einen oder des andern Theils, sondern vielmehr jener einer vollkommenen Coordination hervorgehen, und gewiß lag auch damals die Idee einer Vormundschaft weder in dem Sinne des Pabstes, noch der ganzen übrigen Christenwelt. Aber desto unbezweifelter ist es, daß die Vorstellung von einem der Kirche zustehenden Schutzrecht damals schon eine, allen christlichen Völkern gemeinsame Ansicht war,*) und es auch um so mehr seyn konnte, da dieses Schutzrecht als eine von Gott der Christenheit geschenkte wohlthätige Einrichtung auch wirklich in dem Wesen des Primats gegründet ist. In dem Reiche Gottes sollte fortan dem Unterdrückten gegen mißbrauchte weltliche Macht eine sichere Zufluchtsstätte an den Stufen des Stuhles des heiligen Petrus offen stehen; so wie auch seiner Seits eben dieser Stuhl, im Kampfe gegen seine innern, gefährlichsten Feinde, nämlich gegen den Geist des Widerspruchs, der Auflösung und Ketzerei, an die weltliche, als eine ihn schirmende und schützende Macht angewiesen war. In ganz naher Verbindung mit diesem Schutzrecht stand nun auch das schon in dem einfachen Verhältniß eines gemeinschaftlichen Vaters der Christenheit gegründete, und überdieß noch von den Völkern und deren Beherrschern dem römischen Stuhle faktisch übertragene oberste schiedsrichterliche Amt, dessen sich jedoch die Päbste nie aus eigener Macht angemaßt hatten, es auch nie ausübten, als wann klagende oder angeklagte Völker, kla-

*) Schon das in den Zeiten des grauesten Alterthums der Kirche allgemein zuerkannte Privilegium des Asylums deutet, obgleich nur noch ferne, auf eben dieses Schutzrecht hin.

gende oder angeklagte Fürsten an ihren Richterstuhl appellirten; und wenn nun der unbefangene Protestant schon zugiebt, daß dieses schiedsrichterliche Recht für gewisse Zeiten passend und heilsam war, so wird der gründliche Katholik um so leichter zu der Ueberzeugung gelangen, daß es nicht nur für gewisse, sondern für alle nur gedenkbare Zeiten die größte Wohlthat für Thronen und Völker gewesen wäre. Nach der großen Glaubensspaltung in dem 16. Jahrhundert ward freilich den Händen der Päbste dieses, eine Reihe von Jahrhunderten hindurch mit so vielem Segen verwaltete Amt nach und nach völlig entzogen; ob aber zum Wohl oder Wehe der Menschheit? dieß überlassen wir dem eigenen Ermessen eines jeden unserer denkenden, und die Geschichte in ihrem wahren, das heißt ächt christlichen Sinne auffassenden Leser. — Alle leider schon selbst in der zweiten Hälfte des Mittelalters entstandenen Collisionen zwischen der geistlichen und weltlichen Macht rührten stets blos daher, daß immer noch mehr oder weniger Elemente heidnischen Stoffes mit dem öffentlichen Leben der christlichen Staaten verwebt waren; davon war es nun eine ganz natürliche Folge, daß, als man nach und nach wieder zu dem Heidenthum zurückzukehren anfing, und endlich eine Menge heidnisch-antiker Ideen, Grundsätze, Maximen und Ansichten in Verfassung, Gesetzgebung, Verwaltung, kurz in allen Zweigen des Staatslebens beinahe überall vorherrschend wurden, nun auch jene Collisionen in einen immer gefährlicher werdenden, selbst Haß erzeugenden Conflikt übergingen. Das größte Unglück, das auch bald eine gänzliche Verwirrung der Begriffe herbeiführte, war, daß man Kirche und Staat, die nur in der I d e e und nicht in der W i r k l i c h k e i t getrennt werden konnten, demungeachtet in der Staatspraxis, mithin in der Wirklichkeit trennte. Als dem Feinde des Friedens und christlicher Eintracht dieses gelungen war, dann ward es ihm ein leichtes, nun bald auch beide, nämlich Kirche und Staat, als zwei sich völlig fremde, daher gegenseitig sich mit Scheelsucht belauernde, feindliche Objekte einander gegenüberzustellen. Das einzig wahre Verhältniß zwischen Kirche

und Staat, was blos in dem engsten Verband, in der innigsten Vereinigung und Verschmelzung beider besteht, war jetzt unwiederbringlich verloren, der Begriffsverwirrung ein grenzenloses Feld eröffnet; und so sehr man sich abmühete, ein neues Verhältniß auszumitteln; so hat doch alles, was besonders in unsern Tagen darüber gedacht, geschrieben und ersonnen ward, weder den gründlichen Katholiken, noch den christlichen und dabei vorurtheilsfreien Protestanten auch nur einigermaßen befriedigen können. Der christliche Staat steht nicht außer oder neben der Kirche, sondern innerhalb derselben; so wie ihrer Seits die Kirche in einem solchen, nicht blos dem Namen, sondern auch seinem ganzen innern Organismus nach ächt christlichen Staate ebenfalls überall sich selbst wieder findet; und indem ihr kirchliches, oder vielmehr göttliches Element alle Theile des Staatskörpers reiniget, heiliget, und ihnen von seiner eigenen, sich selbst erhaltenden Kraft mittheilt, giebt sie dadurch dem ganzen Socialzustand erst festen Bestand und bleibende Dauer.*) — Bei einer solchen innigen

*) Daß die Funktionen der Diener der Kirche und der Diener des Staats verschieden und von einander getrennt sind, dieß macht nichts zur Sache, denn sie könnten auch, wo nicht alle, doch die mehrsten, wie es auch ehemals in rein geistlichen Staaten der Fall war, mit einander vereint seyn. Aber selbst diese in weltlichen Staaten nothwendige Trennung wird doch im Ganzen genommen ein neues Band der Vereinigung. So z. B. wenn der Bischof nach geschehener Berathung mit den Geistlichen seiner Kirche einen öffentlichen Buß-, Bet- und Fasttag anordnet, muß vom Monarchen und dessen ersten Räthen an, wenn sie anders Söhne der Kirche sind, alles beten und fasten. Wenn aber alsdann auch der Monarch z. B. die Einfuhr irgend eines der Industrie oder Moralität schädlichen Luxusartikels verbietet; dann darf auch selbst ein Bischof, ohne nicht blos gegen den Regenten, sondern selbst gegen Gott sich zu versündigen, ein solches

Vereinigung nnd Verschmelzung von Kirche und Staat, wo das Evangelium alle Verhältnisse zwischen Fürst und Volk ohnehin schon so menschenfreundlich als lichtvoll ordnet, und jenem wie diesem nicht nur ungleich strengere und weisere Gesetze und Normen vorschreibt, als alle Pairs- und Deputirten-Kammern vorzuschreiben im Stande sind, sondern seinen Vorschriften auch noch eine höhere Sanktion und sichere Gewährleistung verbürgt, würde es gewiß nie der Constitutionen (im neuern Sinne des Worts) bedurft haben, die ohnehin, so viel es ihrer auch schon gegeben hat, nie die gehofften, reifen Früchte brachten, wohl aber ein neuer trauriger Beweiß waren, daß der Mensch die Remedur für selbst herbeigeführte Uebel, wahrscheinlich um eigener Beschämung zu entgehen, durchaus da nicht suchen will, wo sie doch ganz allein nur zu finden ist; daher auch jetzt der allgemeine, gewöhnlich mit einem Angstschrei verbundene Ruf: „nur kein Rückschritt zum Alten!“ Du guter Gott, gibt es jetzt noch eine Thorheit, die nicht für hohe Weisheit gilt! — — Mit gutem Vorbedacht haben wir uns bei diesem Gegenstand etwas länger, als gewöhnlich verweilet, jedoch blos aus dem Grunde, um in Perioden theils scheinbarer, theils wirklicher Verwirrung, denen wir uns mit dem Ende des neunten Jahrhunderts immer mehr nähern, durch die hier aufgestellten Grundsätze und Ansichten, von deren innern, wie geschichtlichen Wahrheit wir uns vollkommen überzeugt und durchdrungen fühlen, und die wahrhaft, gleich eben so vielen am historischen Gesichtskreise leuchtenden Punkten, die Nacht längst verflossener Jahrhunderte erhellen können, das Urtheil der Leser ohne alles Straucheln auf der allein wahren und richtigen Bahn zu erhalten.

Gebot auf keine Art umgehen; und so geht nun alles Uebrige Hand an Hand mit einander fort; und die Bahn ist jedem Theile so klar vorgezeichnet, daß gar keine Collisionen möglich sind. Diese finden nur da statt, wo eine schon heidnisch gewordene Regierung die Kirche zu beherrschen, und zwar ganz despotisch zu beherrschen sucht.

19. Bis jetzt war also des Arsenius Mission, wie wir schon erwähnt, im höchsten Grade erfolgreich gewesen. Was er noch zu thun hatte, war unbedeutend und, weil durchaus mit keiner Schwierigkeit verbunden, auch äußerst leicht. Aber gerade hierin beging der Legat eine Unvorsichtigkeit, — wenn anders sein Verfahren nicht ungleich schärfer bezeichnet zu werden verdient, — die Alles, was bisher geschehen war, auf einmal wieder über den Haufen warf. Um den Lothar gegen Rückfall zu bewahren, wollte der Pabst den Gegenstand der unerlaubten Liebe desselben auf einige Zeit so weit als möglich von ihm entfernen. Im Namen Gottes und der Kirche gebot demnach Arsenius der Waldrada, ihm nach Rom zu folgen, um dort nach geschehenem reumüthigen Bekenntniß ihrer Sünden von dem Pabste die Absolution zu erhalten.*) Lothar wagte nicht zu widersprechen, und befahl daher der Geliebten, sich dem Wunsche des heiligen Vaters zu fügen. Aber Waldrada hatte noch keine Lust, in den Stand büßender Sünderinnen zu treten. Sie versprach zwar nach Rom zu gehen, erbat sich aber die Erlaubniß, die Reise nach ihrer Bequemlichkeit machen zu dürfen, und Arsenius, durch Waldradas reiche Geschenke gewonnen, erlaubte Alles, was man von ihm verlangte, ließ sie demnach ganz allein mit ihrer Dienerschaft reisen, und schrieb ihr blos die verschiedenen Städte vor, über welche sie

*) In allen Ländern war es damals üblich, große oder auch hochgestellte Sünder, vorzüglich wenn noch ganz besondere Umstände dabei obwalteten, nach Rom zu schicken, um dort die Lossprechung von ihren Sünden zu erhalten.

sich nach Rom begeben sollte. Er selbst ging vor an. Sein Weg führte ihn durch Bayern, wo er mit dem König noch ein einige dem römischen Stuhle gehörenden Patrimonien betreffendes Geschäft zu berichtigen hatte. In Worms stellte sich auch Boso's Gemahlin Engeltrude ein, bat ihn, sie vom Banne zu lösen, und versprach dann ebenfalls nach Rom zu gehen, um sich zu den Füßen des heiligen Vaters zu werfen. Arsenius suchte sie auf alle Weise zu trösten, und war nicht wenig erfreut, zwei an Rang den Fürstinnen gleiche Frauen, die an seiner Hand von ihrem tiefen Fall sich wieder aufgerichtet, nun bald in Rom reumüthig zu den Stufen des Altars der St. Peterskirche führen zu können. Aber Engeltrude hatte durch ihre Demüthigung bei dem Legaten nur die Welt zu täuschen gesucht. Bevor sie noch die Grenzen Italiens erreicht hatte, kehrte sie schon wieder um, überall auf ihrer Rückreise das Gerücht verbreitend, der päbstliche Legat habe sie vom Banne gelöset. Waldrada war indessen bis nach Pavia gekommen. Aber hier erhielt sie Briefe von Lothar; worauf sie ebenfalls alsogleich umkehrte, um auf das neue wieder in die Arme des gleich ihr so schrecklich verblendeten Königs zu eilen. Um jeden Schein zu vermeiden, erschien sie weder am Hofe, noch in der Stadt, bezog jedoch ein so ziemlich nahe gelegenes Schloß. So oft er nur konnte, besuchte Lothar sie hier ganz in Geheim, nur von wenigen seiner Getreuen begleitet, die er zu Vertrauten seines Geheimnisses gemacht hatte. Aber gerade dieß Geheimnißvolle, in das er jetzt seinen Umgang mit der Geliebten verschleiern mußte, gab seiner unseligen Leidenschaft nur noch stärkere Nahrung. Seine Besuche wurden immer häufiger, und hörten nun bald auf, für den Hof wie für Stadt und Land noch länger ein Ge-

heimniß zu seyn. Waldrada ward jetzt wieder der einzige Kanal, durch den alle vom Throne ausgehenden Wohlthaten und Gnadenbezeugungen flossen. Unbeschränkt beherrschte sie das Herz des Königs, und war der That nach Königin, während die verlassene, in den einsamen Gemächern ihres Palastes sich vertrauernde Theutberge blos die jetzt für sie, wie für alle übrigen völlig bedeutungslosen Zeichen königlicher Würde trug. Wohl fühlend, daß sie nicht hoffen dürfe, je wieder das Herz ihres Gemahls zu gewinnen, schrieb Theutberge nun auf das neue an den Pabst, bestätigte jetzt selbst Lothars vorgebliche frühere Vermählung mit Waldrada, und bat daher den heiligen Vater, ihr zu erlauben, sich von dem König zu trennen, und für immer in ein Kloster zurückzuziehen. — Auch die beiden Könige Ludwig und Carl fingen nun an, mit etwas mehr Wärme sich ihres Neffen anzunehmen. Dem Verlangen des Pabstes zu Folge waren sie zu Attigny zu einem Friedenscongreß zusammen gekommen. Das Resultat desselben entsprach vollkommen dem Wunsche des Pabstes. Inniger als je waren jetzt die drei Monarchen wenigstens auf einige Zeit wieder mit einander vereint; und da nun noch Lothar die reiche Abtei St. Vast seinem Oheim, dem König Carl, zum Geschenke gemacht, so hatte er dadurch wieder dessen ganzes Wohlwollen gewonnen. Zu Gunsten ihres Neffen schrieben also beide Könige ebenfalls an den Pabst. Wohl mogte es sie längst schon gereut haben, die königliche Gewalt, wie sie wähnten, so tief unter die päbstliche herabgesetzt zu haben. Allem Anscheine nach war es jetzt ihre Meinung und ihr Wunsch, daß der Pabst, nachdem man ja allen Foderungen des römischen Stuhles Genüge geleistet, und dessen Beschlüssen sich vollkommen unterworfen hätte, nun auch der Sache ein Ende machen, alles Uebrige, so lange keine

neue Klage bei ihm würde erhoben werden, auf sich beruhen, und es blos Gott und Lothars Gewissen überlassen möchte. Auch mehrere Bischöfe, besonders Adventius von Metz, schrieben an den Pabst, und gaben Lothars Betragen gegen Theutberge das rühmvollste Zeugniß.

20. Aber von einem Pabste, wie Nicolaus, war nicht leicht etwas zu erschleichen, und ein solches mit dem Verbrechen in Geheim unterhandelndes Accomodationssystem war nicht nach seinem geraden und ernsten Sinne. Nur noch strengere Maßregeln waren die Folgen aller dieser Verwendungen. Waldrada ward auf der Stelle excommunicirt, in der Kirche Maria Maggiore öffentlich der Fluch des heiligen Petrus über sie ausgesprochen, und das Excommunicationsurtheil an alle französische, germanische und lotharingische Bischöfe gesandt. Die Letztern, in der Besorgniß, die Excommunication ihres Königes möchte ebenfalls darin enthalten seyn, wollten die päbstlichen Briefe gar nicht annehmen, bis endlich der Pabst ihnen drohete, sie, wenn sie nicht ohne Verzug gehorchten, von der Gemeinschaft mit der römischen Kirche zu trennen. Die Furcht der lotharingischen Bischöfe war jedoch ungegründet, Lothar noch nicht excommunicirt, und Nicolaus, wohl fühlend, daß eigentlich das Eine mit dem Andern verbunden seyn sollte, hatte in dem gegen Waldrada gefällten Urtheil ausdrücklich bemerkt, daß er aus Gründen, die er jedoch kund zu machen nicht verpflichtet sey, den König für jetzt noch mit größerer Schonung behandele. — Der Königin Theutberge schlug der Pabst ihre Bitte, in ein Kloster zu gehen, geradezu ab. Nur dann, sagte er, sey es ihr erlaubt, sich von ihrem Gemahl zu trennen, wenn auch dieser für immer vollkommene Enthaltsamkeit geloben wolle. Außerdem dürfte sie

ihren Gemahl nicht verlassen, und wenn auch ein gewaltsamer Tod ihr bevorstünde, dennoch dieser ihrer Pflicht nicht untreu werden. Uebrigens, fügte der Pabst noch hinzu, würde Lothar, wenn er auch seine rechtmäßige Gemahlin überleben sollte, doch von der Kirche nie die Erlaubniß zu einer ehelichen Verbindung mit Waldrada erhalten. — In seinem Schreiben an König Carl beklagte sich der Pabst bitter über Lothars Betragen. Von allem, was derselbe versprochen, habe er nichts gehalten; seinen strafbaren Umgang mit Waldrada fortgesetzt, nur die Kirche zu täuschen, und ihre Beschlüsse zu umgehen gesucht. — Der Brief an König Lothar endlich ist zwar in den zärtlichsten Ausdrücken eines für das Heil seines Sohnes ängstlich besorgten Vaters abgefaßt, aber dabei auch voll strenger Ermahnungen und Androhungen kirchlicher Strafen. Besonders besteht der Pabst darauf, daß Waldrada ohne fernere Zögerung sich nach Rom verfügen müsse. Wie gewöhnlich beantwortete Lothar das päbstliche Schreiben in den demüthigsten Phrasen, versicherte darin, daß er seit der Entscheidung des römischen Stuhles keinen Umgang mehr mit Waldrada gepflogen, und derjenige, welcher dem Pabste das Gegentheil geschrieben, oder gesagt, sich einer Lüge schuldig gemacht habe. Er wäre von jeher bereit gewesen, und sey es auch noch, sich allen Geboten der Kirche zu fügen. Endlich wiederholte er sein Versprechen, nächstens nach Rom zu kommen, und dem heiligen Vater sich vorzustellen. Leider waren es wieder nur leere Worte. Alles blieb beim Alten, und nun säumte Nicolaus nicht länger mehr, auch gegen den König Lothar den Bannfluch der Kirche zu schleudern. Wie es scheint, machte der Pabst das Excommunicationsurtheil nicht allgemein bekannt; denn wir erfahren es nur aus einem gleich darauf an

29*

den König Carl erlassenen päbstlichen Schreiben, in welchem Nicolaus sagt, daß er in Zukunft an den König Lothar, den er excommunicirt habe, gar nicht mehr schreiben werde.

21. Bald darauf starb Nicolaus I. am 23. October 867. Der Tod seines strengen, unerbittlichen Gegners, und des weichen, sanftmüthigen Hadrians Erhebung auf den päbstlichen Thron belebten Lothar mit neuen Hoffnungen.*) Er schrieb sogleich an den neuen Pabst, ihn um die Erlaubniß bittend, nach Rom kommen, und bei dem apostolischen Stuhle sich rechtfertigen zu dürfen, eine Gefälligkeit, welche Pabst Nicolaus, ungeachtet seiner dießfalls oft wiederholten Bitte, ihm stets verweigert habe. Gerne bewilligte Hadrian dem König seine Bitte. Er sollte nur kommen, schrieb der Pabst, er möchte auch wirklich gesündigt haben, oder nicht; denn in dem erstern Falle würde er seine Ankunft in Rom als die reuige Rückkehr eines Gefallenen zu einem bessern, gottgefälligen Wandel betrachten. Auf die Fürbitte des Kaisers, welcher dem Pabste versicherte, daß Waldrada ihre begangenen, schweren Fehltritte aufrichtig bereue, sprach Hadrian gleich im Anfange des folgenden Jahres sie wieder von dem Banne der Kirche los, jedoch unter der Bedingung, daß sie ihren ehemaligen Umgang mit dem Könige nicht auf das neue wieder anknüpfen, ja selbst nicht einmal zu freundlichem Gespräche sich ihm in Zukunft mehr nahen sollte. Ihre Lossprechung ließ der Pabst den französischen, deutschen und lotharingischen Bischöfen bekannt machen, und gebot

*) Um auf Lothars unselige Ehescheidungsgeschichte in der Folge nicht wieder zurückkommen zu müssen, sind wir gezwungen, uns einen kleinen Vorgriff in der Geschichte zu erlauben.

ihnen, die Waldrada wieder zu jedem öffentlichen Gottesdienst, wie auch zu dem Tische des Herrn zuzulassen. Die Geneigtheit zum Verzeihen und zur Nachsicht, die Hadrian durch diese Lossprechung erwies, schien den König zu den frohesten Hoffnungen zu berechtigen. Er entschloß sich, unverzüglich die Reise nach Rom anzutreten. Vorher ging er zu seinem Oheim, dem König Ludwig, nach Frankfurt, und bat ihn, während der Zeit, die er sich in Italien aufhalten würde, für die Sicherheit seines Reiches zu sorgen, und im Falle er nicht wieder zurückkehren sollte, seinem mit Waldrada erzeugten Sohne Hugo das Elsaß als ein souveraines Herzogthum zu ertheilen. Von dem redlichen, nur Friede und Eintracht in der Familie zu erhalten suchenden Ludwig ward ihm Beides ohne Anstand zugesagt, worauf Lothar ohne fernern Verzug, und unter lauter freundlichen Bildern einer nunmehr ganz nahen, heitern und frohen Zukunft die Reise nach Italien antrat.

22. Ihm voran ging Theutberge, wahrscheinlich auf des Königs ausdrücklichen Befehl, in jedem Falle wenigstens nicht ohne dessen Genehmigung. Mit zuvorkommendem Wohlwollen und der ihrem hohen Range gebührenden, ihr aber vielleicht längst schon ganz fremd gewordenen Auszeichnung, ward Theutberge zu Rom empfangen. Sie trug dem Pabste dieselbe Bitte vor, die sie schon, obgleich fruchtlos, an seinen Vorfahrer gerichtet hatte. Ihre Ehe mit Lothar, sagte sie, halte sie für ungültig, weil schon früher der König mit Waldrada vermählt gewesen. Ihr einziges Verlangen sey jetzt, auf immer von Lothar getrennt alle ihre übrigen Tage in einem Kloster blos Gott und der Ewigkeit zu leben. Mit der seinem ungemein sanften Charakter ganz eigenen Herzlichkeit suchte Hadrian die unglück-

liche Fürstin zu trösten. Jedes seiner Worte war ein Tropfen mildernden Balsams auf ihr verwundetes Herz. Auf der Stelle, sagte Hadrian, und ohne vorher sich mit seinen Bischöfen in einem Concilium zu berathen, könne er diese so wichtige Angelegenheit nicht entscheiden. Er werde aber, sobald seine dringenden Geschäfte es ihm nur immer möglich machten, das Concilium zusammenberufen. Einstweilen möchte sie nur völlig beruhiget wieder zu ihrem Gemahl zurückkehren, oder, wenn ihre geschwächte Gesundheit eine so weite Reise nicht erlaubte, sich nach irgend einer Stadt in Italien begeben; er würde dafür sorgen, daß die Einkünfte der ihr zugehörigen Abteien ihr pünktlich sollten zugesendet werden.

23. Indessen war auch Lothar in Italien angekommen. Er ging aber nicht gleich nach Rom, sondern begab sich zuerst nach Benevent, und von da zu seinem Bruder, dem Kaiser, der mit seinem Heere in dem Lager vor Bari stand. Vieles, ja Alles hoffte Lothar von der Unterstützung und Vermittelung seines Bruders, dem der römische Stuhl schon so vieles zu danken hatte, der allein Rom gegen die Sarazenen zu schützen vermochte, und der, um diese Barbaren aus Italien zu vertreiben, sich jetzt allen Gefahren und Mühseligkeiten des Krieges aussetzte. Lothars Hoffnungen waren zum Theil nicht ungegründet. Mit der größten Lebhaftigkeit nahm besonders die Kaiserin Engelberte sich der Sache ihres Schwagers an. Mit Bewilligung ihres Gemahls reiste sie mit ihm nach Monte-Cassino. Zwischen Lothar und dem Pabste suchte sie hier eine Zusammenkunft zu veranstalten, und wirklich begab sich auf ihre Bitte Hadrian nach dem genannten Kloster. Ungemein war Lothar darüber erfreut; denn weit zwangloser und ungestörter, als in Rom,

konnte er in Monte-Cassino seine schon so viele Jahre ihn drückende, und mit so vielem Verdruß verbundene Familienangelegenheit dem Pabste vortragen. Hadrian versprach, zwei Legaten zu schicken, um an Ort und Stelle in einem noch zahlreichern Concilium die Sache des Königes noch einmal untersuchen zu lassen, worauf alsdann von Seite des römischen Stuhles ein definitives Urtheil erfolgen sollte. Durch ihr dringendes Bitten entlockte die Kaiserin dem Pabste auch noch das Versprechen, in Gegenwart des Königs, wenn derselbe nach Rom kommen würde, Messe zu lesen und ihm hierauf die heilige Communion zu reichen. Engelberte und Hadrian kehrten nun wieder, die Erstere zu dem Kaiser ihrem Gemahl, und der Pabst nach Rom zurück. Dahin folgte ihm unverzüglich auch König Lothar. Aber dieser fand, als er in Rom ankam, Vieles ganz anders, als er es zu Folge des ehrerbietigen Betragens, welches der Pabst auf Monte-Cassino gegen ihn angenommen, erwarten zu dürfen geglaubt hatte. Keine jener Ehrenbezeugungen, welche man gekrönten Häuptern zu erweisen pflegte, ward ihm zu Theil. Niemand von dem römischen Adel kam, um ihn zu bewillkommen; und bei der Peterskirche angelangt, erblickte er nicht einen einzigen Geistlichen, welcher ihm entgegen gekommen wäre. Blos von seinem eigenen Gefolge begleitet betrat er den Tempel. Nachdem er eine kurze Zeit vor dem Grabe des heiligen Petrus gekniet hatte, begab er sich in die ihm neben der Kirche angewiesene Wohnung. Aber auch hier fand er nicht das Mindeste zum Empfang eines Monarchen in Bereitschaft. Alles war schlecht und ärmlich eingerichtet; ja sogar die Zimmer waren nicht einmal gehörig gesäubert und gekehrt. An einem Samstag war Lothar nach Rom gekommen. Er hoffte, der Pabst werde ihm am fol-

genden Morgen die Messe lesen; aber Hadrian war auf keine Weise dazu zu bewegen, denn der König ward jetzt noch als ein Excommunizirter betrachtet. Ohne von einem glänzenden, großes Aufsehen erregenden Gefolge begleitet zu seyn, kam am Montag Lothar in die Stadt; machte auch noch an diesem Tage dem Pabste einen Besuch in dem Lateran, und erinnerte ihn an sein auf Monte-Cassino ihm gemachtes Versprechen. Hadrian fragte ihn, ob er den Ermahnungen seines Vorfahrers, des Pabstes Nicolaus, Folge geleistet. Lothar erwiederte, er habe sie als göttliche Gebote treu und gewissenhaft befolgt. Einige mit dem Könige anwesende lotharingische Herren betheuerten die Wahrheit dieser Rede. „Wenn dem wirklich so ist," sagte nun der Pabst, „so wollen wir morgen durch Darbringung des heiligen Opfers dem Ewigen dafür danken. Aber Du, mein Sohn," indem er sich an den König wandte, „mußt ebenfalls daran theilnehmen, um als ein Glied mit dem Leibe Jesu, von welchem Du getrennt warst, wieder vereiniget zu werden." — Die heilige Handlung hatte an dem folgenden Tage statt. Aber wie sehr ward Lothar nicht überrascht, als der Pabst nach vollbrachtem Opfer, den mystischen Leib des Erlösers in seiner Hand, den König mit folgenden Worten anrief: „Wenn, o Monarch! die Sünde des Ehebruchs Deine Seele nicht befleckt, und Du fest entschlossen bist, mit Waldrada keine strafbare Verbindung mehr anzuknüpfen; so nahe Dich mit Vertrauen dem Tische des Herrn, und empfange aus meinen Händen das Sacrament zu Deiner Stärkung und zum Heil Deiner Seele. Wenn Du aber im Gegentheil in Deinem Herzen schon den geheimen Vorsatz nährest, auf der Bahn des Lasters auch ferner noch fortzuwandeln; so wage es ja nicht, hinzu zu treten, denn Das, was

„denen, die reinen Herzens sind, zum Heile gereicht, „würde Dir alsdann nur Verderben bringen.“ — Wie betäubt und seiner Sinne beraubt, trat dennoch Lothar vor den Pabst, und empfing die heilige Eucharistie. Hadrian wandte sich hierauf an die Begleiter des Königes. „Wenn Ihr,“ sprach zu diesen der Pabst, „an den sündhaften Verirrungen euers „Königes keinen strafbaren Antheil genommen, und „jetzt den festen Vorsatz gefaßt habt, ihm, wenn er „wieder in dieselbe Sünde zurückfallen sollte, auf „keine Art dabei behülflich zu seyn; so kommt her„bei, und empfanget den Leib und das Blut unsers „göttlichen Erlösers zu euerm Heile, und zum ewi„gen Leben.“ — Von den mehrsten waren deren gute Engel gewichen; unwürdig und Arges im Herzen traten beinahe alle hinzu, und empfingen die heilige Communion; nur wenige, durch des Pabstes drohende Worte geschreckt, zogen sich zurück und retteten ihre Seele. — An demselben Tage speis'te Lothar mit dem Pabste, der ihn jetzt mit großer Auszeichnung behandelte. Als sie sich trennten, machten sie sich gegenseitige Geschenke; die des Pabstes waren nur von geringem Werth, desto kostbarer jene des Königes, die in einer Menge sehr schwerer goldener und silberner Gefäße bestanden.

24. Ueberaus erfreuet, wenigstens in den Augen der Welt von dem Bann gelößt zu seyn, kehrte nun Lothar nach seinen Staaten zurück, nicht ahnend, daß er diese nie in seinem Leben mehr sehen werde. Gleichsam auf dem Fuße folgten ihm jetzt Gottes furchtbare Strafgerichte. Schon in Rom waren zwei aus seinem Gefolge noch am Tage ihrer sacrilegischen Communion plötzlichen Todes gestorben. Einige andere starben in den folgenden Tagen unter Weges. Aber in Lucca angekommen,

wo Lothar sich ein paar Tage aufhielt, sah er sich von nichts, als von Leichen seiner Leute umgeben. Er selbst spürte fieberische Anfälle. Noch immer erkannte Lothar hierin nicht die ihn züchtigende Hand Gottes. Er setzte seine Reise fort. Sein Uebel nahm jedoch zu, und warf ihn in Piacenza, wo er an einem Sonntag ankam, auf das Krankenlager. Vor acht Tagen hatte er, mit Sünden befleckt, die heilige Eucharistie von den Händen Hadrians empfangen, und des Pabstes damals ausgesprochene furchtbare Drohungen sollten nun in Erfüllung gehen. Aber demungeachtet ward ihm von Gott doch noch eine, obgleich nur kurze Frist zur Buße und Bekehrung gelassen, und auch jetzt hätte er da noch Rettung finden können, wo selbst der größte Sünder nicht fruchtlos um Erbarmung fleht. Leider ließ Lothar auch diese letzte Gnadenfrist unbenutzt vorübergehen. In der Nacht gegen zwei Uhr des Morgens verlor er plötzlich Sprache und Besinnung, und starb in der Frühe um neun Uhr an einem Montag, den sechsten August des Jahres acht hundert neun und sechzig. Vierzehn Jahre hatte er geherrscht, und seine unselige Ehescheidungsgeschichte beinahe eben so viele Jahre die Kirche betrübt, den Pabst, alle damals lebende Monarchen und beinahe die gesammte Christenheit unaufhörlich beschäftiget. Von den wenigen aus seinem Gefolge, die an jenem gottesschänderischen Frevel keinen Antheil genommen, mithin noch lebten und gesund waren, ward Lothars Leiche ganz in der Stille in der außerhalb der Stadt gelegenen Kirche des heiligen Antonius begraben.

25. Die beiden, durch eines Königs blinde Leidenschaft unglücklich gemachten Frauen traten nun ebenfalls von dem so sehr besudelten Schauplatze des Weltlebens ab. Waldrada, der die Welt nach

Lothars Verlust nichts mehr anzubieten hatte; ging in das Kloster nach Remiremond, Theutberge in jenes der heiligen Chlodosinde zu Metz. Innerhalb der stillen Klostermauern vergaß die fromme Fürstin bald alle ihre ausgestandenen Leiden. Den Priestern der Kirche des heiligen Antonius zu Piacenza schenkte sie einige Landgüter, um jedes Jahr an dem Sterbetage ihres Gemahles für dessen Seele zu beten. Sie selbst flehete täglich für ihren ehemaligen Peiniger um Erbarmung zu Gott, und suchte durch ununterbrochene Buß- und Andachtsübungen demjenigen zu helfen, der hier auf Erden sie in einen Abgrund von Schmach hatte stürzen wollen. Gegen das Ende ihres Lebens ward Theutberge Aebtissin des Klosters, und starb im Rufe der Heiligkeit. — Kurz und schnell vorübergehend sind die Leiden dieser Welt, aber ewig jenseits und einem gestadlosen Meere ähnlich ist die Wonne einer durch irdische Leiden gereinigten Seele. Schwerlich mag je noch eine Fürstin sich Theutbergens Loos gewünscht haben. Aber ganz gewiß wird eben dieses Loos Theutberge, als sie zum wahren Leben erwachte, für die größte ihr hier in der Zeit geschenkte Wohlthat betrachtet haben. Ganz anders sinkt und steigt die Wage des Heiligthums, als jene der kurzsichtigen, verblendeten, an Raum und Zeit gefesselten Menschheit!

XXI.

1. **Rothadus von Soissons von Hincmar seines bischöflichen Stuhles entsetzt, und vom Pabste Nicolaus auf demselben wiederhergestellt.** — Gleichzeitig mit der Ehe-

scheidung Lothars schwebte auch Rothads, in Beziehung auf die damalige kirchliche Verfassung höchst merkwürdige Angelegenheit vor dem päbstlichen Kirchenstuhl in Rom. Man wird sich erinnern *), daß gleich nach Hincmars Wahl zum Erzbischofe von Rheims, Ebbo, obgleich er auf dem unter Kaiser Ludwig dem Frommen in dem Jahre 835 zu Metz gehaltenen Concilium sein bischöfliches Amt, sich selbst desselben unwürdig erklärend, niedergelegt hatte, jetzt dennoch auf das Neue wieder Anspruch darauf machte, sich diesfalls nach Rom an Sergius II. wandte, jedoch von dem hauptsächlich dieser Angelegenheit wegen auf Verlangen des Pabstes in dem Jahre 847 zu Paris gehaltenen Concilium abgewiesen, und ihm verboten ward, in dem Erzstift Rheims sich irgend einer bischöflichen Amtsverrichtung zu unterziehen. Durch einen conciliarischen Ausspruch war eigentlich Ebbo nie förmlich seiner Würde entsetzt worden. Auf dem Concilium von Metz hatte er selbst freiwillig abgedankt, und das Concilium diese Abdankung angenommen. Auf jenem in Paris waren ihm blos, bis zum definitiven Urtheil, welches jetzt nicht gefällt werden konnte, weil Ebbo, obgleich vorgeladen, auf dem Concilium nicht erschienen war, alle bischöflichen Amtsverrichtungen untersagt worden. Wie jedoch ein solches definitives Urtheil nothwendig hätte ausfallen müssen, dieß lag klar am Tag, daher er auch seine Ansprüche gänzlich aufgab, und nach Deutschland ging. Ueber Hincmars rechtmäßiger Wahl zum Erzbischofe konnte demnach auch nicht der mindeste Zweifel schweben. Aber, wie es scheint, fürchtete demungeachtet Hincmar, daß noch Einsprüche dagegen könnten erhoben werden. Um also die Erledigung des erzbischöfli-

---

*) Man sehe Abschnitt 14. die Paragraphen 5. 6 und 7.

chen Stuhles seit dem Jahre 835 von allen Seiten in ein recht helles Licht zu setzen, beschloß Hincmar, alle von Ebbo nach dessen Rückkehr *) nach Rheims vorgenommene Weihungen für ungültig zu erklären; und entsetzte demnach wirklich alle von Ebbo in jener Zeit geweihten Geistlichen ihrer Würde. Hiebei hatte es nun einige Jahre sein Bewenden. Aber auf dem im Jahre 853. zu Soissons gehaltenen Concilium erschienen die von Hincmar abgesetzten Geistlichen, unter welchen sich vier Canonici der Kirche von Rheims befanden, und baten um ihre Wiedereinsetzung, zwar nicht als ein ihnen zustehendes Recht, sondern blos als eine Gnade, die sie von ihrem Erzbischofe zu erhalten hofften. In seiner eiteln Besorgniß wegen seiner eigenen Erhebung faßte Hincmar dieses Gesuch von einer ganz irrigen Seite auf, und glaubte, daß dadurch die Rechtmäßigkeit seiner Beförderung zum Erzbischofe in zweifelhaften Anspruch könnte genommen werden. Nach Hincmars Ansicht betraf also die Angelegenheit der abgesetzten Geistlichen ihn selbst. Er ernannte daher einen Ausschuß aus den versammelten Bischöfen, welche Ebbos Entsetzung oder Abdankung, so wie seine eigene Erhebung untersuchen, und ihr Urtheil dem Concilium vorlegen sollten. Gleiches Recht ertheilte er auch den abgesetzten Geistlichen; auch sie sollten ihrer Seits sich Richter aus den Bischöfen wählen; was sie jedoch aus Bescheidenheit ablehnten, und den von Hincmar gewählten Bischöfen ebenfalls ihre Angelegenheit übertrugen.

2. Die ganze Untersuchung reducirte sich nun auf folgende zwei Fragen. 1. Ward auf dem Concilium von Metz der erzbischöfliche Stuhl von Rheims

*) Man sehe Abschnitt XIV. Paragraph 5.

wirklich erledigt? 2. War Hincmar rechtmäßig zum Erzbischofe erwählt worden? Beide Fragen wurden bejahend beantwortet, und alle jene Bischöfe, welche bei der Wahl Hincmars gegenwärtig waren, und sich jetzt hier befanden, gaben einstimmig das Zeugniß: die ganze Clerisei habe Hincmar einstimmig zum Erzbischof erwählt. Hieraus wollte man nun die doppelte Folgerung ziehen, daß nicht nur Ebbo nicht befugt gewesen, Weihungen zu ertheilen, sondern es auch jenen Geistlichen nicht erlaubt gewesen sey, sich von ihm weihen zu lassen. Gegen das Letztere protestirten sogleich und zwar mit Recht die betheiligten Cleriker. Sie hätten, sagten sie, weder unrecht noch unerlaubt gehandelt, indem sie den Ebbo nicht anders als für den rechtmaßigen Bischof hätten halten können, indem er unter dem Schutze Kaiser Lothars von neun Bischöfen, die sie alle nannten, und von welchen selbst fünf gegenwärtig waren, feierlich in der Kirche von Rheims wieder sey eingeführt worden. Diese Behauptung ward jedoch für unwahr befunden, daher auch die Bitte der Geistlichen um Wiedereinsetzung von dem Concilium zurückgewiesen.

3. Daß die so eben erwähnte Behauptung der abgesetzten Geistlichen nicht in Wahrheit gegründet gewesen; dieß wissen wir blos aus den ohne allen Zweifel von Hincmar selbst redigirten Akten. Aber es ist wahrhaft unbegreiflich, wie Geistliche es hätten wagen dürfen, fünf anwesenden Bischöfen öffentlich in das Gesicht zu lügen; und eben so wenig läßt es sich denken, daß diese Bischöfe, wenn die Angabe wahr gewesen, dieselbe jetzt hätten leugnen können, oder leugnen wollen. Was also die Bischöfe auf jene Angabe mögen geantwortet haben, bleibt immer noch ein Räthsel. Da aber der auf Hincmar nothwendig fallende Verdacht einer von ihm

in Redigirung der Akten begangenen Untreue nichts weniger als grundlos ist *), jedoch anderer Seits die abgesetzten Geistlichen auf dem Concilium nicht wieder eingesetzt wurden; so läßt es sich mit aller Wahrscheinlichkeit vermuthen, daß Hincmar entweder einen den Bittenden ungünstigen Spruch auf irgend einem andern, ebenfalls nicht sehr geraden Weg herbeigeführt, oder gar troz eines den abgesetzten Geistlichen günstigen Urtheils, dieselben dennoch nicht wieder in ihre vorige Würde eingesezt habe. Wie diesem aber auch seyn mag, so wird doch allgemein behauptet, daß von diesem Augenblicke an Rothad die Gunst seines Erzbischofes, wahrscheinlich durch eine demselben ungefällige Erklärung verloren, und Hincmar seit diesem Concilium unaufhörlich Gele-

*) Der auf Hincmar lastende Verdacht einer Aktenverfälschung gewinnt auch dadurch noch einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit, daß Hincmar sich so unendlich viele Mühe gab, von jedem Pabst, gleich nach dessen Regierungsantritt, sich die Bestätigung dieses Conciliums zu erbitten. Nach dem alten Kirchenrecht hatten die blos Disciplinargegenstände betreffenden Beschlüsse eines Provincialconciliums volle Rechtskraft, und bedurften keiner höhern Bestätigung. Leo IV. schlug sie daher dem Hincmar geradezu ab; und Nicolaus und Hadrian II. ertheilten sie ihm nur unter dem Vorbehalt: „wenn die Sache sich wirklich so verhalte, wie Hincmar berichtet habe." Kraft dieser Clausel, welche die Weisheit und Vorsicht der beiden Päbste diktirt hatte, konnte die Bestätigung nachher rechtlich wieder zurückgenommen werden. Aus den Worten des Vorbehalts möchte man schließen, daß Hincmar eigentlich nicht die Akten, sondern nur einen umständlichen Bericht über die Verhandlungen des Conciliums eingesandt habe. Aber auch in diesem Falle hätte er immer ein Falsum begangen, das heißt, einen den wahren Hergang gänzlich entstellenden und verfälschenden Bericht dem höchsten Oberhaupte der Kirche vorgelegt.

genheit gesucht habe, den stets tadellos befundenen, höchst ehrwürdigen Bischof von Soissons zu stürzen.

4. Was sein leidenschaftliches Gemüth längst schon suchte, glaubte Hincmar endlich gefunden zu haben. Ein Pfarrer aus der Diöcese von Soissons war in einem groben Verbrechen gegen die Keuschheit ergriffen, und von dem beleidigten Theile verstümmelt worden. Der Bischof hielt den Verbrecher des hohen priesterlichen Amts nicht mehr für würdig. Er entsetzte ihn also desselben, und sein Urtheil ward in einem Provincialconcilium von drei und dreißig Bischöfen bestätiget. Drei Jahre nachher, als der abgesetzte Pfarrer indessen erfahren hatte, daß der Bischof von Soissons dem Erzbischofe verhaßt sey, wandte er sich an den letztern, und Hincmar, blos um den Rothad zu kränken, setzte den verbrecherischen Priester, mit Verletzung aller Rechtsformen, nicht nur alsogleich wieder in sein voriges Amt ein, sondern er ging in seiner Leidenschaftlichkeit gar so weit, daß er den, welchen Rothad an die Stelle des Abgesetzten zum Pfarrer ernannt hatte, ohne alle Ursache einkerkern ließ. Natürlicher Weise beschwerte sich jetzt Rothad über eine solche unerhörte Willkühr seines Erzbischofes, worauf dieser zu Soissons ein Concilium versammelte, und mittels einer schamlosen Verdrehung bestehender Kirchengesetze den Rothad excommunicirte, bis er sich den Verordnungen seines Erzbischofes würde unterworfen haben. Von diesem Spruche appellirte Rothad nach Rom *). Die Bischöfe des Conciliums erkannten die Appellation an, und selbst Hincmar unterschrieb sie,

---

*) Durch das Concilium von Sardica (347. 22. Mai) war jeder Bischof, mithin auch Rothad hiezu berechtiget.

jedoch mit der Bedingung, daß Rothad sie innerhalb einer bestimmten Zeitfrist anhängig mache und verfolge. Rothad säumte nicht, seine Reise in der bestimmten Zeitfrist anzutreten. Als er im Begriffe stand abzureisen, schrieb er vorher noch mehrere Briefe, einen an den König, einen andern an Hincmar, um beiden die Kirche von Soissons während seiner Abwesenheit zu empfehlen, endlich noch einen dritten an einen seiner Freunde, der ebenfalls Bischof war. Diesem bemerkte er verschiedene Punkte, worauf er die übrigen Bischöfe aufmerksam machen sollte, um sie von der Gerechtigkeit seiner Sache zu überzeugen. Auch den von ihm abgesetzten und von Hincmar wieder eingesetzten Pfarrer foderte er in einem Schreiben auf, ebenfalls nach Rom zu gehen, um dort vor dem Pabste auf die gegen ihn erhobene Anklage zu antworten; welches jedoch dieser, wie es sich von selbst versteht, sehr weislich unterließ.

5. Der, welcher von Rothad gesandt ward, die Briefe zu überbringen, traf den König und Hincmar zu Pitres, an der Seine, nicht ferne von Paris. Er übergab die beiden Briefe, hatte aber die Unvorsichtigkeit, sich nach einem Bischofe zu erkundigen, den er nicht zu Hause gefunden und dem er ebenfalls ein Schreiben zu übergeben hätte. Hincmar nöthigte den Briefträger, es ihm zu übergeben, erbrach es, und gab dessen Inhalt nun die boshafte Wendung, als wenn Rothad an die übrigen Bischöfe, das heißt, an ein Provincialconcilium appellirt, mithin auf die Appellation nach Rom verzichtet habe. Eiligst ward jetzt nach Soissons der Abt Thrasulph geschickt. In der Kirche mußte dieser öffentlich kund machen, daß zu Folge eines strengen Verbots, sowohl von Seite des Königs, als auch des Erzbi-

schofes, es niemand erlaubt sey, dem Bischof Rothad zu einer Reise nach Rom auch nur im mindersten behülflich zu seyn, oder gar ihm ein Geleite zu geben. Rothad selbst ward gleich darauf auf Befehl Carls und Hincmars verhaftet. Der König und der Erzbischof begaben sich unverzüglich nach Soissons. Hieher berief Hincmar ein Concilium. Der Versammlungsort war das in der Vorstadt gelegene Kloster zum heiligen Medardus. Rothad ward nun vorgeladen, weigerte sich aber standhaft, vor einer niedern Behörde zu erscheinen, nachdem er an den höchsten Richter der Kirche appellirt und ein Concilium diese Appellation auch anerkannt habe. Als mehrere Vorladungen nichts fruchteten, ward ihm gesagt, daß, wenn er nicht vor dem Concilium erscheinen wollte, er doch wenigstens dem Könige über Eines und das Andere Rede stehen möchte. Dieser Auffoderung glaubte Rothad Folge leisten zu müssen. In dem Medarduskloster, in einem dem Versammlungssaale ganz nahen Gemach, kam er zu dem König und bat diesen sogleich auf das inständigste, die ihm früher ertheilte Erlaubniß zu einer Reise nach Rom jetzt nicht wieder zu entziehen. Ganz kalt gab ihm der König zur Antwort, daß dieses die Sache der Bischöfe wäre, denen er hierin nicht vorgreifen wolle, kehrte ihm den Rücken und verließ das Gemach. Alsbald traten drei Bischöfe ein, welche durch schmeichelnde Worte den Rothad zu überreden suchten, vor dem Concilium zu erscheinen. Da er jedoch auf keine Weise dazu zu bereden war, so ward jetzt die Thüre des Gemaches, in welches man ihn arglistiger Weise gelockt hatte, sorgfältig verschlossen; er selbst von dem Concilium, oder vielmehr von Hincmar, der bischöflichen Würde entsetzt, und ein anderer an seiner Stelle geordnet. Als Gefangener blieb Rothad in dem Medarduskloster eingesperrt.

6. Da dem Bischofe von Soissons nun alle Mittel benommen waren, selbst nach Rom zu reisen, so sandte er seine Appellation schriftlich dahin, berichtete dem Pabste den ganzen Hergang der Sache, und verschwieg dabei auch nicht das gewaltsame, ungerechte Verfahren, das man sich gegen ihn erlaubt hatte. Auch Hincmar schickte die Verhandlungen des Conciliums nach Rom und bat den Pabst um die Bestätigung derselben, mithin auch der Absetzung des Rothads. König Carl, der den Hincmar in allem unterstützte, schrieb zu Gunsten desselben einen eigenhändigen Brief an den Pabst, und Odo, Bischof von Beauvais, ward abgeschickt, um des Erzbischofes, wie des Conciliums Bestätigungsgesuch in Rom zu unterstützen. Aber Nicolaus, dessen unermüdet waltender Geist alle Angelegenheiten der Christenheit umfaßte, der sich stets zu vervielfältigen und überall zu vergegenwärtigen wußte, war von Rothads Unschuld, so wie von Hincmars Umtrieben schon auf das genaueste unterrichtet. Aeußerst merkwürdig ist das päbstliche Schreiben an Hincmar und das Concilium. Das Bestätigungsgesuch ward geradezu abgeschlagen, weil man auf einseitigen Bericht, ohne den Verurtheilten gehört zu haben, nicht entscheiden könne. Die übereinstimmende Aussage eines ganzen Conciliums, bemerkte der Pabst, wäre freilich von großem Gewicht; aber nur dann, wenn nicht, wie jetzt, schon so viele Zeugnisse für die U n s c h u l d des Verurtheilten, so wie gegen die R e c h t l i c h k e i t derjenigen, die über ihn gesprochen hätten, nach Rom gekommen wären; selbst Bischof Odo habe keine gegründete Klage gegen Rothad vorzubringen gewußt. Mit zürnenden Worten verweist der Pabst dem Concilium seine Vermessenheit, den Rothad, ungeachtet seiner eingelegten Appellation, nicht nur abgesetzt, sondern noch überdies in einem

Kloster eingesperrt zu haben. Sie hätten wissen müssen, daß, wenn sogar Rothad sich auf den römischen Stuhl nicht berufen hätte, es dennoch, zu Folge des Conciliums von Sardica, ihre Pflicht gewesen wäre, eine solche Angelegenheit dem Stuhle des heiligen Petrus auszustellen und es diesem zu überlassen, ob er es allenfalls für gut finden möchte, die Sache zum Spruche zu bringen und Richter zu ernennen. Daß Rothad die eingelegte Appellation wieder zurückgenommen haben soll, dies, sagte der Pabst, wolle er einstweilen glauben, jedoch müßte Rothad von ihm auch darüber erst noch vernommen werden. Endlich macht Nicolaus dem Concilium bekannt, daß er dem Hincmar befohlen, innerhalb dreißig Tagen, gerechnet von dem Tage des Empfangs der ihm zugeschickten Weisung, den Rothad entweder wieder in seine Würde einzusetzen, oder denselben, sammt dessen Anklägern und einem Abgeordneten von Seite des Erzbischofes, wenn allenfalls dieser nicht selbst kommen könnte, nach Rom zu senden. Dem König Carl antwortet Nicolaus zwar höflich, jedoch sehr ernst, daß, wenn er der Aufrichtigkeit seiner mehrfach ausgesprochenen Versicherungen von Hochachtung gegen den römischen Stuhl glauben sollte, er auch den Wunsch desselben erfüllen und den Rothad entweder wieder einsetzen, oder ihm die Mittel reichen möchte, nach Rom reisen zu können.

7. Gegen die letztere Forderung des Pabstes, nämlich daß Hincmar, Rothad dessen Ankläger, und der von Letzterm entsetzte, aber von dem Erzbischof wieder eingesetzte Priester sich in Rom stellen sollten, machten Hincmar und sein Concilium mehrere Einwendungen, wovon die bedeutendste war, daß der römische Stuhl hierin die Befugnisse, welche das

Concilium von Sardika im Falle einer Appellation ihm einräume, weit überschreite, indem eben dieses Concilium ihm blos das Recht zugestehe, durch einen Legaten die durch Appellation an ihn gebrachte Angelegenheit an Ort und Stelle, wo die zur Klage gebrachte Sache vorgefallen, auf das neue untersuchen zu lassen. In Ansehung der von Isidor gesammelten Decretalen, welche den Pabst berechtigen, die klagenden wie beklagten Partheien nach Rom zu berufen, bemerkte Hincmar, daß sie keine gesetzliche Kraft hätten, indem sie ja nicht in dem alten Codex enthalten wären. — Diese Einwendungen zu widerlegen, war dem Pabste sehr leicht; und seine Gründe waren um so überwiegender, da Hincmar sich schon dadurch große Blößen gegeben hatte, daß er in Fällen, wo es seinem Interesse zusagte, sich auf die Isidorischen Decretalen*) berufen hatte, und nur jetzt, wo er seinen Vortheil nicht dabei fand, sie nicht als gültige Gesetze betrachten wollte. Der Pabst schloß sein Schreiben mit der Drohung, daß, wenn man sich nicht unverzüglich seiner Verordnung fügen würde, sowohl dem Hincmar, als allen Bischöfen, welche zur Verurtheilung des Rothads gestimmt hätten, die feierliche Messe zu halten untersagt werden sollte.

8. Hincmar und dessen Bischöfe sahen nun ein, daß sie dem Ansehen des Pabstes und dessen anerkannter Geistessuperiorität nicht länger zu widerstehen vermochten. Der Erzbischof beantwortete das päbstliche Schreiben in Ausdrücken, die nichts als Gehorsam und Unterwürfigkeit athmeten. „Den Forderungen des päbstlichen Schreibens,“ sagt Hinc-

*) Von den isidorischen Decretalen wird in dem nächstfolgenden Bande umständlicher gehandelt werden.

war unter andern in seinem Briefe an den Pabst, „zu dessen gehorsamer Befolgung Eure Heiligkeit „mich angewiesen, habe ich mich in aller Ehrfurcht „gefügt, und in Verbindung mit den übrigen Bi„schöfen, ohne den Schluß des Conciliums abzu„warten, die erforderlichen Vorkehrungen getroffen, „daß Rothad in Freiheit gesetzt werde, und unver„züglich seine Reise nach Rom antreten könne.“ Wirklich reiste auch Rothad bald darauf ab, und kam in der Mitte des Sommers 864. in Rom an. In der Erwartung, daß seine Ankläger (Abgeordnete des Conciliums) ebenfalls kommen würden, ward die Untersuchung und Entscheidung seiner Angelegenheit noch auf einige Zeit ausgesetzt. Als man aber jene sechs Monate fruchtlos*) erwartet hatte, berief der Pabst gegen Weihnachten desselben Jahres ein Concilium zusammen, in welchem Rothad auf den Grund seiner schriftlich verfertigten Klage in die Würde und das Amt eines Bischofs wieder eingesetzt ward, jedoch unter der Bedingung, daß, wenn in der Folge noch Kläger gegen ihn in Rom auftreten würden, er sich sogleich stellen wolle. Vier Wochen nachher, weil man noch immer die Abgeordneten des Conciliums hatte erwarten wollen, ward der Spruch publicirt. Am 21. Jänner 865, als am Feste der heiligen Agnes, begab sich der Pabst

*) Hincmar und sein Concilium hatten freilich nach Rom ebenfalls Abgeordnete gesandt, um die Absetzung des Rothads zu rechtfertigen; aber wahrscheinlich war diesen bei dem erhaltenen Auftrag nicht wohl zu Muth; denn sie kehrten, nachdem sie kaum einige Tagreisen gemacht hatten, wieder zurück; weil, wie sie sagten, König Ludwig, der damals mit seinem Bruder Carl nicht in dem besten Vernehmen stand, ihnen die Durchreise durch seine Staaten nicht habe verstatten wollen.

in die Kirche dieser Heiligen, und las nach beendigtem Gottesdienst den zur Wiedereinsetzung Rothads gefällten Spruch feierlich ab. Unter ehrenvoller Begleitung ward Rothad am folgenden Tage in die Kirche der heiligen Constantia geführt, wo er in vollständiger Pontificalkleidung das feierliche Hochamt hielt. — Auf seiner Rückreise begleitete Rothad den Legaten Arsenius, welcher von dem Pabste den Auftrag erhielt, den Bischof in seine bischöfliche Kirche wieder einzuführen; ein Auftrag, dessen sich der Legat, sobald er am Hofe Carls angekommen war, mit allem einem so feierlichen Akt angemessenen Pomp erledigte.

9. Im folgenden Jahr wurden auch die von Ebbo geweihten und daher von Hincmar abgesetzten Geistlichen wieder eingesetzt. König Carl interessirte sich jetzt selbst für dieselben; denn einer davon, Namens Wulfad, hatte ihm wichtige Dienste erzeigt, und er wünschte nun denselben, weil es in seinem Interesse lag, auf den erledigten bischöflichen Stuhl von Bourges zu erheben. Carl wandte sich an den Pabst; dieser befahl dem Erzbischof Gerard von Tours, ein Concilium sämmtlicher Bischöfe Galliens und Neustriens nach Soissons zu berufen; und damit man nun nicht sagen könne, die Bischöfe stießen heute um, was sie gestern beschlossen hätten, machte der erwähnte Erzbischof von Tours den versammelten Vätern den Vorschlag, die abgesetzten Geistlichen, nicht in Folge einer Vernichtung des früher gegen sie gefaßten Beschlusses, sondern blos aus Rücksicht christlicher Liebe und Milde wieder einzusetzen. Das Concilium trat diesem Vorschlag bei. Jeder der Abgesetzten erhielt wider seinen ehemaligen Rang, und Wulfad bald darauf den bischöflichen Stuhl von Bourges.

10. Nicolaus hatte vollkommen Recht, als er in einem seiner an die Bischöfe des dritten Conciliums gerichteten Schreiben sagt: „Wir tragen die „Lasten aller, die gedrückt werden.“ — Wohl trug dieser große, nur in der Gerechtigkeit und der Furcht des Herrn athmende Pabst alle Lasten der *abendländischen*, wie der morgenländischen Christenheit. Auch die Seufzer der im Orient Unterdrückten drangen nach Rom, und wiederhallten in seiner, alle über den Erdkreis zerstreute Kirchen umfassenden Brust. Aber wie Vieles mußte er nicht erst *tragen* und erdulden, und welchen harten Kampf hatte er zu kämpfen, als der stolze und verwegene Photius in Constantinopel gegen den heiligen Stuhl in Rom sich feindlich erhob, und ein abermaliges, länger als dreißig Jahre dauerndes, und wie gewöhnlich mit Grausamkeiten und den härtesten Bedrückungen verbundenes Schisma herbeiführte. Da jedoch dieses eben so wichtige, als traurige Ereigniß innigst mit der Geschichte des byzantinischen Reiches, und besonders des regierenden Hauses verflochten ist; so können wir erst in dem folgenden Bande, nachdem wir den in dem dreizehnten Bande abgebrochenen Faden der griechischen oder oströmischen Geschichte wieder werden aufgefaßt haben, mit der gehörigen Vollständigkeit uns damit beschäftigen, und dann zugleich auch noch einen flüchtigen Blick auf Nicolaus des Ersten merkwürdiges Pontificat uns erlauben, um die ganz eigene, großartige Signatur desselben so lebendig als möglich unsern Lesern vor Augen zu stellen.

Pragmatische Geschichte
der deutschen
National-, Provincial- und vorzüglichsten Diözesan-Concilien,
vom
vierten Jahrhundert bis auf das Concilium von Trient,
mit
Bezug auf Glaubens- und Sittenlehre, Kirchendisciplin und Liturgie
von
Dr. A. J. Binterim.
Erster Band.
Einleitung und Geschichte der Concilien vom vierten bis zum achten Jahrhundert.

gr. 8. Preis 1 Thlr. 16 ggr. oder 3 fl.

Es gehört zu den erfreulichen Zeichen der Zeit, daß die deutsche Geschichtsforschung, die so lange an Oberflächlichkeit und einer unbeschränkten Willkühr der Darstellung litt, ganz sichtlich zu dem Studium der Quellen zurückkehrt und in Folge desselben zu Resultaten gelangt, die oft für den Historiker selbst die überraschendsten sind. Diese Bestrebungen sind indessen noch nicht sehr zahlreich, und wenn sie auch eine gewisse Anzahl wahrer Ideen und Ansichten zu Tage gefördert haben, so stehen diese doch isolirt und ohne Verband da, und man ist bis jetzt noch nicht dahin gelangt, das religiöse Princip zum herrschenden und zur leitenden Idee aller historischen Forschung und Anschauung zu erheben. Zum Theil rührt dieses daher, daß sonst unbefangene Männer die religiösen Elemente und Grundlagen der Geschichte über den politischen Erscheinungen zu viel aus dem Auge verloren, oder aus Mangel an theologischer Bildung die einzelnen an sich unbedeutenden Erscheinungen in ihrem Verhältnisse zum Ganzen nicht zu würdigen verstanden. Es ist daher ein um so dankenswertheres

unternehmen, daß ein so ausgezeichneter Theologe und gründlicher Forscher, wie Hr. Dr. Binterim, es unternommen hat, die oben besprochene Aufgabe in Bezug auf deutsche Geschichte durch dieses Werk zu lösen. Wenn irgend ein Volk seine gesammte moralische und wissenschaftliche Cultur dem Christenthume verdankt, so ist es das deutsche; eine Geschichte der Anstalten also, durch welche die neugewonnene Bildung gehandhabt und gefördert wurde, ist Volksgeschichte, integrirender Theil der in der früheren Epoche unbedeutenden politischen Geschichte, und im Ganzen reichhaltiger als dieselbe. So wichtig indessen diese Grundansicht im Allgemeinen ist, so bedeutend sind die Resultate, die im Einzelnen aus einer solchen Darstellung hervorgehen. Daß die einzelnen religiösen Erscheinungen von der politischen Geschichte bisher ignorirt wurden und für dieselben in gewisser Beziehung neu sind, ist oben schon bemerkt worden: allein selbst für die eigentliche Kirchengeschichte ist der Gewinn, der aus dieser Monographie der Concilien hervorgeht, bedeutend. Abgesehen davon, daß in Bezug auf historische Forschung und eigenthümliche Auffassung nur Vorzügliches zu erwarten sey, was wir als bekannt voraussetzen dürfen, — so hat die Entwickelung des Glaubens und der Disciplin, des Cultus und der Liturgie in Deutschland nach der Individualität des Volkes, dessen speculative und praktische Auffassungsweise des Christenthums sich ganz anders ausbildete, als bei Griechen und Römern, viel Eigenthümliches, dessen Darstellung eine allgemeine Kirchengeschichte nach ihrem Zwecke ausschließen und einer speciellen Bearbeitung vorbehalten bleiben mußte.

Katholische Dogmatik

von

Dr. Heinrich Klee,

ordentlichem Professor der Theologie zu Bonn.

Drei Bände.

gr. 8. Preis 10 fl. 30 kr. od. 6 Rthlr.

Unter allen Zweigen der Theologie ist verhältnißmäßig die Dogmatik in neuerer Zeit am wenigsten befriedigend angebaut worden. Die früheren Werke, so schätzbare Dienste sie

ihrer Zeit der Kirche leisteten, sind veraltet: die neueren zum Theil unvollendet und nicht ganz unverdächtig, theils von aller wissenschaftlichen Form und Methode entblößt. Diesen Mängeln zu steuern, hat der berühmte Verfasser die Herausgabe einer größern Dogmatik unternommen und ein durch katholische Principien, tiefe Speculation, Schärfe des Raisonnements und eine ungemein reiche patristische Erudition ausgezeichnetes Werk geliefert.

CATECHISMUS ROMANUS AD PAROCHOS. Ex Decreto Concilii Tridentini et Pii V. Pontificis Maximi jussu editus et promulgatus. Accessit Breve S. D. N. Clementis XII.

8. geheftet. 1 fl. 48 kr. od. 1 Rthlr.

Eine neue Ausgabe dieses wichtigen symbolischen Buches war bei dem Mangel und der schlechten Ausstattung der früheren schon längst gewünscht. Die vorstehende ist ein Abdruck der besten Originalausgaben, und zeichnet sich durch saubern Druck, schönes Papier und eine genaue Correktur aus. Sie ist daher allen Freunden eines gründlichen Quellenstudiums zu empfehlen.

Hausen, F., Universal-Register zur Geschichte der Religion Jesu Christi von F. L. Grafen zu Stolberg, fortgesetzt von Fr. v. Kerz. Sechzehnten bis drei und zwanzigsten, der Fortsetzung ersten bis zehnten Bandes.

8. Ausgabe. 1 fl. 30 kr. od. 20 ggr.
gr. 8. Ausgabe. 1 fl. 48 kr. od. 1 rtlr.

Der Verfasser hatte sich bei Ausarbeitung dieses Registers die größte Vollständigkeit und eine musterhafte Anordnung zur Pflicht gemacht. Es ist nun den Verlegern um so erwünschter, die vollkommene Lösung dieser Aufgabe ankündigen zu können, da jede Arbeit der Art mit sehr großen Schwierigkeiten zu kämpfen hat, und durch das Erscheinen derselben den Wünschen aller Besitzer der Kerz'schen Religionsgeschichte Genüge geleistet wird.
